



//7//

HEINZ STOLTE

Das siebzehnte Jahrbuch

Vor nunmehr 75 Jahren, am 30. März 1912, ist der Schriftsteller Karl May zu Radebeul bei Dresden verstorben, eine Woche, nachdem es ihm noch vergönnt gewesen war, in Wien anlässlich seines Vortrages ›Empor ins Reich der Edelmenschen‹ einen nahezu triumphalen Erfolg bei einem nach Tausenden zählenden Publikum zu erleben. Die 75. Wiederkehr seines Todestages ist in diesem Jahre Anlaß geworden, in vielen Würdigungen der Presse und des Fernsehens, ja sogar durch amtlich-offizielle Akte - und zwar einvernehmlich in b e i d e n deutschen Staaten - seiner zu gedenken. Die feierliche Kranzniederlegung an seinem Grabmal zu Radebeul war ein besonders beachtliches Zeichen der Rehabilitierung eines lange verpönten Autors, und die in einer Feier zu Bamberg durch den Bundespostminister persönlich ausgegebene und begründete Karl-May-Sonderbriefmarke dokumentierte den gleichen Respekt vor einer ungewöhnlichen literarischen Lebensleistung.

Das hier vorgelegte siebzehnte Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft dürfte man daher wohl auch als eine ›Jubiläums‹-Publikation ansehen, auch wenn wir, dem Gegenstand unserer wissenschaftlichen Forschungsziele angemessen, es sorgsam vermieden haben, hier einen Jubelchor erschallen zu lassen. Im Gegenteil: Der 75. Todestag Karl Mays ist uns Anlaß gewesen, noch einmal manches ins Gedächtnis zu rufen, was die schier unglaubliche Spannweite an Schicksal zeigt, die in seinem Falle zwischen tiefster Erniedrigung und Verfemung damals und den ehrenden Bezeugungen von heute liegt.

So haben wir denn nicht ohne Grund zur gleichen Zeit, da Millionen Briefmarken den Ruhm des Jubilars bekunden, an den Beginn unseres Jahrbuchs den Beitrag von Roland Schmid gestellt, der einen Fund aus dem Verlagsarchiv erstmals veröffentlicht und kommentiert; Karl Mays (lange Zeit rätselhaft gebliebene) Notierungen, die er während seiner vierten Haftzeit geschrieben hat (›Leckerbissen‹. Karl Mays Atzung im September 1879 - von ihm selbst überliefert). Ihn muß man sich zunächst einmal vor Augen halten, den armen Kerl in der Zelle, und diesmal sogar durch ein Fehltrail hineingeraten. Hiervon wird sich um so wirkungsvoller abheben, was Hartmut Vollmer (Ins Rosen-

//8//

rote. Zur Rosensymbolik bei Karl May) in einem schönen und ins Geistesgeschichtliche ausgreifenden Essay, aber genau anknüpfend an letzte Worte Mays vor seinem Sterben, ausgebreitet hat: ein spezifisch p o e t i s c h e s Kernmotiv seines Œuvres.

Die folgenden drei Beiträge enthalten Interpretationen zu Werken Karl Mays. Ingmar Winter (»Bin doch ein dummer Kerl«) betrachtet das so vielfach verwendete Motiv vom Spurenlesen und die damit allemal verknüpften quasididaktischen Dialoge und zieht Verbindungen zwischen ihnen und der damals zeitgenössischen Schulpädagogik und ihren Wandlungen. Die in unserem Jahrbuch 1986 veröffentlichte Abhandlung über Mays Roman »»Weihnacht!«« (Der Fiedler auf dem Dach) hat den Wunsch erweckt, dieses Thema, das eine entscheidende Grenzsituation im Leben des Schriftstellers bezeugt, noch des näheren und weiteren zu vertiefen. Hierzu hat uns Gerhard Neumann (Das erschriebene Ich) seinen schon an anderer Stelle veröffentlichten und von uns diskutierten Aufsatz über »»Weihnacht!«« zum Wiederabdruck zur Verfügung gestellt und damit zweifellos Anregungen zu ähnlichen Untersuchungen gegeben; z. B. indem er zeigt, wie sich soziale Strukturen der heimatlichen Gesellschaft (1. Kapitel) im weiteren exotischen Teil des Romans verfremdet wiederholen. Auch Walther Ilmer (Karl Mays Weihnachten in Karl Mays »»Weihnacht!««) hat sich dieses Themas angenommen in einer Abhandlung, von der wir hier nur den ersten Teil haben aufnehmen können und in der er insbesondere die Hypothese vertritt, daß sich die biographische Episode vom Kerzendiebstahl im Seminar gewissermaßen prismenartig in seinem Weihnachtsroman vielfältig niederschlägt.

Es hängt mit dem schon erwähnten understatement zusammen, das wir, wie schon erwähnt, in diesem Buche wahren wollten, daß mehr als die Hälfte des Bandes dem Bereich der Kritik und Polemik eingeräumt ist, dem also, was Helmut Schmiedt im Literaturbericht dieses Jahrbuchs so trefflich die Sekundär-, Tertiär- und Quartärliteratur nennt. Es sind die schlimmen Zeiten von Karl Mays letztem Lebensjahrzehnt, die anschaulich wiederaufleben in Dokumenten wie von Paul Rentschka (Karl Mays Selbstenthüllung) und Mays erstmals hier veröffentlichten Briefen an Rentschka, welche beide Ernst Seybold ausführlich eingeleitet und mit Anmerkungen versehen hat; oder auch von Hermann Cardauns (»Herr Karl May von der anderen Seite« und »Die »Rettung« des Herrn Karl May«), denen Christoph F. Lorenz kritische Bemerkungen über diesen Autor (»Nachforscher in historischen Dingen«) vorausgeschickt hat. In einer Retrospektive (Vor fünfzig Jahren. Zeitgenössische Stimmen zum »Volksschriftsteller«) hat der Verfasser der

//9//

ersten Dissertation über Karl May (Jena 1936) eine exemplarische Auswahl aus der ihm damals zugegangenen Flut von Rezensionen an sechs Beispielen, zustimmenden und verreißenden, wieder aus der Vergessenheit heraufgeholt. Es war immerhin der Beginn der akademischen Karl-May-Philologie. Auch diesmal hat Helmut Schmiedt in seinem Literaturbericht eindrucksvoll verdeutlicht, welche weite Kreise die Beschäftigung mit dem Thema Karl May heute bereits umgreift, sei es, daß Texte neu ediert worden sind, sei es, daß Philologen ihr methodisches Instrumentarium an dem Phänomen Karl May in mehr oder weniger ergiebigen Analysen erprobt haben. Daß hierbei neben klugen Erkenntnissen und erstaunlichen Entdeckungen gelegentlich auch Torheiten und Binsenwahrheiten herauskommen, hat uns unser scharfäugiger Referent auf eine Weise vorgeführt, die uns außer einer Fülle von Informationen auch ein besonderes Lesevergnügen bietet.

Der kritische Teil dieses Jahrbuchs wäre den Herausgebern nicht vollständig erschienen, wäre darin nicht auch ein gehöriges Stück **S e l b s t k r i t i k** enthalten gewesen. Günter Scholdt (Karl-May-Forschung und Karl-May-Gesellschaft) hat es uns in einer weit ausholenden Darstellung geliefert und

dabei manches Positive lobenswert gefunden, aber vor allem mit Tadel und Forderungen nicht gespart. Die Herausgeber sind keineswegs mit allen Meinungen Scholdts einverstanden, wie mir beispielsweise seine Forderung, die Karl-May-Gesellschaft möge negative Urteile über May nicht unterschlagen, angesichts der gerade in diesem Jahrbuchband gehäuften Kritik fehl am Platz zu sein scheint, fürchteten wir doch vielmehr, diesmal des Guten (bzw. Bösen) zuviel getan zu haben.

Wie in jedem Jahre schließt auch diesmal Erich Heinemann unser Jahrbuch mit einem Bericht über die Tätigkeit der Karl-May-Gesellschaft: ›Arbeit, Pläne, Perspektiven‹.

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//20//

HARTMUT VOLLMER

Ins Rosenrote

Zur Rosensymbolik bei Karl May

Errichtet keinen Denkstein. Laßt die Rose
nur jedes Jahr zu seinen Gunsten blühen.
Denn Orpheus ist.

Rainer Maria Rilke: Die Sonette an Orpheus

I.

Letzte Worte, die ein Menschenleben beschließen: bewußte Manifestationen des Unabänderlichen oder zufällige im Sterbenskampf herausgehauchte Laute? Finale Lebensformulierungen, Botschaften an die Nachwelt? Töne des Unbewußten, eines am Tore des Jenseits stehenden Geistes? Artikulationen unermesslichen Schmerzes oder unfassbarer Freude? Bekundungen der Verlorenheit oder der Erlösung? - Viele Fragen, Rätselhaftes und Geheimnisvolles, begleiten den Grenzzustand zwischen Leben und Tod. - Grenze? Bedeutet diese Grenze das endgültige Ende, den Sturz ins Nichts, oder öffnet sich hinter ihr ein neues, eigentliches Leben? Wir werden es bei diesen Fragen bewenden lassen müssen, auch rational stoßen wir auf unumstößliche Grenzen. Unzählige Philosophien und Religionen unterschiedlichster Völker und Kulturen haben Antworten zu geben versucht, so vielfältig und widersprüchlich wie das Bild des Sterbens, des Todes selbst, und uns Menschen bleibt es letztlich überlassen, welche Antwort wir annehmen und akzeptieren - wenn wir sie freilich überhaupt suchen, ist doch der Tod, angesichts der Unfaßbarkeit dieses Phänomens, angesichts der mit ihm verbundenen Schrecken, seit jeher das große Tabu menschlicher Existenz.

Sieg! Großer Sieg! Rosen - Rosen - rot! waren die letzten Worte Karl Mays, die uns seine am Sterbebett wachende Frau Klara überliefert hat.¹ Gehen wir von der Authentizität dieser Worte aus,² so sind sie alles andere als zufällige Sterbensartikulationen, im Gegenteil: daß May gerade Rosen in der Erkenntnis, im Gefühl der Erlösung, des großen Sieges, nennt, scheint - wie wir, Leben und Werk Mays überblickend, darlegen wollen - schlüssig und geradezu folgerichtig.

Nun besitzt natürlich jedes letzte Wort a priori besondere Bedeu-

//21//

tung. Warum May an der Grenze zum Tod aber mit der R o s e sein Leben beschließt, ist eine wichtige Frage, auf die in der May-Forschung, seltsam genug, bis heute noch nicht eingegangen worden ist. Bei dieser Überlegung will sich der - vielleicht ein wenig gewagt anmutende - Vergleich zu einem großen literarischen Zeitgenossen Mays, zu einem der bedeutendsten Lyriker deutscher Zunge aufdrängen, zu Rainer Maria Rilke, der wie May die Rose dazu bestimmte, sein Lebensende zu krönen: »Rose, oh reiner Widerspruch, Lust, / Niemandes Schlaf zu sein unter soviel / Lidern« - diese Verse hatte Rilke für seinen Grabstein an der Kirche von Raron ausersehen.

Obgleich Rilke und May vieles unterschied, gemeinsam war ihnen die künstlerische Intention, das Dasein symbolisch zu erklären und zu begründen, das Einzelschicksal in übergeordnete, metaphysische Zusammenhänge einzubinden, die Widersprüche zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Immanenz und Transzendenz aufzulösen und zur Einheit zu führen.³ Für beide Dichter war hier die Rose das zentrale Symbol, das die Bindung zwischen Diesseits und Jenseits, die Kommunion von Leben und Tod sinnbildlich darstellte, schließlich dem eigenen Tod überragend voranstand.⁴

Während die Untersuchungen zur Rosensymbolik bei Rilke, wichtige Hinweise für ein Verständnis seines Gesamtwerks liefernd, zahlreich sind, soll eine umfassende Studie zur Bedeutung des Rosenmotivs bei May hier erstmals versucht werden. Von der Analyse dieses zentralen, exemplarisch zu verstehenden Motivs versprechen wir uns, Wesentliches über den Mayschen Schaffensprozeß zu erfahren. Stützen werden wir uns dabei auf ausführliche Zitate der im Werk zu findenden Rosenstellen.

II.

Um eine Einsicht in die Symbolkraft der Rose zu bekommen, die sich in Mays Œuvre wiederfindet, wollen wir zunächst einen kurzen Überblick über die Kultur- und Symbolgeschichte dieser Blume geben, der die Grundlage für ein Verständnis des Rosenmotivs bei May schaffen wird:

Wie uns überliefert ist, war die Wildrose schon bei den Pfahlbauern beliebt, wohingegen die Gartenrose eine weite Verbreitung zuerst durch die Assyrer und Babylonier fand, die sie von den Persern kennengelernt hatten. Als geheimnisvolles, göttliches Symbol und zugleich als Sinnbild diesseitiger Freude und Lebenslust ist die Rose

//22//

schon in der Antike zu entdecken. Griechen wie Römer schätzten die in den südlichen Ländern üppig sprießenden Rosen besonders als Schmuck bei weltlichen und religiösen Festen, als Symbol der Liebe und Verehrung (auch gegenüber den Toten) und als Zeichen der Fruchtbarkeit. Sie war der Liebesgöttin Aphrodite (Venus) geweiht, die der Rose - nach der griechischen Mythologie - ihre Schönheit verliehen haben soll, diente aber auch zur Bekränzung des Weingottes Dionysos (Bacchus), dem sie ihren Duft zu verdanken habe. Die gleichzeitige irdische wie göttliche Symbolik der Rose wird hier sehr deutlich. Während man die prachtvolle Blume einerseits in ihrer Heiligkeit und überirdischen Schönheit verehrte,

trieb man andererseits maßlosen irdischen Luxus und Verschwendung mit ihr, veranstaltete bei üppigen Gelagen wahre Rosenregen, bekränzte sich mit ihnen das Haupt, in der Gewißheit ihrer gehirnstärkenden und kühlenden Wirkung, wodurch man den Rausch des Weines zu schwächen hoffte. Pflanzenkultur bewiesen die römischen Gärtner, die Rosen schon in einer Art Treibhaus anbauten. Alljährlich feierten die Römer ein eigenes Rosenfest (rosalia). Für den weltlichen Genuß verstand man auch bereits, aus Rosen duftende Salben und Öle zu gewinnen, verwendete sie ebenso als Heilmittel. Ihre geheimnisvolle und rätselhafte Bedeutung dokumentierte sich wiederum bei den zahlreichen Festen, wo Rosen über die Tafel aufgehängt wurden zum Zeichen, daß die ›sub rosa‹ geführten Gespräche der Verschwiegenheit anheimfielen. In der symmetrischen Konstruktion der Rose erkannte man zudem ein Ewigkeitsbild, bei dem die fünf Blütenblätter im Grundriß den kosmischen Kreislauf darstellten.

Wesentliche Bedeutung kam der Rose auch in der christlichen Mystik des Mittelalter - als Symbol der ›unio mystica - zu, wobei ihr Verwelken und prachtvolles Aufblühen auf die mystische Wiedergeburt verwies. Aufgrund ihrer vorwiegend roten Farbe und ihrer Blütenform wurde sie zum Sinnbild sowohl für die das Blut Christi auffangende Schale (vgl. den Gralsmythos) als auch für die fünf Wundmale Christi selbst.

Als ›Rose ohne Dorn‹ - Dornen allegorisierten die Sünde, Leid und Schmerz (s. die Dornenkrone des leidenden Heilands) - pries man die Gottesmutter Maria. Seit dem 14. Jahrhundert finden wir häufige Abbildungen Marias in einer Rosenlaube. Überhaupt war die Rose immer wieder ein Attribut der Jungfrauen und Heiligen,⁵ Reinheit und Keuschheit, überirdische Schönheit und göttliche Tugend versinnbildlichend. Wie die Legende berichtet, symbolisierten im Schnee aufblühende Rosen die Liebe der hl. Klara zu Franz von Assisi.

//23//

Bedeutsam für unsere Betrachtung ist auch die himmlische Rose, die ›rosa candida‹ Dantes in seiner ›Göttlichen Kömödie‹; im ›Paradiso‹ (30. und 31. Gesang) formt die Schar der Erlösten im Himmel eine riesige Rose, deren Blütenblätter aus der stufenweisen Rangordnung der Seligen gebildet sind.

In dem aus geschnitzten Rosenblütenornamenten bestehenden Rosenkranz, den der hl. Dominikus im 15. Jahrhundert in die katholische Kirche einführte, und den Fensterrosetten romanischer und gotischer Kirchen, die den himmlischen Kreislauf darstellen (an die Rosettenform von Bauskulpturen ist hier ebenfalls zu denken), finden wir Ausdrucksversuche, Materialisierungen geistig-seelischer Göttlichkeit. Auch in viele Wappen wurde die Rose integriert; das Siegel Martin Luthers zeigt ein aus einem Herzen wachsendes Kreuz im Innern einer Rose; im Wappen des Predigers und religiösen Dichters Johann Valentin Andreae sehen wir das Andreaskreuz mit vier Rosen in den Winkeln (die Vereinigung von Rose und Kreuz war das Symbol des ›Rosenkreuzer‹-Ordens, eines esoterischen Bündnisses reformierten evangelischen Christentums).

Aber nicht nur unter religiösen Gesichtspunkten wurde die Rose im Mittelalter hochgeschätzt; nach antikem Vorbild veranstaltete man in Rosengärten, die in allen größeren Städten angelegt waren, regelmäßige Rosenfeste. Bei den Feiern der Minnesänger spielte die Rose als Symbol der Liebe und Schönheit ebenfalls eine große Rolle;⁶ der im 13. Jahrhundert entstandene ›Roman de la Rose‹ von

Guillaume de Lorris und Jean de Meung ist eine bedeutende Minne-Allegorie, in der die Blumenkönigin als tragendes Symbol erscheint. Die Rose als Sinnbild der Vereinigung von Liebe und Tod begegnet uns im ›Tristan und Isolde‹-Epos, wo sich Rosen, als Zeichen ewiger Liebe, auf den Gräbern des toten Liebespaares eng miteinander verflechten.

Große Rosenkulturen bestanden im 13. Jahrhundert aber ebenso außerhalb Europas, besonders in Persien (in Schiras und Isfahan), welche die Dichter Persiens immer wieder zu Hymnen an und über die Rose veranlaßten. Nach der islamischen Überlieferung soll die Rose aus dem Schweiß Mohammeds entstanden sein.

Eine äußerst blutige Berühmtheit erfuhr die Rose im 15. Jahrhundert, als die britischen Adelshäuser Lancaster und York in einen langjährigen brutalen Zwist gerieten, der aufgrund der weißen (York) und der roten (Lancaster) Rose, die die Lords in ihren Wappen führten, unter dem Namen der ›Rosenkriege‹ in die Geschichte einging.

Dieser kurze, natürlich nicht lückenlos sein könnende Überblick mag genügen, die irdisch-himmlische Rosensymbolik in ihren Grund-

//24//

zügen aufzuzeigen. Daß die Rose in der Dichtung - wie wir im folgenden ausführen wollen - ein sehr beliebtes Motiv ist und häufige Verwendung findet, erklärt sich unverkennbar aus ihrer hier skizzierten Symbolkraft.

III.

Seit jeher gehört die Rose zu den Iyrischen Urbildern der Dichtung,⁷ in denen sich die Schönheit der Welt, die Liebe zu einem Menschen, Lebensfreude, aber auch Vergänglichkeit, das schmerzhaft »Verblühen« des Daseins, die Unhaltbarkeit des Glücks exemplarisch ausdrücken. Die Spannungen zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Leben und Tod, haben die Dichter in der blühenden und welkenden Rose sinnbildlich wiedergefunden und sie als eine mystische Kommunion der Gegensätzlichkeiten verehrt: rätselhaft ihr Nur-Da-Sein, ihr vollendetes Sich-Selbst-Leben; geheimnisvoll ihre ewige Ruhe und Unbeflecktheit, ihre bedingungslose, schönheiter-schaffende Hingabe, ihre Vergeistigung des Sichtbaren in der Form des Duftes, ihr unmittelbares Teilhaben an metaphysischen Zusammenhängen; vollkommen ihre Bindung von Außen und Innen, von Sichtbarem und Unsichtbarem; absolut ihre Einheit von Oberfläche und Tiefe - eine Duft- und Farbenpracht, die an verlorene Paradiese erinnert:

Die Welt umfasset nicht das Bild der Rose,
Die Phantasie umfasset nicht die Rose.
Vom Seelengarten Botin ist die Rose,
Und Inbegriff der Schönheit ist die Rose.

schreibt im 13. Jahrhundert der persische Dichter Rumi; ein Jahrhundert später gemahnt der ebenfalls in

Persien beheimatete Hafis:

Daß die Rose dir zum Beispiel werde!
Sonne, Tau und süßen Wind von Osten,
Allen Glanz und alles Glück der Erde
Weiß sie frei und unbesorgt zu kosten.
Des Propheten Weisheit braucht sie nicht:
Denn sie lebt ja so, wie jener spricht.

*

Die Ros' ist ohn' Warum, sie blühet, weil sie blühet;
Sie acht' nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

heißt es drei Jahrhunderte später bei Angelus Silesius. Und Friedrich Rückert verkündet im 19. Jahrhundert:

//25//

Die volle Rose glüht so rein in sich beschlossen.
In Duft ist ihr Gemüt, in Licht ihr Geist gegossen.
Wer sich in sie vertieft, der sieht vollendet ganz
Die Schöpfung, und es trieft die Welt von Gottes Glanz.[8](#)

Sehr beliebt ist das Rosenmotiv besonders in der Volksdichtung, wo es vorwiegend als Schmuck der Geliebten oder als Allegorie für die Geliebte selbst auftaucht. Eine beeindruckende Verbindung von Volkslied und Kunstlied hat Goethe mit seinem berühmten ›Heidenröslein‹ (1771) geschaffen. Die Rose steht hier nicht allein für das von einem Knaben geliebte Mädchen; die schlichten Verse schildern darüber hinausgehend die Begegnung von Mensch und natürlicher Schönheit, eine Beziehung, die überschattet wird durch den Anspruch des Menschen, Schönheit und Glück in Besitz zu nehmen, der das Ersehnte damit jedoch zerstört (die ›gebrochene Rose‹).

Reich an ›Rosen-Liebeslyrik‹ - ganz im Sinne Schillers: »Ehret die Frauen! Sie flechten und weben / Himmlische Rosen ins irdische Leben« (›Würde der Frauen‹) - war vor allem das 19. Jahrhundert; einige der bekanntesten deutschsprachigen Gedichte seien hier genannt: Tiecks ›Heimliche Liebe‹, Brentanos ›Dein Lied erklang‹, Uhlands ›Lauf der Welt‹ und ›Vorabend‹, Eichendorffs ›Wahl‹, Heines ›Warum sind denn die Rosen so blaß‹ und ›Alte Rose‹, Lenaus ›An die Entfernte‹ und ›Jugend und Liebe‹, Hebbels ›Sommerbild‹, Storms ›Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt‹ und ›Die Nachtigall‹, Kellers ›Wie sie sich da dreht im Tanze‹, ›Ich halte dich in meinen Armen‹.

Mit dem Ästhetizismus der Wende zum 20. Jahrhundert rückte die Rose (wie die Blume allgemein) in den Mittelpunkt neuen Interesses. Man berauschte sich an ihrer Schönheit und Blütenpracht wie an ihrer Vergänglichkeit, in der man eine Analogie zur allgemeinen Verfallsstimmung erkannte. Das Postulat der Stilkunst um 1900 nach einer Rückkehr zum Natürlichen, Lebendigen führte zu einem regelrechten Hymnus auf die Blumen- und Pflanzenwelt - man begab sich wieder auf die Suche nach der ›blauen Blume‹ der Romantik. Der Jugendstil, der sich zu allem Fließenden, Bewegenden und Veränderlichen hingezogen fühlte, sah in der Blume ein Motiv, das dem künstlerischen Ausdruckswillen, einer Stilisierung des Lebens sehr entgegenkam; ein berühmtes Werk dieser Kunstbewegung ist Oscar Wildes Märchen ›Die Nachtigall und die Rose‹,[9](#) in dem der Rose eine zentrale Bedeutung zukommt.

Ebenfalls großes Interesse an Blumen bekundete der Symbolismus, was schon allein in der symbolistischen Poesie der Synästhesie, der Vermischung verschiedener Sinneseindrücke also - welche

die Erfas-

//26//

sung der Blume ja voraussetzt -, begründet lag. Ein bedeutsames Werk dieser Stilrichtung, Charles Baudelaires ›Les fleurs du mal‹, indiziert aber bereits im Titel den Bruch mit dem traditionellen Blumen-Bild und die Hinwendung zu dunklen, dämonischen Seiten des Daseins.

Mit Rainer Maria Rilke, der wie kein anderer Dichter die Rose verehrte, ihre symbolische Bedeutung pries und in seiner Lyrik gestaltete - ein ganzer Gedichtzyklus (›Les Roses‹) war ihr gewidmet -, fand die Rosendichtung ihren glanzvollen Höhepunkt:

Wo ist zu diesem Innen
ein Außen? Auf welches Weh
legt man solches Linnen?
Welche Himmel spiegeln sich drinnen
in dem Binnensee
dieser offenen Rosen,
dieser sorglosen . . .

schreibt er im Gedicht ›Das Rosen-Innere‹ (›Der Neuen Gedichte anderer Teil‹). Und im Gedicht ›Die Rosenschale‹ (›Neue Gedichte‹):

. . . vor dir steht die volle Rosenschale,
die unvergeßlich ist und angefüllt
mit jenem Äußersten von Sein und Neigen
Hinhalten, Niemals-Gebenkönnen, Dastehn
das unser sein mag: Äußerstes auch uns.

Wenn wir unsere Betrachtung der Rosendichtung mit Rilke beenden, bevor wir uns ausführlich der Rosenmotivik und -symbolik bei Karl May zuwenden, so sind wir zu den Überlegungen unserer Einleitung zurückgekehrt. Auf der Grundlage allgemeiner Bedeutung und literarischer Verwendung des Rosensymbols wird es nun möglich sein, May in größere Geisteszusammenhänge einzuordnen, gleichzeitig seine individuelle dichterische Gestaltung sichtbar zu machen.

IV.

Karl Mays Sterbensworte am vorletzten Märzabend des Jahres 1912 markieren nicht nur das Ende eines einzigartigen, äußerst bewegten Lebens, sie setzen gleichfalls den Schlußpunkt einer dichterischen Entwicklung, die von zügelloser Kolportageschriftstellerei über meisterhaft geschriebene bunte Abenteuererzählungen verlief und schließlich mit den künstlerisch bedeutenden symbolisch-allegorischen Alterswer-

//27//

ken ihren krönenden Höhepunkt fand. So brüchig und widersprüchlich das Œuvre Mays in toto erscheint

- und vor dieser Tatsache hat die Literaturgeschichtsschreibung beim Versuch, May einer bestimmten Epoche und geistigen Strömung zuzuordnen, unweigerlich kapitulieren müssen -, war May im hohen Alter sehr darum bemüht, sein Werk als Kontinuum begreifbar zu machen, aus der Sicht des Symbolikers auch das frühere Schaffen zu erklären: . . . *alle meine Reiseerzählungen, die ich zu schreiben beabsichtigte, sollten bildlich, sollten symbolisch sein. Sie sollten Etwas sagen, was nicht auf der Oberfläche lag*; [10](#) alle Reiseerzählungen seien als *Gleichnisse, also bildlich resp. symbolisch zu nehmen*. [11](#) Den Verdacht einer effekthaschenden ›Geisterseherei‹, die der symbolische Anspruch bei den Lesern möglicherweise aufkommen ließ, suchte May aber sogleich zu entkräften: *Von einem Mystizismus oder dergleichen kann dabei gar keine Rede sein. Meine Bilder sind so klar, so durchsichtig, daß sich hinter ihnen gar nichts Mystisches zu verstecken vermag*. [12](#) In Wirklichkeit waren Mays Bilder - vor allem die des Spätwerks - jedoch alles andere als klar und durchsichtig, waren sie durchaus »mystisch«, was Interpreten des Mayschen Œuvres zu bestätigen wissen. - Ja, Arno Schmidts viel- und gernzitierte Apostrophierung Mays als »bisher letzte(n) Großmystiker unserer Literatur« [13](#) hat nichts als die Wahrheit hinter sich!

Seit Hans Wollschläger sind die Ursachen für Mays Hinwendung zum Symbolischen primär in dessen psychischem Umbruch zu sehen, nach dem May den persönlichen Liebesverlust in einer überirdischen, menscheitsumfassenden Liebe wiederfand, seinen Einzelfall als Menschheitsschicksal erkannte und proklamierte. [14](#) Eine derartige literarische Wandlung kann freilich nicht aus dem Nichts entstehen, und so zeichnet sich diese Entwicklung Mays auch schon in den späten Reiseerzählungen kurz vor der entscheidenden Orientreise 1899/1900 deutlich ab.

E i n gemeinsames Charakteristikum seiner äußerlich so inkohärent scheinenden Werke, das es May überhaupt erst möglich machte, sein Schaffen vor der Jahrhundertwende nachträglich symbolisch zu interpretieren, ist zweifellos der Hang zur Bildhaftigkeit, wobei bildhafter Ausdruck einerseits durch ein Nichtmehrauskommenkönnen mit der traditionellen Sprache bedingt sein kann, andererseits - ins Negative verkehrt - eine Unfähigkeit widerspiegelt, Abstrakta sprachlich zu formulieren, wie das in Mays Spätwerk zu beobachten ist. In Mays Falle lag die Bildhaftigkeit aber i m m e r, und besonders, in seiner spezifischen Schreibmotivation und -intention begründet, sich von der eigenen, ihn quälenden Geschichte freizuschreiben, was allerdings niemals

//28//

endgültig gelang. Um der Gefahr einer Überdeutlichkeit, einer öffentlichen Selbstentlarvung zu entgehen, war das Eigentliche zu umschreiben, gleichnishaft darzustellen, wodurch May es zum einen für ein breites Publikum interessant machen konnte, zum anderen Distanz zum eigenen Schicksal gewann. Seiner späteren Bemerkung: *Ich habe stets eine Hinneigung zum Symbolismus gehabt, und zwar nicht nur zum religiösen*, [15](#) wollen wir durchaus Glauben schenken. Der von ihm undifferenziert verwendete ›Symbol‹-Begriff (›Bild‹, ›Gleichnis‹, ›Märchen‹, ›Sage‹, auch ›biographische Verschlüsselung‹, waren im Grunde damit gleichbedeutend) meinte dabei alles über das Sichtbare, Konkrete Hinausgehende, das auf Metaphysisches, Göttliches, Hinter-den-Dingen-Stehendes Verweisende. Ganz im Sinne Goethes verstand er unter Symbolik, daß das Einzelne, Besondere Allgemeines repräsentiere. Aus der Bibel, den Märchen, Legenden und Sagen, mit denen ihn seine Großmutter bekannt machte, hatte May schon in frühester Kindheit von den hinter der Oberfläche verborgenen geheimnisvollen, göttlichen Dingen

erfahren, deren Erfassung seine frühkindliche Blindheit, die nach Mays Worten ein inneres, seelisches Sehen ausprägte,[16](#) gefördert haben dürfte. Mays weitgehend (besonders im Frühwerk und in den Reiseerzählungen) unbewußt verlaufende Verschlüsselungen seines persönlichen Schicksals und seine bewußten Botschaften und Beweise eines gottgelenkten Weltgeschehens sind erkennbar angelehnt an die Form und das erzählerische Prinzip dieser Lehrbücher, die ihn schon früh faszinierten. In Sinnbildern - unbewußt aus dem Fundus archetypischer Bilder schöpfend - versuchte May, die Oberflächenwirklichkeit aufzuschließen, den Blick auf überirdische, ewige Welten zu richten, die Durchdringung, die Koinzidenz von Diesseits und Jenseits zu demonstrieren, eine Intention, die den Gang in die Tiefen der Seele, d. h. die unaufhörliche Konfrontation mit dem Ich, mit den inneren Krisen, voraussetzte. Am Beispiel des Rosenmotivs wird dies zu erkennen sein.

V.

Bei Mays Verwendung des sinnbildlich zu verstehenden Rosenmotivs lassen sich drei Formen oder Kategorien unterscheiden: die traditionelle, konventionelle Allegorie der Geliebten oder - das wird in Mays Lyrik deutlich - des Menschen schlechthin; die autobiographische Verschlüsselung; das Symbol des Göttlichen, wie wir es im Spätwerk finden. In entscheidendem Maße ist der Bedeutungswandel der Rose

//29//

dabei abhängig von Mays literarischer Progression. Zunächst ist die dichterische Verwendung der Rose noch ganz von einer traditionellen, bis in Trivialität reichenden Vorstellung geprägt,[17](#) wenngleich der frühe Traktat ›Wald und Feld‹ seiner ›Geographischen Predigten‹ (1876) bereits auf die mystische Bedeutung, auf das göttliche Geheimnis der Blumenkönigin verweist:

. . . ist es vielleicht so ganz von ohngefähr, daß die schwellende Knospe, die duftende Blüthe so oft und gern gebraucht wird als ein Bild der »Menschenblume, der holden?« Wenn der Dichter begeistert ausruft:

*"Da haben wir staunend Dich angesehen'n,
Waldröslein' so jung und so maienschön, «*

oder wenn der ferne Wandersmann seiner Sehnsucht Worte giebt:

*»Im Heimathsdörfchen blüht die Rose,
Die's meinem Herzen angethan, «*

so stehen »Waldröslein« und »Dorfröschen« vor dem geistigen Auge des Hörers nicht als gleichgeartete, sondern als verschiedene begabte Wesen da, und es ist doch, als hätte jede Blüthe, wie die Sage berichtet, ihren eigenen Engel, der als Blumenseele aus der Krone lauscht und in der Tiefe des Kelches die lieblichen Mysterien des Duftes webt und dichtet. Wer könnte darum über die kindliche Anschauung lächeln, welche sich hütet, eine Blume zu brechen, weil dadurch ein zartes, geheimnißvolles Leben zerstört und vernichtet wird . . .[18](#)

Den traditionellen Vergleich der geliebten und angebeteten Frau mit der Blumenkönigin veranschaulicht May anhand einiger ›Rosen‹-Gedichte in dem bis vor kurzem verschollenen, vermutlich 1876 im Münchmeyer-Verlag erschienenen ›Buch der Liebe‹: *Wie der Frühling die Zeit der Liebe, so ist die Rose, die Blume das Bild derselben und ebenso das Bild der erknospenden und erblühenden Jungfrau. . . . Die Blume ist der Buchstabe, und ihre Farbe, ihr Duft der Laut, aus welchem sich die Sprache der Liebe zusammensetzt, . . . Unzählig sind die Vergleiche, welche zwischen der Rose und dem Liebchen gezogen werden, und wirklich giebt es wohl kaum ein passenderes Bild für die »Menschenblume, die holde«, als die in anmuthiger Pracht sich entfaltende Blüthe des Rosenstrauches. Wie diese Letztere in der Einsamkeit, umgeben von weniger freundlichen Kindern der Natur, ihre Schönheit am augenfälligsten dem betrachtenden Blicke darbietet, so ruht das Auge des bewundernden Beobachters, nicht abgezogen durch andere, gleichschöne Formen, mit größerer Aufmerksamkeit auf der rosigen Tochter der Abgeschlossenheit, als der auf der von zahlreichen Schwestern umgebenen Dame der Gesellschaft und des Salons.*[18a](#)

//30//

In volkstümlichem Sinn hat May - besonders in den Orient Erzählungen, wo schon die »blumenreiche« Sprache des Schauplatzes dies anbietet - eine ganze Reihe von jungen, reizvollen (aber auch dämonischen!) Frauen, die die »knospende« und »blühende« - mitunter »dornige« - Liebe verheißen, eine Rose genannt[19](#): *Rose von Aiun / Rose von Hamra Kamuda* (›Der Krumir‹), *Rose von Kairwan* (›Eine Befreiung‹), *Rose von Sokna* (›Eine Befreiung‹), *Rose von Kbilli* (›Durch Wüste und Harem‹), *Rose von Kurdistan* (›Durchs wilde Kurdistan‹), *Rose von Amadijah* (›Durchs wilde Kurdistan‹), *Rose von Nubrida* (›Deutsche Herzen, Deutsche Helden‹), *Rose von Schiraz* (›Im Reiche des silbernen Löwen‹) - nicht zu vergessen *Rosalie Ebersbach* aus dem ›Ölprinz‹, *Rosalie Uhlig*, die Tochter des Musterwirts im ›Geldmännle‹, *Röschen Franke* aus der Humoreske ›Im Wollteufel‹ und die als *wilde Rose* besungene *Wanda* (›Wanda‹). *Rose vom Quicourt* wird Ribanna in ›Winnetou II‹ bezeichnet; als *die herrlichste Rose unter allen Blüten des Blumenreiches* wird Hadschi Halef Omars Frau Hanneh in ›Am Jenseits‹ gepriesen; als *Liebling des Stammes, die Schönste aller Mädchen, die herrlichste unter den Blumen und Rosen der Erde* verehrt man die Zigeunerin Zarba in ›Scepter und Hammer‹. ›*Die Rose von Ernstthal*‹ lautet der Titel einer frühen erzgebirgischen Erzählung, ›*Die Rose von Kahira*‹. der eines Nachdrucks der Novelle ›Leilet‹; ›*Die Rose am Güntersberg*‹ ist ein Kapitel der Erzählung ›Der beiden Quitzows letzte Fahrten‹ überschrieben; ›*Waldröschen*‹ ist gar ein ganzer, dickleibiger Kolportageroman betitelt, in dem uns die Gräfin Rosa, die Geliebte des Helden Sternau, begegnet.

Im ›Weg zum Glück‹, einem anderen der fünf für Münchmeyer in den achtziger Jahren rasch geschriebenen Kolportageromane, legt eine Frau (Gisela) als Beweis ihrer Zuneigung eine Rose auf das Bett ihres heimlichen Geliebten (Ludwig); im selben Roman stoßen wir auf die folgende Beschreibung einer jungen, entzückenden Frau (Martha):

Ihr Gesichtchen, von hellem Haargelock umrahmt, wurde von einem kleinen Hütchen beschattet, dessen einziger Schmuck eine Rose war. Eine eben solche stak auch an ihrem Busen, den ein schwarz sammetnes Mieder eng umschloß. Das allerliebste Gesichtchen hatte den Ausdruck von Herzensgüte. Sie war jedenfalls ein mildes Wesen, . . .[20](#)

Ein Symbol der Liebe ist die Rose ebenfalls im Roman ›Die Juweleninsel‹:

Sie reichte ihm [gemeint sind Rabbadah und Alphons Maletti; H.V.] die Rose dar; er nahm sie und berührte dabei ihr kleines, zartes, warmes Händchen. Diese Berührung elektrisierte ihn förmlich, so daß er es wagte, die duftende Blüte an seine Lippen zu drücken.[21](#)

//31//

»Röse - Röschen - Rosa - Rosina - ich liebe Dich - küsse mich, oder ich sterbe!« fleht ein Liebhaber in Mays Dessauer-Humoreske ›Fürst und Reitknecht‹[22](#) - kann die Rosenallegorie für die Geliebte eindringlicher artikuliert werden?

Das allgemein besonders in der Lyrik beliebte, gefühlsbeladene Rosenmotiv inspirierte auch May dazu, es in einigen Gedichten aufzugreifen. Dem religiös-besinnlichen Wesen der Mayschen Lyrik entsprechend, steht die Rose nun - über die einzelne, geliebte Person hinausgehend - für die allgemeinmenschliche Liebe und die Phasen menschlicher Existenz. Drei (heute allerdings nur schwer genießbare) Gedichte mögen dies bezeugen:

Die wilde Rose.

*Es glänzt der helle Thränenthau
In Deinem Kelch, dem todesmatten;
Du sehnst Dich nach des Himmels Blau
Hinaus aus düstrem Waldesschatten.
Es rauscht der Bach am Felsenspalt
Sein melancholisch Lied.
Hier ists so eng, hier ists so kalt,
Wo nie der Nebel flieht.*

*Du meine süße Himmelslust,
O traure nicht und laß das Weinen!
Dir soll ja stets an treuer Brust
Die Sonne meiner Liebe scheinen.
Drum schließe Deine Augen zu
Worin die Thränen glühn.
Ja, meine wilde Rose, Du
Sollst nicht im Wald verblühn!*[23](#)

Röslein an der Hecke

*In dunkler Gartenecke
da wuchs ein Röslein;
der Wind strich durch die Hecke,
doch nicht der Sonnenschein.*

*Es wollte knospen, blühen
am mütterlichen Strauch,
in holder Pracht erglühn,
wie andre Röslein auch.*

//32//

*Doch ist nichts draus geworden;
es krankte und verdarb.
Der kalte, rauhe Norden
war es, an dem es starb.*

Wie vielen Menschenblüten,
nach denen niemand fragt,
ist so wie ihm der Süden
die Liebe, auch versagt!²⁴

Es welkt der Liebe duft'ges Zeichen, / Die Rose, die so schön geblüht, Und herbstlich Trauern will sich schleichen / Mir in's vereinsamte Gemüth. / Doch, will kein Reis mehr Blüten treiben / Des Herzens Blumen welken nicht, lauten Zeilen aus dem Gedicht ›Der blinde Bergmann‹.²⁵ Die Rose ist für May in diesen Gedichten nicht nur das Symbol der Liebe und Schönheit, in ihrem Verwelken ist sie gleichfalls ein Sinnbild der von May selbst eindringlich erfahrenen Trauer und Einsamkeit, damit ein Bild des ganzen Lebens zwischen Freude und Schmerz, zwischen Geburt und Tod. Diese Rosensymbolik wird für das Spätwerk entscheidende Bedeutung gewinnen.

VI.

Neben der bekannten Rosensymbolik finden wir die kostbare Blume bei May aber auch in einer höchst individuellen Verwendung, nämlich als eine Verschlüsselung seiner dichterischen Existenz.

Im vierten Band des Orientzyklus ›Giölgeda padi[ʼs]hanün‹, ›In den Schluchten des Balkan‹ (1892), stoßen wir auf eine bemerkenswerte Episode, die hier ausführlich zitiert sei:

Auf seinem langen, gefährvollen Abenteuerritt von der Sahara zum Balkan erreicht der Ich-Held Kara Ben Nemsî eines Tages ein kleines, idyllisch anmutendes bulgarisches Dorf:

Zwischen nicht sehr zahlreichen Feldern und Rosengärten und über sonnverbrannte Grasflächen hin gelangte ich an mehreren Dörfern vorüber, bis ich doch endlich das Bedürfnis fühlte, mich zurecht zu fragen. Hinter einem urwüchsig aus Weidenruten gezogenen Zaun sah ich einen alten Mann beschäftigt, Rosenblätter einzusammeln. Ich lenkte das Pferd an den Zaun und grüßte. Er hatte mein Kommen nicht bemerkt und erschrak, als er meine Stimme hörte. Ich ersah, daß er mit sich zu Rate ging, ob er näher kommen oder sich hinter die Rosenbüsche zurückziehen solle, und beeilte mich daher, ihm durch einige Worte Ver-

//33//

trauen einzuflößen. Das wirkte wenigstens so weit, daß er langsam herbeigeschritten kam. »Was willst du?« fragte er. Er musterte mich mit mißtrauischem Blick. »Ich bin ein Dilentschi (Bettler), « antwortete ich. »Möchtest du mir nicht eine Gul es Semawat (Himmelsrose) schenken? Dein Garten ist voll dieser herrlichsten der Rosen.« Da lächelte er mich freundlich an und sagte: »Reitet ein Bettler solch ein Pferd? Ich habe dich noch nie gesehen. Du bist fremd?« - »Ja.« - »Und du liebst die Rosen?« - »Sehr.« - »Ein böser Mensch ist nicht ein Freund der Blumen. Du sollst die schönste meiner Himmelsrosen haben, halb Knospe und halb aufgeblüht; dann ist ihr Duft so süß und entzückend, als komme er direkt von Allahs Thron.« Er schnitt mir nach längerer Wahl zwei der Blüten ab und reichte sie mir über den Zaun herüber.²⁶

Nachdem Kara Ben Nemsis dem Rosenhändler, Jafiz, dafür Tschebelitabak geschenkt hat, holt dieser geheimnisvoll ein *kleines, wohl verschlossenes Fläschchen* hervor und fragt den Ich-Helden erwartungsvoll:

»Was ist in diesem Fläschchen? Sage es, Effendi!« - »Wird es wohl Rosenwasser sein?« Ich konnte ihm, dem armen Hüter, doch nur dieses zutrauen; er aber antwortete in gekränktem Tone:
 »Rosenwasser? O, Effendi, willst du mich beleidigen? Rosenöl ist es, echtes Rosenöl, so wie du in deinem Leben noch keins gesehen hast!« - »Von wem ist es?« - »Von wem? Von mir!« - »Du bist doch nur der Hüter dieses Gartens!« - »Ja, das bin ich, nur der Hüter; du hast recht, aber mein Herr erlaubte mir, die eine Ecke des Gartens zu bepflanzen. Ich suchte mir die beste Sorte aus und habe gespart seit langer, langer Zeit. Zwei solcher Fläschchen habe ich zusammen gebracht. Das eine wollte ich heute verkaufen; man hat mich darum betrogen. Das andere ist dein. Ich schenke es dir.« »Mann, was sagst du?« - »Es ist dein.« - ». . . Jafiz, du bist toll!« »Warum?« - »Weil du dieses Oel verschenken willst.« - »Oel? Oel? O, sage nicht dieses Wort! Essenz ist's, aber kein gewöhnliches Oel! In diesem kleinen Fläschchen wohnen die Seelen von zehntausend Rosen. Willst du es verschmähen, Effendi?«[27](#)

Als Kara Ben Nemsis nach langem Zögern das kostbare Geschenk endlich angenommen hat, fragt ihn Jafiz:

»Sind die Frauen deines Landes Freundinnen der Wohlgerüche, Effendi?« - »Ja; sie lieben die Blumen, die ihre Schwestern sind.« - »Und hast du noch lange Zeit zu reiten, ehe du zu ihnen kommst?« - »Vielleicht noch wochenlang.«[28](#)

Erst bei einer näheren, tieferen Betrachtung dieser Episode ist zu entdecken, daß wir es hier mit einem kunstvollen Gleichnis zu tun haben,

//34//

einer Verschlüsselung der schriftstellerischen Entwicklung Mays. Ein mit Mays Biographie vertrauter Interpret wird den verborgenen Sinn dieser Szene mit gar nicht einmal so großer Mühe erkennen können. So hat Walther Ilmer im Zusammentreffen Kara Ben Nemsis mit dem Rosenzüchter Jafiz eine Spiegelung der Beziehung Mays zu Peter Rosegger (= Jafiz) gesehen, in dessen Zeitschrift ›Der Heimgarten‹ 1877/78 Mays frühe Erzählung ›Die Rose von Kahira‹ erschien.[29](#) Wenngleich diese Deutung durchaus überzeugt, scheint sie uns den Hintersinn dieser Episode noch nicht ausreichend zu erhellen. Es macht etwa stutzig, daß es doch Jafiz (Rosegger) ist, der Kara Ben Nemsis (May) *Rosenöl* (die Erzählung) schenkt. Zweifellos ist mit dem kostbaren *Rosenöl* Mays Werk, nicht nur ein einzelnes, sondern das gesamte, aus den *Seelen* unzähliger *Rosen* bestehend, gemeint. Jafiz, der im Dienst eines Herrn stehende Rosenzüchter, ist ein Porträt des angestellten Schriftstellers May, konkreter: des für den Münchmeyer-Verlag arbeitenden, den Münchmeyerschen »Garten« »behütenden« Redakteurs. Obzwar Jafiz nur Pfleger der Rosen ist, wurde ihm zur eigenen Bebauung von seinem Herrn eine Gartenecke zugewilligt, die er mit den wertvollsten Rosenarten bepflanzen und aus denen er nach langer Zeit zwei Rosenöfläschchen gewann. Diese zur eigenen Bebauung überlassene *Ecke des Gartens* dürfte sich auf die von May bei Münchmeyer gegründeten Zeitschriften, zwei *anständige Unterhaltungsblätter* (›Deutsches

Familienblatt« und »Feierstunden am häuslichen Heerde«) sowie *ein Fach- und Unterhaltungsblatt für Berg-, Hütten- und Eisenarbeiter* (»Schacht und Hütte«),³⁰ beziehen, die *darauf berechnet (waren), besonders die seelischen Bedürfnisse der Leser zu befriedigen und Sonnenschein in ihre Häuser und Herzen zu bringen* [die Bedeutung der Rose!].³¹ Daß man Jafiz um ein Rosenöfläschchen betrogen hat (die genauen Hintergründe bleiben uns bezeichnenderweise verborgen), läßt sich nun sehr leicht als Mays Bruch mit Münchmeyer 1877 und den darauffolgenden Niedergang der von May ins Leben gerufenen Blätter deuten.

Die geheimnisvolle Übergabe des ühriggebliebenen Fläschchens an Kara Ben Nemsi - die zunächst merkwürdig erscheinende kostbare Schenkung an einen Fremden wird nun verständlich - ist Zeichen des literarischen Neubeginns: May hat seine dichterische Potenz retten können, die »Frucht«, die »Blüten« seines Lebens, die »Essenz« seiner Seele in die Reiseerzählungen einfließen lassen.

Damit ist die Rose zum Symbol nicht nur für Mays Leben (seine Liebessuche klingt noch einmal in den letzten Sätzen Jafiz' an - hier ist die Rose ein Symbol des Weiblichen), sondern auch für sein Werk gewor-

//35//

den. Wie berühmt ihn die Reiseerzählungen machen sollten, wußte May während der Entstehung des »Balkan«-Bandes freilich noch nicht. Auch nicht, mit welcher Pein die »Heldenmaskeraden« verbunden sein würden. Bei der späteren Erkenntnis gewann das Rosensymbol aber wiederum eine ganz zentrale Bedeutung. Die autobiographische Skizze »Freuden und Leiden eines Vielgelesenen« (1896)³² ist ein Zeugnis der Schattenseite des Ruhmes, eine scheinbar locker geschriebene, heitere Geschichte, die trotz aller (Selbst-)Ironie über die hinter dem Erfolg stehenden wahren Qualen nicht hinwegtäuschen kann. In der Rose hatte May ein zutreffendes Symbol seiner Existenz gefunden: *»Ei ku gali dichaze, / istiriyahn ssi lahzime bechaze!«* (*»Wer sich die Rose wünscht, muß auch die Dornen wünschen!«*) - mit diesem, für unsere Studie sehr bedeutsamen kurmangdschikurdischen Sprichwort leitete er seine Skizze, die ironische Betrachtung seines Schriftstellerdaseins, ein.³³

Ein äußerer Glanzpunkt des literarischen Ruhms, der May die ersehnte Prosperität verschaffte, war der Kauf der Villa »Shatterhand« in Radebeul 1895, in deren großem anliegenden Garten May sich liebevoll der Gemüse-, Obst- und Blumenpflanzung widmete und auch verschiedene Rosenarten züchtete.³⁴ Wie sehr diese »Blumenatmosphäre« sein Schreiben inspirierte, schildert er im Roman »Und Friede auf Erden!« (1904):

*Es ist ein . . . heller, sonniger Morgen . . . Der Altan trägt ungezählte, blühende Pelargonien; auf den Tischen stehen herrlich duftende Reseden und Nelken, denn meine Frau, die immer engelsähnliche [gemeint ist Klara; H. V.], weiß ganz genau, wie lieb mir Blumen sind. Von unten herauf steigen die köstlichen Grüße der Marschall Niel-, La france- und Kaiserin Augusta Viktoria-Rosen.*³⁵

Und interessant ist in diesem Zusammenhang ebenso der Bericht Egon Erwin Kischs über einen Besuch in der Villa »Shatterhand«: »Chinesische, phönizische und indianische Erzeugnisse stehen in den Schränken, in der Ecke steht ein geflochtener, mit Koransprüchen geschmückter Wandschirm, wie ihn

die Orientalen zum Abteilen ihrer Zimmer verwenden, auf einer Etagere liegt ein rot-tönernes Kalumet, ein Rosenöl-Fläschchen [!] . . .«[36](#)

Wohl als merkwürdigstes Phänomen der Rose dürfte ihre Vereinigung einer vollendeten Blüten- und Duftschönheit voller heiliger Stille und Unberührtheit mit den gefährlichen, Schmerzen zufügenden Dornen gelten - Goethes ›Heidenröslein‹ und das ›Dornröschen‹-Märchen

//36//

der Brüder Grimm haben dies literarisch eindrucksvoll dargestellt. Auch May sah in den verletzenden Dornen einen Beweis der hinter schöner Oberfläche liegenden bedrohlichen, dämonischen Abgründe des Daseins, wie er sie etwa in den perfiden »Rosenfiguren« Gul-i-Schiraz (›Silberlöwe‹ III/IV) und Rosalia Uhlig (›Das Geldmännle‹) zur Gestaltung gebracht hat. Für May, wie für viele der Rosen-Faszinierten, war der offensichtliche Widerspruch der Blumenkönigin Ausdruck des gesamten Daseins, einer geteilten Welt, die in Wahrheit eine Einheit, ein Ganzes bedeutete. Alles hatte zwar zwei Seiten, alle Gegensätzlichkeiten lösten sich aber schließlich in Gott auf.

VII.

Aus Mays seelischem Zusammenbruch während der Orientreise ging ein gewaltiges, in seiner Struktur mehrdimensionales Werk, ein einziges Gleichnis übermächtiger Liebe hervor, welches das alte Trauma auf hochkünstlerischer Ebene zu bewältigen vermochte. Alles Schreiben war nach der Jahrhundertwende ganz bewußte symbolisch-allegorische Darstellung, Botschaft und Glorifikation einer eigentlichen, hinter der bunten (Schein-)Wirklichkeit verborgenen göttlichen Welt. In den Erläuterungen zu seinem einzigen vollendeten Drama ›Babel und Bibel‹ (1906) bezeichnete May den dort auftretenden alten Hakawati, den Märchenerzähler, als *Schreibteufel für göttliche Offenbarungen*[37](#) es war eine genaue Formulierung des eigenen dichterischen Selbstverständnisses, der künstlerischen Aufgabe und des göttlichen Auftrags.

Die geistig-seelische »Auferstehung« nach dem »Sprung über die Vergangenheit« hat May im dritten und vierten Band der Tetralogie ›Im Reiche des silbernen Löwen‹ (1902/03) thematisiert und gestaltet. Sterbeszenen sind uns zwar schon aus seinem früheren Werk bekannt, doch nie zuvor hat May so extensiv den drohenden Tod und die Lebensrettung geschildert. Beim Lesepublikum löste der Verlust heldenhafter Eigenschaften Kara Ben Nemsis und Hadschi Halef Omars im ›Silberlöwen‹ allerdings großes Befremden und herbe Enttäuschung aus. Daß auch die breite Leserschaft Mays mutigen Schritt, seine Wandlung nachvollziehen würde, stellte sich als Irrglauben heraus. Nur die wenigsten konnten oder wollten verstehen, w a r u m das ›Ich‹ die reißenden Abenteuerfabeln hinter sich läßt und nicht mehr als strahlender Held, sondern als ein von schlimmer Krankheit Genesender auftritt, der über weite Strecken des ›Silberlöwen‹-Romans darnie-

//37//

derliegt, in endlosen Gesprächen und Reflexionen den Sinn menschlichen Daseins zu erklären sucht. Derartigen Verständnisschwierigkeiten und Verständnislosigkeiten gegenüber dem Spätwerk Mays werden wir auch heute noch begegnen können.

Mays schon vor der Jahrhundertwende beständig propagierte Sterbensphilosophie nahm im ›Silberlöwen‹ sichtbare Gestalt an. Für May waren Leben und Tod untrennbar miteinander verbunden. Mit der christlichen Glaubensvorstellung übereinstimmend, bedeutete ihm der Tod nicht das definitive Ende menschlichen Lebens, er existierte eigentlich gar nicht, da er das Tor zum ewigen Leben aufstieß. In ein Wiesbadener Gästebuch trug May 1897 die schwergewichtigen Verse ein: *Das Leben ist ein Kampf; / Der Tod ist der Sieg; / Ich lebe, um zu kämpfen, / Und ich sterbe, um zu siegen.*[33](#)

Der Tod barg für ihn gerade in Phasen größter Seelennot, als Erinnerungen an die dunkle Vergangenheit, Presseangriffe und Prozeßhetze ihn zu zermürben drohten, die Hoffnung auf Erlösung von allen Qualen. Den erlebten großen ›Tod‹, seinen psychischen Zusammenbruch, der Geist und Seele befreite, hat May im Alterswerk immer wieder erzählend vergegenwärtigt, in einer Sprache voller Symbolik die Menschheitsgeschichte aus dem Einzelschicksal entfaltet, aufgrund des individuellen ›Todes‹ die Erweckung der Menschheit projiziert: Zwischen Leben und Tod aber steht die Rose, Diesseits und Jenseits verbindend. Wie die ›Silberlöwen‹-Bände III und IV zeigen, in denen die Rose als ein zentrales Symbol zu finden ist (man könnte geradezu von einem »Rosenroman« sprechen), ist sie das Sinnbild der Auferstehung, der Neugeburt, der Liebe, des Lebens - Gottes.[39](#)

Schon zu Beginn des dritten Bandes kündigt sich die Wandlung Mays an. Die ersten Zeichen von Typhus (eine Verschlüsselung der seelischen Krankheit), die Halef an sich bemerkt, zwingen diesen zu einem Gespräch mit Kara Ben Nemsî über das Sterben. Dabei berichtet Halef von seinen Gedanken, die ihn in der Nacht befallen hatten:

»Ich bin der Scheik der Haddedihi, ein in der Dschesireh sehr reich gewordener Mann. Worin besteht mein Reichtum? In meinen Herden. Da sendet mir der Sultan einen Boten, durch welchen er mir sagen läßt, daß ich nach drei oder fünf Jahren in die Gegend von Edreneh ziehen soll, um Rosen zu züchten, welche mir den Duft ihres Oeles zu geben haben Was werde ich thun? Kann ich meine Herden mitnehmen? Nein. Ich werde sie nach und nach aufgeben, um mir an ihrer Stelle anzueignen, was mir dort in Edreneh von Nutzen ist. Und wenn ich das gethan habe, so kann ich, wenn die Zeit gekommen ist, aus meinem bisherigen Lande scheiden, ohne mitnehmen zu müssen, was im neuen

//38//

Lande mir nur hinderlich sein würde. So ist es auch beim Sterben.« (III, 71)[40](#)

Wie schon die Rosen-Episode im ›Balkan‹-Band, sind auch diese Gedanken Halefs (sind es nächtliche Reflexionen? ist es ein Traum? eine Vision?) als ein Gleichnis zu verstehen, das den dichterischen Neubeginn Mays sinnbildlich beschreibt. Der ›Rosenzüchter‹, der den materiellen Reichtum, seine

Herden, hinter sich läßt, steht hier für den ›Hakawati‹ May des Spätwerks, der zu neuen Ufern aufgebrochen ist. Vergleicht man diese »Nachtgeschichte« mit der Jafiz-Episode, so offenbaren sich - unsere Thesen stützende - Parallelen: hier wie dort zeichnet sich der aufbrechende, »aufblühende« Schriftsteller May als Rosenzüchter, der aus den prächtigen Blumen kostbares Öl (= wertvolle Bücher) gewinnt - und wir denken ebenfalls an Mays Wiedererkennen seines Dichterschicksals im kurdischen Rosen-Spruchwort!

Nachdem Kara und Halef, durch die Erkrankung geschwächt, mit letzter Kraft über die ›Schlucht der Vergangenheit‹ gesprungen sind und sich somit endgültig von ihren Feinden lösen können, brechen sie todesmatt zusammen. Bei den Dschamikun können sie unter der Obhut des Ustad und Schakaras nach langem, erbittertem Ringen zwischen Leben und Tod schließlich gerettet werden. Und maßgeblich hat die Rose zur Lebens- (/Seelen-) Rettung beizutragen vermocht: an den Krankenlagern der mit dem Tode Kämpfenden hatte der Ustad Rosen und Veilchen (auch sie Lieblingsblumen Mays) stellen lassen, deren Duft den Leichendunst vertreiben und damit die Seele, mit der der Wohlgeruch verbunden ist,⁴¹ festhalten sollte: *»Bei bösen Dünsten«, so klärt der Ustad Kara Ben Nemsî auf, »bei heißen Gerüchen oder gar bei wirklichem Gestank befindet sich der Mensch nicht wohl; er atmet schwer; er kann sogar das Bewußtsein verlieren. Die Seele zieht sich von den Sinnen zurück, welche ihr diese Schmerzen bereiten. Wird dir dein Haus oder Zelt so verunreinigt, daß du es nicht mehr aushalten kannst, so verlässest du es. . . . Bin ich ein guter Hekim, so habe ich mein Augenmerk nicht allein auf den Körper, sondern auch auf die Seele zu richten. Ich muß aus allen Kräften und mit allen Mitteln dahin wirken, daß sie sich nicht gänzlich vom Körper löse.«* (III, 325f.)

Auf die enge Beziehung der Rose zum Tod - Mays Sterbensworte sind das letzte Zeugnis dafür - verweist der Ustad kurz zuvor: *»Wäret ihr beide bei uns gestorben, so hätten wir euch nicht etwa abseits eingescharrt, sondern ihr wäret unter Glockenklang und Liedersang auf den Berg getragen worden, wo alle unsere Brüder und Schwestern liegen, die sich verwandelt haben. Wir hätten euch gesegnet, wie wir sie gesegnet*

//39//

haben, und euch die schönsten und duftendsten unserer Rosen auf die Gräber gepflanzt.« (III, 292)⁴²

Als blühender Grabschmuck vereint die Rose wiederum Leben und Tod; sie wächst aus der Erde, die die Toten birgt. Wie bezeugt ist, war es Mays Wunsch, »in seinem Garten, ohne Stein, nur unter Blumen«⁴³, »rosenüberschüttet«⁴⁴, begraben zu werden - Hans Jürgen Syberberg hat diesen Wunsch Mays in seinem ›Karl May‹-Film in höchst künstlerischer Form projiziert.⁴⁵

Im ›Silberlöwen‹ ist die Rose aber nicht nur ein Todessymbol, sondern gleichzeitig auch ein Symbol der Liebe, ein Schmuck der Frauen, etwa der der Köchin Pekala (vgl. III, 348), die dem genesenden ›Ich‹ als Beweis ihrer Zuneigung täglich Rosen bringt: *»Hast du die Rosen lieb, Effendi?« fragte sie mich. - »Ja, sehr,« antwortete ich. »Jede Blume. Blumen gleichen den Seelen guter Menschen; sie erfreuen uns, ohne daß diese Freude uns später betrübt.«* (III, 358)

Auch der Ustad trägt *keinen anderen Schmuck als nur eine halboffene Rosenknospe an der Brust und eine ebensolche in der Linken* (III, 515), die er dem ›Ich‹ mit den Worten: *»Dein Herz sei wie die Rose*

hier« (III, 516) schenkt, welche Kara Ben Nemsî später wiederum, einem *Herzensdrange folgend* (III, 537), dem ihn beeindruckenden Chodj-y-Dschuna überreicht: es sind Akte seelischer Verbundenheit.[46](#)

Als Symbol des Herzens meint die Rose im weiteren, allgemeineren Sinne das Leben, die Liebe, die Seele, Gott. Sie ist Heils- und Erlösungssymbol. So ist es bezeichnend, daß der Beit-y-Chodeh der Dschamikun, der Tempel Gottes, dieses Refugium des geretteten ›Ich‹/May, dieser Ort neuer (Gottes-)Kraft, rosenumrankt ist:

Es war ein nach allen Seiten offener Tempelbau, dessen Dach nur von Säulen, nicht von geschlossenen Wänden getragen wurde. . . . an allen Säulen rankten sich blühende Kletterrosen und andere Schlingpflanzen empor, und der ganze Platz rund um den Tempel bildete einen sichtlich mit großer Liebe gepflegten Blumengarten, durch welchen zahlreiche, mit reinlichem Sand bestreute Wandelgänge führten. (III, 284) Der Tempel . . . war . . . von einem umfangreichen Strauch- und Rosenpark umgeben, den des Schattens und der Winde wegen breitkronige Bäume flankierten. Als wir durch diese Anlage kamen, hätte ich am liebsten anhalten lassen, um aus der Sänfte zu steigen und bewundernd von Strauch zu Strauch, von Busch zu Busch zu gehen. Was für herrliche Rosen waren da zu sehen! Wie verschieden die Sorten, und wie schön jede einzelne in ihrer Art! Und zwar in dieser Höhe des Gebirges! Welche Mühe und Arbeit, welche Liebe und Geduld war nötig gewesen, um alle die duften-

//40//

den Kinder des Tieflandes und der windesstillen Thäler hier oben zu akklimatisieren! Mit welchem Verstande war der Park angelegt, und wie viel fleißige »Blumenhände« gehörten dazu, ihn so zu erhalten, wie er jetzt vor mir lag! (III, 498f.)

Dieses *Bild der Eintracht und des Friedens* (III, 501), dieser Tempel, vor dem sich ein *Erdenparadies* (III, 500) öffnet, ist die irdische Darstellung des Himmels, der Heimat Gottes, deren Pracht und Herrlichkeit in der Rose wiederzufinden ist. Gewissermaßen auf eine Vorstufe dieser »Rosenparadies«-Beschreibung stoßen wir im Kolportageroman ›Das Waldröschen‹, wo der Villengarten Ferdinand Cortez' in Cuernavacca geschildert wird:

Der Garten machte den Eindruck einer Zauberlandschaft; der Beschauer wähnte sich in ein Feenreich versetzt. Dennoch war Alles Natur und nicht Kunst! Keines Gärtners Hand hatte die wilde Jungfräulichkeit des die Villa umgebenden Rosenwaldes entweiht. Haushohe Cactus- und Alongpflanzen, mächtige Palmen verschiedenster Gattung, wilde Citronen- und Orangenbäume und vereinzelte majestätische Cypressen überragten ein Gefilde hochstämmiger Rosen, welche in allen Farben prangten. Und als ob die Königin der Blumen eifersüchtig gewesen sei auf diese stolzen Repräsentanten eines dunkel- und hellgrünen Blätterreichthums, so schlangen sich um Stämme und Aeste die verschiedenartigsten Lianen und Schlingpflanzen, hier schneeweiß, dort dunkelroth, purpurn erglühend, violett und rosa, alle himmelwärts strebend und mit ihren Düften wetteifernd mit den Wohlgerüchen, die den Millionen und Abermillionen von Rosen entströmten. Durch diese duftende Wildniß schlängelten sich ländliche Fußwege, deren Stille [durch] das Hallelujah der buntgefiederten Vögel unterbrochen wurde. Es war ein Paradies im Kleinen, ein Eden, für welches sich selbst Hafis, der persische Dichter, der

*Sänger der Liebe und der Rosen, hätte begeistern müssen.*⁴⁷

Diese Paradiesgärten scheinen bereits auf Sitara, das »*Land der Sternen b l u m e n*«, vorauszuweisen, wo jede Bewegung der Luft süßen Blumenduft (spendet).⁴⁵

Farbe und Duft der Rose vollziehen eine Vereinigung von Körper und Geist / Seele. Die symbolträchtige Blumenkönigin vergeistigt und beseelt das Natürliche, sie verinnerlicht die Welt, verbindet Mensch und Natur; ihre sich öffnende Blüte führt nach Innen, zur Seele. May war von der Reinheit und Anmut dieser Blume, von ihrer Selbstlosigkeit und göttlichen Geduld, von ihrer edlen Erscheinung äußerst fasziniert. Sie war für ihn Ausdruck ewiger Sehnsucht, ein Wegweiser *empor ins Reich der Edelmenschen*. Ihre Beziehung zur menschlichen Existenz zeigt May im ›Silberlöwen‹ sehr deutlich:

//41//

Ich wendete mich ab und ging hinaus, die Stufen hinab und zwischen Rosen einen Weg entlang, der zu einem kleinen Rasenplatze führte. Dort setzte ich mich nieder. . . . Ueber mir hingen herrliche Paskaleh-Rosen, deren Duft süß wie die Liebe und erquickend wie die Freundschaft ist . . . Wie ist der Schöpfer dieser Blumenwelt so gütig und so lieb! Kann er derselbe sein, der auch die Menschenwelt erschuf? Oder ist die Blume nur deshalb ohne Sünde, weil es ihr, der nur sich Hingebenden, unmöglich ist, sich einen Unterschied zwischen Für und Gegen, zwischen Mein und Dein zu konstruieren? Könnte doch der Mensch so wie die Blume sein! Wie hatte vorhin der Ustad gesagt, indem er mir die Rose gab? War denn er so unendlich glücklich, in der Selbstüberwindung so weit gekommen zu sein, daß er kein eigenes Ich mehr kannte? Es stieg in mir das heiße Wünschen auf, doch einmal so sehr, so schwer, so bitter, so tief gekränkt zu werden, daß jeder, jeder Andere es nicht erdulden und nicht ertragen könnte. Ich aber möchte dann die Selbstlosigkeit und das unerschütterliche, beglückende Gottvertrauen besitzen, alles still und heiter über mich ergehen zu lassen, als ob der Menschenhaß nur der naturnotwendige Schatten der Liebe Gottes sei. Die Sillan, diese Schatten, ruhig in den Ruinen Babels nach alten Ziegeln und Schriften, nach modernden Beweisen menschlicher Schwächen wühlen lassen, indem ich hier vom lieben, rosenduftumwobenen Beit-y-Chodeh hinauf zum herrlichen Alabasterzelte schaue und von unten herauf die Felsenstimme ertönt: »Steig auf zur Sonne. Amen!« (III, 528f.)

Dies ist eine bemerkenswerte Reflexion über die symbolische Bedeutung der Rose, wie der Blume überhaupt. May sah die Rose als heiliges Ideal göttlicher Kraft und Unberührtheit in einer Zeit massiv einsetzender Presseangriffe; was er sich im ›Silberlöwen‹ in der Imagination wünschte: *schwer, bitter und tief gekränkt* zu werden - es war schreckliche Realität, an der er zutiefst litt und die er in der Phantasie zu überwinden suchte.

Aber die blutgierigen Feinde machen (zunächst) auch vor der heiligen Rose nicht Halt: Gewaltsam brechen Ghulam el Multasim und seine Gefährten bei ihrem Dschamikun-Besuch durch die Rosenbüsche (vgl. III, 518). In der mit den Bösen, den Hetzern und Henkern verbündeten Gul-i-Schiraz (der ›Rose von Schiraz‹), die das Herz des ›Ichs‹ *aufbrechen*, d. h. ihn töten will, hat May - wir wiesen bereits darauf hin - die gefährliche, dornige Seite der Rose gezeichnet, eine Allegorie des weiblichen Dämons, wie May ihn in der Gestalt seiner ersten Frau Emma zu erkennen glaubte und auch in deren Freundin Luise Häußler

wiederfand.

In negativer Umkehrung; steht dieses dämonische Rosen-Bild in

//42//

Beziehung zum erlösungsversprechenden ›Rosenlied‹ der Dschamikun:

*»Ich komm zu dir im Sonnenstrahl,«
 So spricht der Herr und steigt hernieder.
 Die Glocken klingen übers Thal,
 Und von den Bergen tönt es wieder.
 Brich auf, mein Herz, der Rose gleich,
 In der sich alle Düfte regen.
 Es naht sich dir das Himmelreich;
 Brich auf, und dufte ihm entgegen!« (III, 538f.)*

*»Ich komm zu dir im Sonnenstrahl,«
 So spricht der Herr und steigt hernieder.
 Die Glocken klingen übers Thal,
 Und von den Bergen tönt es wieder.
 Brich auf, mein Herz, der Rose gleich,
 In der sich alle Düfte regen.
 Es naht sich dir das Himmelreich;
 Brich auf, und dufte ihm entgegen!« (III, 538f.)*

In diesem Lied erscheint die Rose wiederum als Sinnbild des Herzens, des gotterfüllten Lebens schlechthin. Die Hoffnung, der Glaube, das Vertrauen in Gott, das hier zum Ausdruck kommt, vermag das Böse, den Dämon letztlich zu besiegen - ein Sieg, der charakteristisch ist für jedes Ende eines Mayschen Werks. Eine Allegorie des Aufbruchs zu Gott finden wir im ›Großen Traum‹ des vierten ›Silberlöwen‹-Bandes, wo für die Heerschar der verkalkten Geister die Rosensäulen des Beit-y-Chodeh die Rettung bedeuten (vgl. IV, 348).

Die Rose als Gebet, als Mittlerin zwischen Mensch und Gott, zwischen Diesseits und Jenseits, begegnet uns auch in der Alterserzählung ›Abdahn Effendi‹ (1907); dort beobachteten Kara Ben Nemsî und Halef die rosenschneidende Frau Ben Adls (eine Allegorie der Seele), worauf beide nähertreten und herzlich begrüßt werden:

Ich sagte, daß wir Fremde seien und daß ich Rosen außerordentlich liebe. Sofort griffen die Kinder mit allen vier Händchen in den Korb, um mir eine ganze Menge zu bringen. Ich aber bat nur um zwei, für mich eine und für Halef eine. Hierauf suchte die Müllerin die zwei schönsten aus und reichte sie uns. Ich nahm die meine und sagte: »Weißt du schon, o Müllerin, daß die Engel des Gebetes am liebsten auf Blumendüften auf- und niedersteigen?«[49](#) - »Ich hörte es,« antwortete sie. - »Du betest mit deinen Kindern: Erlöse uns von Abdahn Effendi und allen seinen Freunden! In diesem Gebete steigen deine Engel zum Himmel auf. Und auf dem Dufte dieser Rosen kehren sie zu dir zurück, um dir zu sagen: Euer Gebet ist erhört. Nur noch wenige Tage, so seid ihr erlöst.«[50](#)

//43//

Diese Erlösung von dem Leibmenschen Abdahn Effendi, der Sieg der Edelmenschlichkeit, ist am Ende der Erzählung in der Rose symbolisiert: *mit großen Rosenbuschen in den kleinen Händen*⁵¹ empfangen die Kinder Ben Adls die von den *Dünste(n) des Tales*⁵² befreiten, im *Garten Eden*⁵³ dem duftenden Hochland, angekommenen Kara Ben Nemsis und Halef.

Als ein Attribut der Seele ist die Rose ebenso im Roman ›Und Friede auf Erden!‹ zu entdecken. Dort verschwindet das Bildnis Yins (auch diese Figur ist eine Allegorie der schönen Seele) *fast ganz unter der Menge natürlicher, lebender Rosen, Blumen und Blüten*.⁵⁴ Die lebendige Gestalt ist ebenfalls rosengeschmückt: *Ich sah eine weißgekleidete, engelgleiche Frauengestalt, eine Rose im Haar und ein kleines, duftend es Veilchenbouquet an der Brust . . .*⁵⁵

Weiblichkeit, Liebe, Seele, Gott - im Bild der Rose fanden diese für Mays Leben und Werk so zentralen Begriffe der Erlösung eine Einheit.

VIII.

Sieg! Großer Sieg! Rosen - Rosen - rot! - Mays Worte angesichts des Todes, sie wollen uns in der Tat folgerichtig erscheinen. Der Blick ins Rosenrote, er war die Gewißheit der Erlösung, das Zeichen zum letzten, zum endgültigen Aufbruch. Den großen Sieg der Liebe, den Sieg Gottes, hatte May - wie unsere Analyse gezeigt hat - im Bildnis der Rose vorausgeahnt, in dieser herrlichen, göttlichen Blume, die geliebte Frauen schmückte und seelische Zuneigung ausdrückte, Leben und Liebe darstellte, das Künstlertum allegorisierte, die Verbindung zu Gott, zur Ewigkeit herstellte. Das Rot der Rosen: es war die Sonnenuntergangsfarbe des Lebens, die gleichzeitig als das Morgenrot neuen Lebens erstrahlte, so wie May es am Ende des Kampfes zwischen Gut und Böse, nach dem Sieg Gottes, in seinem bedeutendsten Werk ›Ardistan und Dschinnistan‹ beschrieben hatte:

*. . . im Osten (zuckte es) leuchtend auf. Die Sonne erschien. Sie erschien nicht nach und nach, sondern sie stand gleich mit einem Male über dem Horizonte. Nun lagen nicht nur die Kuppen und Spitzen im Morgenrot, sondern das Rot verwandelte sich in flüssiges, ganz plötzlich wie vom Himmel niedersinkendes Gold, und das ganze Gebirge und die ganze, um uns sichtbare Welt stand in hellem, glücklichem Tagessonnenlichte.*⁵⁶

May stand bei seinem Tod inmitten der sich zur Sonne öffnenden Rose . . .

//44//

¹ Vgl. Brief Klara Mays an Prinzessin Wiltrud v. 6. 4. 1913, abgedr. in: Jb-KMG 1983. Husum 1983 S. 130

² Wenngleich wir durch spätere wohlmeinende, aber die Wahrheit verdrehende Berichte Klara Mays gewarnt sind, sehen wir keinen Grund, an der Glaubwürdigkeit dieser Überlieferung zu zweifeln.

³ Eine umfassende Untersuchung, die Mays Beziehung zur Kunstbewegung des Symbolismus - dies betrifft vor allem das Maysche Spätwerk - sichtbar macht, ist seit langem überfällig. Wir hoffen, in absehbarer Zeit erste Ergebnisse dazu vorlegen zu können.

⁴ Äußerst kunstvoll hat Hans Jürgen Syberberg die zentrale Bedeutung der Rose für Leben und Werk Mays in zwei Szenen seines meisterhaften ›Karl-May‹ Films (1974) dargestellt: Auf einer Kutschfahrt mit Emma und Klara durch erzgebirgische Wälder sinniert Karl May, vor einem Schloß (Glauchau) angekommen: »Ja, hier war ich schon 'mal, ich erinnere mich genau. Mit dem Vater, ich erinnere mich genau. Damals, als wir uns für das Stipendium für das Lehrerseminar bedanken mußten. Damals hab' ich eine Rose gepflückt für die Herrschaften, aber der Vater schlug mich mit den Stacheln solange, bis die Hunde uns vertrieben. Und da hab' ich die Rose der Mutter mitgebracht.« - Obgleich diese frühe Episode biographisch nicht belegbar ist, hat Syberberg hier in der zugleich entzückenden wie Schmerzen bereitenden Rose ein Bild des

ganzen Dramas und (Liebes-)Traumas Mays projiziert. Noch eindrucksvoller erscheint das Rosenmotiv in der Schlußsequenz des Films: Der sterbende May liegt in seinem Garten auf einem indianischen Katafalk, bedeckt von Schnee und roten Rosen. »Neben ihm sitzt in über-mütterlicher Tracht und Haltung seine Frau Klara, mythische Abtötung und Vergebung erteilend. Jetzt ist das Glück des Ruhms neuerkämpft und auf höchster Stufe rein wieder da, und Rosen liegen auf seinem Schneekatafalk wie Blumen der Liebe, als rote Tropfen mütterlicher Herzensgunst. Das ist Karl Mays Verklärung, so wie der Film es kann.« (H. J. Syberberg in »Syberbergs Filmbuch«. Frankfurt a. M. 1979 S. 43).

5 s. z. B. die hl. Elisabeth v. Thüringen, Rosalia v. Palermo, hl. Dorothea, hl. Cäcilia Rosa v. Lima.

6 vgl. dazu Karl Finsterwalder: Die Rose, eines der drei Wahrzeichen deutscher Dichtung. In: Festschrift z.d. 300 jährigen Jubiläum des Königlichen Gymnasiums zu Coblenz. 1882 S. 53ff.

7 s. ebd.

8 Alle vier Gedichte sind entnommen: Das kleine Rosenbuch. München ³1978.

9 Die Rose ist überhaupt ein beliebtes Märchenmotiv, vgl. Grimms »Dornröschen«, »Die Rose«, »Schneeweißchen und Rosenrot« oder Andersens »Der Rosenelf«.

10 Karl May: Mein Leben und Streben. Hildesheim-New York 1975 (künftig abgekürzt LuS) S. 141

11 Ebd. S. 209

12 Ebd.

13 Arno Schmidt: Abu Kital. Vom neuen Großmystiker. In: Dya Na Sore. Gespräche in einer Bibliothek. Karlsruhe 1958 S. 193

14 s. Hans Wollschläger: »Die sogenannte Spaltung des menschlichen Innern, ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt«. Materialien zu einer Charakteranalyse Karl Mays. In: Jb-KMG 1972/73. Hamburg 1972 S. 11ff.

15 LuS S. 65

16 vgl. ebd. S. 31ff.

17 Daß May sich der Klischeevorstellung des lyrischen Rosenmotivs aber durchaus bewußt war, beweist etwa eine Stelle aus dem »Verlorenen Sohn«, wo ein Gedicht Judiths - Rosen-Liebeslyrik! - herbe Kritik erfährt (vgl. Karl May: Der verlorene Sohn oder Der Fürst des Elends Bd.I. Hildesheim New York 1970 S. 239f.).

18 In: Karl May (Hrsg.): Schacht und Hütte. Hildesheim-New York 1979 S. 189. Eine derartige Stelle spricht eigentlich gegen Mays Behauptung, daß der Titel seines »Waldröschen«-Romans von Münchmeyer stamme (vgl. LuS S. 202).

18a Dresden o. J. S. 35f.

//45//

19 Oftmals handelt es sich bei diesen Frauengestalten um Spiegelungen realer Geliebten Mays.

20 Karl May: Der Weg zum Glück Bd. V. Hildesheim-New York 1971 S. 1797

21 Karl May: Die Juweleninsel. Reprint der KMG. Hamburg ²1982 S. 271 li

22 In: Karl May: Der Waldkönig. Erzählungen aus den Jahren 1879 und 1880. Reprint der KMG. Hamburg 1980 S. 39 li u. 41 re

23 Zitiert nach: May (Hrsg.): Schacht und Hütte wie Anm. 18 S. 71

24 Karl May: Lichte Höhen. Bamberg 1956 S. 341

25 wie Anm. 18 S. 24; vgl. dazu auch die Gedichte »Güte« und »Liebesfrage« in »Lichte Höhen«. Die Blumenallegorie für den Menschen taucht in Mays Lyrik öfter auf, s. z. B. »Lenzesbote«, »Gottesgarten«, »Frühling«.

26 Karl May: In den Schluchten des Balkan. Freiburg 1892 S. 31f.

27 Ebd. S. 36

28 Ebd. S. 38

29 Walther Ilmer: Das Märchen als Wahrheit - die Wahrheit als Märchen. Aus Karl Mays »Reise-Erinnerungen« an den erzgebirgischen Balkan. In: Jb-KMG 1984. Husum 1984 S. 126f.

30 vgl. LuS S. 184

31 Ebd.

32 In: Karl May: Kleinere Hausschatz-Erzählungen. Reprint KMG/Pustet. Hamburg-Regensburg 1982 S. 303ff.

33 Unter dem Titel »Wer sich die Rose wünscht« hat Hansotto Hatzig eine Anthologie von May Zitaten ediert (Ubstadt 1976). In diesem Zusammenhang sind sicherlich auch die Anfangszeilen eines - vermutlich von May stammenden - Gedichts aus dem »Verlorenen Sohn« interessant, das der alte Förster Wunderlich rezitiert: *Wie jede Rose ihre Dornen trägt, / Hat auch die Ehe ihre stillen Leiden* (Karl May: Der verlorene Sohn Bd. VI. Hildesheim-New York 1972 S. 2142ff.).

34 vgl. dazu das Frontispiz zu Max Dittrich: Karl May und seine Schriften. Dresden 1904 (als Reprint in: Schriften zu Karl May. Materialien zur Karl May Forschung Bd. 2. Ubstadt 1975).

35 Karl May: Und Friede auf Erden! Freiburg 1904 S. 492

36 Egon Erwin Kisch: In der Villa »Shatterhand«. Ein Interview mit Karl May. In: Bohemia. Prag v. 15.5.1910 S. 49 (abgedr. in M-KMG 14/1972 S. 19)

37 In: May: Lichte Höhen wie Anm. 24 S. 270

38 Abgedr. in: M-KMG 33/1977 S. 3. Schon im Roman »Am Rio de la Plata« schreibt May: *Leben heißt kämpfen; sterben heißt siegen.* (Freiburg 1894 S. 289).

39 Mitinspiert wurde May bei seiner Verwendung des Rosenmotivs im »Silberlöwen« wohl zum einen auch durch die Wahl des persischen Schauplatzes (wie erwähnt, besitzt Persien eine berühmte Rosenkultur), zum anderen durch seine Reise nach Tirol im Jahre 1902, wo ihn die üppig wachsenden Rosenbüsche äußerst fasziniert haben dürften.

40 Die in Klammern gesetzten Zahlen beziehen sich auf die Seiten der Fehsenfeld Ausgabe, Freiburg 1902.

41 Maurice Maeterlinck nennt den Duft die »Seele der Blume« (vgl. Maurice Maeterlinck: Die Intelligenz der Blumen. Jena 1912 S. 68; die deutsche Erstausgabe dieses Werks (Jena 1907) befand sich in Mays Bibliothek).

42 Auch im »Weg zum Glück« erscheint die Rose als Grabpflanze (Bd.I. Hildesheim-New York 1971 S. 174).

43 Dr E.A. Schmid: Karl May's Grabmal. In: KMJB 1921 S. 91

44 vgl. Brief Amand v. Ozoróczy an Alfred Schneider; abgedr. in Alfred Schneider: Mein Leben mit Karl May. Sonderheft Nr. 58 der Karl May Gesellschaft. Hamburg 1985 S. 9. In Mays Gedicht »Dichterwunsch« heißt es: *Legt eine einzge, kleine Blume / Mir auf die eingesunkne Brust* (in: Karl May: Himmelsgedanken. Freiburg 1900 S.238).

45 vgl. Anm.4. Daß May realiter unter Rosen begraben wurde, belegt der Nekrolog von Marie Hannes (vgl. Marie Hannes: Karl May's Beisetzung. Abgedr. in: M-KMG 69/ 1986 S.5).

46 Einen ähnlichen Liebesbeweis schildert May später in »Winnetou IV«, wo das »Ich«

und Herzle einer Einladung Algongkas und Athabaskas gefolgt sind: . . . *jeder von ihnen hatte in einer kleinen, mit Wasser gefüllten Vase die ihm von meiner Frau geschenkte Blume vor sich stehen, wofür sowohl ihr als auch mir je eine einzige, aber ausgesucht schöne Rose beschieden war* (Freiburg 1910 S. 67f.). Im ›Geldmännle‹ schenkt der Lehrer Hermann Bernstein dem geliebten ›Herzle‹ eine weiße Rose zum Geburtstag (Karl May: Erzgebirgische Dorfgeschichten. Hildesheim-New York 1977 S. 459).

[47](#) Karl May: Das Waldröschen oder Die Verfolgung rund um die Erde Bd.IV. Hildesheim-New York 1970 S. 1571f.

[48](#) Karl May: Ardistan und Dschinnistan Bd.I. Freiburg 1909 S 2

[49](#) In ›Ardistan und Dschinnistan I‹ heißt es: *Ein uraltes, orientalisches Märchen sagt daß die Schwingen der Engel aus Blumenduft gebildet seien und daß die menschliche Seele nur im Blumenduft ihren Körper verlassen und zu ihm wiederkehren könne* (wie Anm. 48 S 142); vgl. dazu auch das Rosen-Zitat aus den ›Geographischen Predigten‹

[50](#) Reprint des ›Bibliothek Saturn‹-Textes. Bamberg/Braunschweig 1977 S. 62. Zur Deutung dieser Erzählung s. Dieter Sudhoff: Karl Mays ›Abdahn Effendi‹. Eine Werkanalyse. In: Jb-KMG 1983. Husum 1983 S. 197ff.

[51](#) May: Abdahn Effendi wie Anm. 50 S. 100

[52](#) Ebd. S. 99

[53](#) Ebd. S. 100

[54](#) wie Anm. 35 S. 259

[55](#) Ebd. S. 489

[56](#) Karl May: Ardistan und Dschinnistan Bd.II. Freiburg 1909 S. 595

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//47//

INGMAR WINTER

»Bin doch ein dummer Kerl«

Vom Spurenlesen beim Spurenlesen

1. V o r b e m e r k u n g

Den Leser auf die Spur gebracht: er möge mir folgen bis zum Dialog beim Spurenlesen, beim Fährtendeuten. Der Dialog ist unvermeidlich angesichts einer Fährte, Leben und Tod hängen von der richtigen Interpretation einer angetroffenen Spur ab. Doch nicht jeder, der auf eine Spur trifft, kann sie lesen; sie erscheint codiert selbst dem Erfahrenen. Aber der Unerfahrene kann und muß lernen, der Ich-Erzähler belehrt, indem er seinen Begleiter auf die richtige Spur bringt. Verdienstvolle Westmänner wie Hammerdull (von dem unser Beispiel handeln wird) und Holbers, Jemmy, Davy und Hawkens stehen ratlos vor der Schrift im Sand oder im Gras, sie bedürfen des Lehrmeisters. Und Halef, um ein zweites Beispiel (als orientalisches Pendant) zu nennen, hält nichts vom Spurenlesen, die Jahre als Diener, Reisebegleiter, »Beschützer« und Freund brachten keinen Wissenszuwachs. Daraus erwächst das Verhalten des übersteigerten Ich-Erzählers: im Dialog beim Spurenlesen würdigt er seine Reisebegleiter nicht, qualifiziert sie ab, stellt sie als » d u m m « hin.

Diese bewußt herausgearbeitete asymmetrische Kommunikation zwischen Freunden will dieser Aufsatz an den Fragestrukturen zweier Beispiele beweisen.

Zum besseren Verständnis soll eine literarische Sequenz künstlich aufgespalten werden: die *i n h a l t l i c h e* Seite berücksichtigt die Fährte als Gegenstand des Dialogs und literarische Metapher, als *f o r m a l e* Seite wird der lehrhafte Dialog beschrieben. Davon berichten die nächsten beiden Abschnitte.

2. S p u r a l s M e t a p h e r

Die Begriffe »Spur« (Abdrücke der Läufe des zur niederen Jagd gehörigen Wildes und allen Raubwildes) und »Fährte« (Abdrücke der Huftiere) gingen aus der Alltagssprache (mhd. *spor* »Tritt«; mhd. *vart* »Fährte«) schon früh in die Fachsprache des Jägers ein.

//48//

Der Jäger muß die Spuren (synonym: Fährte) deuten, die ihn zum Wild bringt. *Du hast in dem Sande gelesen, als ob Worte in demselben geschrieben seien.*« - »Das ist auch der Fall.«¹ Der Spürhund wird auf die Spur gebracht, seinem Gespür ist das Aufspüren zu verdanken, er spürt (mdh. spürn ›einer Spur folgen‹, ab 13. Jh. ›wahrnehmen‹). Das gehetzte Tier, das die Spuren hinterlassen hat, entgeht dem Jäger nicht, es sei denn, es sei spurlos verschwunden. Spurloses Verschwinden ist mehr als Verschwinden, ist Verschwinden ohne hinterlassene Spur.

Erst an dieser Stelle erlebt der Mensch die Spur als Metapher. Die Geburt ist ein Auf-die-Spur-Setzen; der Mensch zieht seine Spur des Lebens, folgt heißen und kalten Spuren, »errötend folgt er ihren Spuren« (Schiller); Ereignisse und Bekanntschaften, Erfahrungen und das Schicksal hinterlassen Spuren in Händen, Gesichtern, im Wesen.

Die kleinste Spur von dir, die flüchtigste,
Und doch dein Wesen: wandernd, reisehaft,
Schlank, rein, walddunkel, aber o wie süß!²

Der Mensch deutet Spuren, interpretiert Spuren in den Gesichtern anderer, verspürt die Bedeutung seiner Deutungen; er spürt dem Wesen der Dinge nach, oft auf falscher, oft auf richtiger Fährte. Die Welt gibt Spuren vor, an die er sich halten muß! Er spurt oder ordnet sich nicht ein; sein Leben hinterläßt Spuren, oder er verschwindet spurlos aus der Welt. Der Mensch hat Angst vor dem spurlosen Verschwinden, vor dem Aus-der-Welt-Gehen ohne hinterlassene Zeichen. Zum Trost in dieser Angst wird:

Wenn ich euch auch verlassen habe,
So bleibt euch meine Seele doch.³

Der Mensch hat seine Spuren in der Welt hinterlassen, blumenverzierte oder blutigrote; der Tod setzt erst ein, wenn keine Spur von Leben in der Erinnerung nachklingt. Erst dann »verwischten sich / Die Spuren deines letzten Gangs«², die Einsamkeit der Welt setzt ein:

Mondspur, wie auf dem Drahte
Gezogen quer durch die Nacht,
Schwebende Koordinate
Des Dunkels, drin niemand mehr wacht.⁴

Der Mensch verspürt das Nichts, überwindet es durch seine weltliche Hinterlassenschaft, durch dauernde Spuren in der Welt. »Es kann die Spur von meinen Erdetagen / Nicht in Äonen untergehn« (Goethe: Faust II, V. 11583f.).

//49//

3. D e r l e h r h a f t e D i a l o g

Die vielen Situationen im Werke Mays, wo die literarischen Helden aus Spuren lesen müssen, sind stereotype Versatzstücke vom Früh- bis zum Spätwerk. Fährten sollen gedeutet werden; diese Deutungen müssen dem Leser miterlebend vorgestellt werden, als könne auch er die Schrift im Grase lesen. Die Interpretation bekommt durch May die literarische Form des Dialogs, und dieser wird, wenn das Wissensgefälle der Gesprächspartner groß ist, zur schulmeisterlichen Lehrmethode abgewandelt.

Bei der Form lehrhafter Darstellungen denkt der Leser zuerst an das antike Lehrgespräch des Plato, an sokratische Methode, an Maieutik. Der fragend-entwickelnde Dialog gilt als ›die‹ Methode der Sokratik, vermischt mit Katechetik, d.h. Wissenserweiterung und Wissensfestigung. Hier, im sokratischen Gespräch, geht es um Überzeugungen, um Vermittlung von Wertungen. Sokrates' Fragetechnik ist nicht aufs Belehren aus, sondern will das im Lernenden schlummernde Wissen ins Bewußtsein heben.

Sokrates:	Wie groß ist es also? Nicht viermal so groß?
Knabe:	Nicht anders.
Sokrates:	Ist nun das viermal so große das zwiefache?
Knabe:	Nein, beim Zeus.
Sokrates:	Sondern das wievielfache?
Knabe:	Das vierfache. 5

Anders im Dialog beim Spurenlesen:

*»Das ist eine Butterblume,« sagte Halef. »Warum schaust du sie so aufmerksam an?«
»Sie soll mir sagen, wann die Pferde hier getränkt wurden. «
»Sagt sie dir das wirklich?«
»Ja. Siehe sie dir nur richtig an! Ist sie verwelkt?«
»Nein, sie ist noch ganz frisch.«
»Weil sie am kalten Wasser gelegen hat; . . . «[6](#)*

Und doch bezieht sich das zweite Beispiel auf das antike Vorbild.

»Als Form der lehrhaften Darstellung und damit als Lehrmethode ist das dialogische Unterrichtsgespräch auch in Mittelalter und Neuzeit festzustellen. Gegenüber dem sokratischen Gespräch gewinnt das direkt Lehrhafte in den Zwiegesprächen immer mehr an Bedeutung.«[7](#) Unter dem Einfluß der Aufklärung und der Philanthropinisten ist das belehrende Gespräch im unterrichtsmethodischen Sinne bis ins 19. Jahrhundert gefördert worden, bis es unter Herbart (1776-1841) seine

technizistisch extremste Ausprägung erhielt. Die Verbindung vom fragend-entwickelnden Dialog mit dem Moralisieren bestimmte den Herbartianismus, der gleichzeitig die Theorie der Schule, insbesondere der Volksschule, zu Mays Zeit festlegte.

Jetzt läuft dieser geschichtliche Exkurs direkt auf unser Thema zu. *Ich mußte mit meinen Wünschen weit herunter und kam zuletzt beim Volksschullehrer an.*⁸ Karl May schildert in seiner Autobiographie den Unterricht als *kalt, streng, hart. Es fehlte ihm jede Spur von Poesie.*⁹ Ihm war nach seinem Lehrerexamen die herbartische Fragetechnik ein methodischer Habitus; die Beherrschung des Unterrichts war zu seiner Zeit wesentlich die Beherrschung von technisch perfekten Fragen des Lehrers und von Schülerantworten, welche vom Lehrer vermutet, erwartet und gewünscht werden; der ›gute‹ Lehrer nahm die Kinderantworten bereits vorweg in seine Fragen auf. Diese Fragetechnik versetzte den Schüler in die Unmündigkeit bloßer Reaktion, der Lehrer »verlangte kurze und scharfe Antworten«. ¹⁰ Die erwarteten Schülerantworten waren lediglich Indizien des Erfaßt-Habens; die Sicht der geistigen Mündigkeit als Erziehungsziel, des nachdenkenden Lernens oder des anregenden Denkens kam natürlich nicht auf. Wie kam es dazu? Das sokratische Gespräch war auf Einzelunterricht angelegt, es konnte nicht für Lerngruppen übernommen werden. Zum anderen galt Sokrates als Suchender, der Lehrer aber blieb immer der Wissende.

Die Volksschule, besonders natürlich die Armenschule in Glauchau, in der Karl May 1861 unterrichten mußte, hatte deutlich den Charakter der religiösen Armenschule, auf den die Stiehlschen Regulativa von 1854 sie noch einmal zurückgezwungen hatten.¹¹ Noch in einer Rede vom 1. 5. 1889 wollte Kaiser Wilhelm II. die Volksschule als Bollwerk gegen die aufkommende Sozialdemokratie einsetzen.

Aber die neuen Erziehungsziele konnten nicht aufgehalten werden. Hatte May, wenn auch nicht mehr als Unterrichtender, an der Schwelle zum 20. Jahrhundert von der ›Pädagogik vom Kinde aus‹ gehört? Gaudig (1860-1923) kritisierte als erster bei der Lernschule das soeben geschilderte Dialogverfahren; für ihn war es ein Paradoxon, daß der Wissende (Lehrer) Fragen stelle. Es sollten sich freiere, natürliche Gesprächsformen durchsetzen, die den Lehrer als Unterrichtsgestalter zurücktreten lassen. Die Lernschule herbartianischer Tradition gab uns lauter Knochen; daher die geradezu schmerzende Trockenheit des Unterrichtes,¹² doch ab 1900, so Ellen Key,¹³ sollte das Kind kein ›Einpauken‹ mehr erleben. Das führte, besonders in der Arbeitsschulpädagogik, zu erheblichen Konsequenzen in den Gesprächsformen.

//51//

Reagierte May auf diese Entwicklung dergestalt, daß seine späteren Dialoge beim Spurenlesen dem neuen pädagogischen Trend folgen?

4. Hypothese

Der Dialog, der sich beim Spurenlesen zwischen dem Helden (meist: Shatterhand/Kara Ben Nemsí) und seinem Begleiter entwickelt, zeigt die Omnipotenz des Wissenden. Der Held läßt seinen Begleiter, wenn er nicht gerade Winnetou heißt, letztlich als einen »dummen Jungen« dastehen, obwohl ein lehrhafter Dialog das Wissen des Unerfahrenen anhäufen sollte. Die Dialoge beim Fährtenlesen, formal ganz in der Tradition der Lernschule der Herbartianer, produzieren gegen allen Zweck ihrer didaktischen Absicht eine große Wissens- und Beziehungskluft zwischen den Gesprächspartnern und geben das Beispiel einer asymmetrischen Kommunikation. Erst der Einfluß der Erziehung ›vom Kinde aus‹, ab etwa 1895, bildet

eine Öffnung zum natürlichen Lehrgespräch, in dem das Ziel der Bildung, der mündigen Wissenshandhabung des Unerfahrenen angestrebt wird.

5. I n s t r u m e n t a r i u m

Die Textbeispiele, an denen die vorstehende Hypothese überprüft werden soll, sind aus ›Der Schutz¹⁴ und aus ›Mutterliebe¹⁵. Diese Texte sind ausgewählt, weil erstens die geforderte Zeit zwischen ihren Entstehungszeiten liegt, d. h. die erwähnte freie Arbeitsschulbewegung liegt zwischen ihnen, und weil zweitens die zwei Welten Mays, Amerika und der Orient, repräsentiert sind.

Um das Maß und die Auswirkungen der asymmetrischen Kommunikation zu beschreiben, sollen die Redeanteile (quantitativ) und die Fragestrukturen (qualitativ) hinsichtlich der Beziehungsebene der Dialogpartner untersucht werden.

//52//

6. T e x t b e i s p i e l e

Beispiel1: ›Der Schutz‹ S. 161-166



//53//



//54//



//55//



//56//



//57//

Beispiel 2: »Mutterliebe« S. 230f.



//58//



//59//



7. Analyse

In jedem Dialog ist eine Definition der Beziehung der beiden Gesprächspartner enthalten. »Auf jede Definition der Beziehung reagiert der andere mit seiner eigenen und bestätigt, verwirft oder entwertet damit die des Partners.«[16](#) Die Beispieldialoge übers Spurenlesen gehen als Versatzstücke durch Mays Gesamtwerk: sie sind entweder streng symmetrisch (Shatterhand-Winnetou) oder asymmetrisch, d. h. komplementär. Die letztgenannte Interaktionsform ist Gegenstand dieser Analyse.

Auf den ersten Blick beruht die Unterschiedlichkeit der Beziehungen auf natürlichem Kontext: Karl May läßt seinen Helden wie einen Lehrmeister auf seinen Begleiter einwirken (wie in den Verhältnissen Mutter und Kind, Arzt und Patient, Berater und Klient). Die Komplementarität dieser Dialoge ist für May typisch, denn der Held bringt seine Selbstdefinition übermächtig ein, der belehrte Partner bestätigt diese unentwegt, tritt nie in Widerspruch zu dieser, so daß die Selbstdefinition des Helden nicht aufhört.

//60//

Mit derartiger Konstellation stehen Held und Schüler vor den Spuren. Mit welchen sprachlichen

Mitteln stärkt der erstere seine Omnipotenz, die den zweiten zum dummen Kerl macht? Ändert sich das Beziehungsbild der Dialogpartner nach einer Zeit?

Wir gehen diesen zwei Fragen nach und untersuchen an den gegebenen Dialogbeispielen zuerst die **S p r e c h m e n g e**, hier also die Wortmenge.

Die Übermächtigkeit eines Partners ergibt sich auch aus der Menge seiner Redeanteile. Wir vergleichen aus dem ›Schut‹-Dialog 155 Zeilen, ausgenommen Zeile 76-109, in denen das Spurendeuten kein Thema ist, so daß sich als Vergleichsgröße 122 Zeilen (das sind 672 Wörter) ergeben. Textbeispiel 2 hat 112 Zeilen mit 646 Wörtern, d. h. das Wortmaterial ist vergleichbar. Im ›Schut‹-Dialog sind 26 Wörter des Konakdschi mitgezählt, der nur den Gesprächspart Halefs variiert; im Dialog aus ›Mutterliebe‹ sind 49 Wörter Winnetous enthalten, der vom Beziehungs- und Wissensstand Shatterhand gleichgestellt ist. Somit ergibt sich folgende Übersicht:

Schema 1:

	1. Kara Ben Nems 2. Shatterhand		Halef Hammerdull		gesamt	
	Wörter	%	Wörter	%	Wörter	%
1. Schut	465	69,1	207	30,9	672	100
2. Mutterliebe	438	67,8	208	32,2	646	100

Diese Tabelle muß auf den ersten Blick enttäuschen, zeigt sie doch nichts über eine Entwicklung der beiden Dialoge. Sie bestätigt nur die Hypothese von der dialogischen Übermacht des Helden, der mehr als das Doppelte der Wortmenge zu reden hat. In beiden Beispielen kommt der Gesprächspartner (Halef, Hammerdull) nur gering zu Wort, seine relative ›Sprachlosigkeit‹ ist das Abbild seiner Unmündigkeit, seiner Inkompetenz im Spurendeuten.

Wenn wir aber die Sprechmenge in die Klassifikation von Frage und Aussage aufteilen, gewinnen wir eine weiterreichende Erkenntnis. Der ›Schut‹-Dialog enthält 80 Impulse, d. h. Fragen, Aussagen, Bestätigungen, Aufrufe etc., der zweite Dialog bei nahezu gleicher Wortfülle nur die Hälfte Sprechanlässe. Der spätere Dialog ›Mutterliebe‹ zeigt gegenüber dem früheren also längere Sätze, damit einen ruhigeren Sprachfluß, ausholende Satzgefüge, weitere schildernde Erklärungen, was nicht in der literarischen Andersartigkeit des geschilderten Gegenstandes liegen kann, da der Dialoganlaß (formal und inhaltlich) dersel-

//61//

be ist.[17](#) Auch das Verhältnis von Fragen und Antworten (Aussagen) ist anders: Während Kara Ben Nems im frühen Beispiel 19 Fragen stellt (23% aller Impulse), fragt Shatterhand in ›Mutterliebe‹ nur zweimal (5%). Im ›Schut‹-Dialog wird der Partner Halef sehr intensiv ›examiniert‹, während im zweiten Beispiel das Darstellen im Vordergrund steht. Historisch gesprochen: der zeitlich spätere Dialog verläßt eindeutig den fragend-entwickelnden, nachforschenden Lehrstil à la Herbart zugunsten einer darstellenden Interpretation der Spurenrätsel.

Blicken wir ein letztes Mal auf die Wortmenge (Schema 1). Die Wortfülle ist nahezu dieselbe, auch die Anteile der Dialogpartner. Aussagekräftig wird die Quantität erst dann, wenn deren Verteilung über den Dialog untersucht wird. Im ›Schut‹-Dialog haben wir ein buntes Bild, geprägt von einem ständigen Hin und Her zwischen den Partnern. Zeichnen wir in der oberen Zeile Kara Ben Nemsis Wortbeiträge ab, in der unteren Halefs, dann ergibt sich folgendes Schema:



Das Gespräch geht lebhaft zwischen den Redenden hin und her, Fragen erhalten Antworten, Antworten evozieren Fragen; ein eifriges ›Klick-Klack‹ charakterisiert den Dialog.

Dieselbe Wortzahlmenge verteilt sich im Dialog aus ›Mutterliebe‹ grundsätzlich anders:



Hier lässt sich die Gesprächsruhe zwischen Shatterhand und Hammerdull aus dem optischen Bild ablesen. Jeder Gesprächspartner redet seinen Teil, längere Passagen der Erklärungen zwingen zum ruhigen Zuhören, das ausfragende Zwiegespräch ist verschwunden. Shatterhand drängt sich nur ungern als Lehrer auf, nur durch Konvention gezwungen (M, Z. 47f.),¹⁸ und würden nicht Hammerdulls Fragen (M, Z. 76f., 101f.) die Gesprächsperspektive für den Leser in Erinnerung rufen, so wäre das Spurendeuten zum Monolog geworden.

//62//

Nach diesen Überlegungen einer Quantitätsanalyse erreichen wir nun die *q u a l i t a t i v e* Interpretation.

Für die Verifizierung bzw. Falsifizierung der Hypothese (Abschn. 4) müssen wir die Sprachanalyse auf die Beziehungen der Gesprächspartner abstimmen, d. h. wir untersuchen die *S p r e c h h a n d l u n g* der Dialogteilnehmer. Dazu nehmen wir eine Anleihe an die schulpädagogische Linguistikforschung, indem wir das Konzept von Diegritz¹⁹ nutzen. Er nimmt als Untersuchungsinstrument eine Sprechhandlungsklassifikation, die mit Beispielen hier vorgestellt werden soll.

Den größten Bereich bilden *p o s i t i o n a l e* Sprechakte, durch die Beziehungen gesetzt, bestimmt, festgelegt oder bestätigt werden (und deren Gegensätze).

Unter diesen werden zuerst Sprechakte aufgelistet, die einen Wunschcharakter signalisieren (*O p t a t i v a*). Hierunter zählen Fragen, die der Gesprächsbeherrschende an den Befragten stellt: »*Welches ist der größte Vogel, welcher hier gegangen sein könnte?*« (S, Z. 32f.) Hinzu

kommen Bitten und Wünsche, vor allem auch Rückversicherungen, die den Wunsch nach Verständnis, Zustimmung oder Beipflichtung ausdrücken; z. B. »*Wirklich nichts, mein alter Hammerdull?*« (M, Z. 55)? In unseren Dialogbeispielen bekommen die rückfragenden Impulse aber mahnenden Charakter. Es ist so für Halef schon sehr deprimierend, nach den vielen Abenteuern, in denen er sich dem Meister lernend gezeigt hat, zu hören: »*Willst du das nun einsehen ?*« (S, Z. 65f.) Seit den Abenteuern in der Wüste, wo er nichts vom Spurenlesen hielt,[20](#) hatte er dazugelernt, einfache Fährten konnte er lesen, schwierige nicht.[21](#) Nun, bei der Verfolgung des Schut[22](#) vermag er das Gelernte nicht zu zeigen, so daß sein Meister mahnend den pädagogischen Finger heben muß.

Unter die Positionale fallen die *I m p e r a t i v a*, die durch den befehlenden Charakter den Dialogbeherrscher herausheben. Es zählen nicht nur imperativische Sätze, sondern auch die, die Imperativisches andeuten. Degradierend ist es, wenn Vorwürfe sich mit Spott mischen: »*Oder ist es etwa möglich, daß zum Beispiel der Palast des Großherrn in Konstantinopel hier spazieren gegangen ist?*« (S, Z. 17ff.) Hier wird die dumme Antwort Halefs vermeintlich bewitzelt, in Wirklichkeit aber verspottet, was der kleine Begleiter auch vorsichtig anmerkt.

Die dritte Unterabteilung der positionsbestimmenden Sprechakte sind die *K o n s t r u k t i v a*, die anders als die unterordnenden bzw. herrschaftsbestimmenden Akte gesprächsaufbauend sind: »*Man müßte also unbedingt die Fußindrücke sehen.*« (S, Z. 55ff.) Das hört sich nach Freundschaft, nach Gleichrangigkeit an; doch wird diese Tendenz

//63//

im »Schut«-Dialog durch das »Man« vertan, weil nicht der Partner in seiner (wenn auch unvollkommenen) Kompetenz bestärkt wird.

Optativa, Imperativa und Konstruktiva (Positionale) bestimmen weitgehend den Beziehungsaspekt der Dialogpartner. Daneben sind als zweite Gruppe die *E v a l u a t i v a* zu untersuchen, d. h. Bewertungssprechakte. Hier sind nicht die kurzen Bestätigungen gemeint (»*gewiß*«, »*ja*«), die nur die Folge des Gesprächs garantieren, sondern positive bzw. negative Bestärkungen. Aus beiden Dialogen verbleibt uns allerdings nur das »*Jawohl habe ich recht*«. (S, Z. 69), wo die Bestärkung auf den Helden selbst zurückfällt.

Die dritte Gruppe der Sprechhandlungsklassifikation sind *K o n s t a t i v a*, d. h. Akte der Gespräche, die einen festsetzenden Sprachvorgang kennzeichnen (Feststellung, Antwort, Bericht, Begründung, Vermutung etc.). Eine Aufschlüsselung der beiden Dialoge nach Sprechhandlungen und ihren Trägern ergibt folgendes Schema 2:

Schema 2:

	»Schut«		»Mutterliebe«	
	KBN	Halef	Shatt.	Hammerd.
I) Positionale	29	8	2	4
	21	7	2	4

1. Optativa				
a) Frage	19	1	-	-
b) Bitte	-	-	-	-
c) Wunsch	-	1	-	-
d) Rück- versicherung	2	5	2	4
2. Imperativa	7	-	-	-
a) Aufforderung	5	-	-	-
b) Warnung	-	-	-	-
c) Befehl	-	-	-	-
d) Vorwurf	2	-	-	-
3. Konstruktiva	1	1	-	-
a) Vorschlag	1	1	-	-
b) Angebot	-	-	-	-
II) Konstativa (Feststellung, Bericht, Vermutung, Begrün- dung, Antwort usw.)	32	28	19	7
III) Evaluativa	1	-	-	-
a) positiv	1	-	-	-
b) negativ	-	-	-	-

//64//

Heben wir die wichtigsten Ergebnisse heraus: Wie wir aus der quantitativen Analyse wissen, ist der hohe Anteil an Kara Ben Nemsis Fragen auffällig (19 Fragen, d. h. 23 % aller Impulse), die Antworten verlangen (28 Konstativa Halefs). Die Fragen sind eng formuliert, sie lassen nur eine Antwort als richtig zu, meist Ja oder Nein: »Kann diese Fährte von einem vierbeinigen Geschöpf getreten sein?« (S, Z. 26f.) Erst Alternativfragen ermöglichen dem Befragten, energischer nachzudenken: Ist die Spur »Von einem Tier oder von einem Menschen?« (S, Z. 7) Doch auch diese Frage ist ironisch gemeint, denn Kara Ben Nemsi weiß es, wie jeder andere auch, ohne überhaupt »hinzukommen« (S, Z. 23f.). Auch bei weit gestellten Fragen »Was ist daraus zu schließen?« (S, Z.52f.) ist die Antwort so vorbereitet, daß sie zwangsläufig kommt, weil die Erklärung vor der Antwort bereits gegeben war (S, Z. 49-52). Insgesamt ist über die Fragestruktur zu sagen, daß alle Fragen eine vorlaufende Antwortsicherung enthalten und damit an den Aufgaben einer Denkerziehung vorbeigehen. Mit dieser Methode lernt es der arme Halef nie, denn »nachdenkendes Lernen wird durch Fragemethode nicht herausgefordert«.23 Dabei wäre es so wichtig für den ›Beschützer‹ des Helden, denn »von einer guten Combination kann . . . das Leben abhängig sein.« (M, Z. 50-52)

Den 19 Fragen des ›Schut‹-Dialoges stehen nur zwei aus dem Dialog aus ›Mutterliebe‹ gegenüber. Sie

stellen sich bei genauerem Hinsehen lediglich als Rückversicherungen dar (M, Z. 55, 99f.), die formal den Gesprächskreis erweitern, inhaltlich die Omnipotenz des Helden ins Spiel bringen.

Nun stehen in der Kategorie Positionale aber auch 8 Impulse auf Halefs Seite gegenüber. Doch seine Fragen sind nicht echt, will heißen kompetent genug, als daß sie eine gleichgeordnete Gesprächsführung erzwingen könnten. Seine vorsichtigen Rückversicherungen (allein 5 von 8 Fragen!) bescheinigen seine Unbeholfenheit, seine Dummheit: »*Wie willst du das beweisen?*« (S, Z. 25) ist das versprachlichte Hochschauen zum Meister. Dieser ist sich seiner Position bewußt, was auch die imperativischen Sprechakte seinerseits belegen; fünf Aufforderungen und zwei Vorwürfe, deren spöttische Absicht bereits besprochen ist, zeigen das deutlich.

Haben wir bisher die positionsbestimmenden Sprechakte (Positionale), die eindeutig die Beziehungsebene der Dialogteilnehmer kennzeichnen, beachtet, wenden wir uns nun den konstituierenden Akten (Konstativa) zu, die die Wissensmacht der Gesprächspartner bestimmen.

Kara Ben Nemsy ist mit 32 Konstativa übermächtig. Sind sie auch

//65//

nicht so belehrend in einem Block gegeben, sondern in den aufgeteilten Dialog eingestreut (vgl. Analyse von Schema 1), garantieren sie inhaltlich seine Wissensmacht und formal die erwähnte vorlaufende Antwortsicherung.

Das präsentiert sich im ›Mutterliebe‹-Dialog völlig anders. Zwar sind auch hier die Konstativa mit 19 Impulsen übergroß und beleuchten die Omnipotenz Shatterhands, aber sie sichern formal nicht die Antworten, sondern gestalten sich als belehrender Kurzvortrag. Wie bereits erwähnt, wird in späterer Zeit Karl May den Dialog übers Spurendeuten zunehmend meiden, ohne die Übermacht seines Helden abzubauen. Die Entwicklung an der Schwelle zu Mays Spätwerk, wo wir mit ›Mutterliebe‹ (1898) stehen, geht sogar noch weiter bis zum Monolog.[24](#)

In dem Beispieldialog ›Mutterliebe‹ haben wir die Übergangsstelle. Der Monolog wird nur noch künstlich verhindert, obwohl die Situation Shatterhands mit erfahrenen Westmännern zum kompetenten Spurendeuten Anlaß geben müßte und damit zum Disput. Stattdessen wird der Dialog verinnerlicht, er wird zum lauten Denken. »*Man soll nicht allein Augen, sondern auch Gedanken haben!*« (M, Z. 106f.), erklärt Winnetou. Shatterhand hatte es früher schon formuliert: »*Aber es giebt zweierlei Augen, diejenigen des Körpers und diejenigen des Geistes, der Seele. Wenn die einen mit Blindheit geschlagen sind, muß man die andern um so offener halten.*«[25](#) Wenn wir auch an dieser Stelle das für Karl May so bedeutsame Metaphernfeld der Blindheit übergehen, so bleibt doch für unsere Thematik festzuhalten, daß die Spuren mehr mit den geistigen Augen ausgedeutet werden. Das verlangt sprachlich den Rückzug aus dem Dialog.

In dem Schema 2 sind für den ›Mutterliebe‹-Dialog die Zeilen 1-24 nicht mitgezählt, die eindeutig die Gesprächsgewichtung von Holbers und Hammerdull numerisch aufwerteten. Aber nur scheinbar! Ihr Dialog, der das Spurendeuten eröffnet, zeigt eben nur an, daß Hammerdull »*ein dummer Kerl*« (M, Z.

36f.) ist. Die Interpretation über die Fährte kommt nicht weit, sie entpuppt sich als Holzweg. Was machen diese beiden witzigen Figuren nur allein im ›wilden Westen‹? Wie konnten sie so lange überleben? Ihre Ausdeuterei klarer Spuren ist dilettantisch, für erfahrene Präriejäger unglaublich. Aber ihr Dialog ist nur das Geplänkel für die richtige Deutung durch Shatterhand und Winnetou. Hier sei ein kühner Vergleich gewagt: wie im Drama die Wirkung einer tragischen Situation durch das Vorsetzen oder Hineinspielen von komischen Figuren gesteigert wird, so soll auch hier die ernsthafte, »allwissend(e)« (M, Z. 45) Position gestärkt werden durch

//66//

den Vor-Spiel-Dialog witziger Personen. Erst das unfähige, unkompetente, leichtfertige Geplauder ermöglicht durch den Kontrast den gesteigerten, wissenden, interpretierenden Dialog.

Auch Halef ist ein ›dummer Kerl‹; aber wie und bei wem sollte er das Spurendeuten gelernt haben? Jedoch ist er hineingenommen in das Gespräch mit dem Helden, um dessen Schlußfolgerungen zu bewundern. Holbers und vor allem Hammerdull sind ebenfalls dumm, stehen aber außerhalb des Dialogs, degradiert zum Buffopaar, das den Auftritt der Meister Shatterhand und Winnetou vorbereitet.

8. E v a l u a t i o n

Unsere Hypothese (Abschn. 4) ist im wesentlichen bestätigt. Der ›Schut‹-Dialog zeigt die übermächtige Heldenperson, sowohl im Wissen als auch in der Position der Partner, und daneben (besser: darunter) Halef, der auch trotz jahrelanger engfragender Anweisung im Spurenlesen keinen Wissenszuwachs verzeichnet. Bei jeder Fährte beginnt der Held bei Null, zeigt keine echten Zweifel, die den Partner zum Nach- und Mitdenken anregen könnten. Mit dieser Fragetechnik, die eine Tradition in der Herbartischen Vermittlung für damalige Lehrer sah, konnte ein Schüler (Halef) nicht zum eigenständigen Bewältigen von Situationen ›erzogen‹ werden. Aus der theoretischen Belehrung allein kann zur Praxis keine Brücke geschlagen werden. Dies ist vor allem eine implizite Kritik Mays an der Schulsituation seiner Tage, die als *geradezu schmerzende Trockenheit* (vgl. Abschn. 3) empfunden wurde. Erfolg für den Lernenden, das hat der Ich-Erzähler der Abenteuerromane erlebt, kann nur die Theorie²⁶ mit der Praxis²⁷ erreichen. Der Schüler in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sammelte arsenalhaft Daten, ohne zu erleben, wofür das Gesammelte verwendet werden soll. Diese Kritik Mays am damaligen Schulwesen, in das er nie zurück wollte, gipfelt in der lehrerhaften Pose der Allwissenheit, wie wir sie aus ›Buddenbrooks‹ teilweise zitiert haben und als Abbild in Mays Werken als der zitierte Spott, der jede Belobigung des Partners verhöhnt. Neben dem zitierten Beispiel (S, Z. 17-19) gipfelt diese Kritik in folgender Episode: *Und hier zeigte mir Halef, stolz auf seinen Scharfblick, eine ganz untrügliche Spur - den Auswurf eines Pferdes.*²⁸ Der Schüler, der hier anschließend ironisch belobigt wird ob seiner scharfen Erkenntnis, bringt es mit dieser Lehrmethode allenfalls zu ›Abfallwissen‹.

Aber die Spuren der Menschen haben nicht nur tote Hinterlassen-

//67//

schaften; die wahre Ausdeutung ist auf die Zukunft gerichtet. Alles angereicherte Wissen muß ankommende Situationen des Lebens meistern. Das ist die Wahrheit in Märchen und Mythen: Hänsel und Gretel legen Spuren für den Ausweg aus bedrohender Gegenwart, eben so ist der Ariadnefaden zu deuten, ebenfalls so ist das Spurenlegen zu sehen, das ins Verderben (Llano estacado) oder ins Heil führt.²⁹ Erst ab 1895, mit dem Umschwung der pädagogischen Sicht und deren anfänglichen Konsequenzen auf die Schule (vgl. Abschn. 3), reagiert Karl May auf die tiefere Sicht der Spuren (vgl. Abschnitt 2). Echte Zweifel an der Fährteendeutung tauchen auf;³⁰ das ist allerdings nur in symmetrischer Kommunikation möglich: hier reagieren zwei Partner, Winnetou und Shatterhand, mit Zweifel, erst jetzt kommt Nachdenken in Gang.

Für eine komplementäre Gesprächssituation nutzt May derartiges Wissen nicht. Im Dialog aus »Mutterliebe« erscheint Hammerdull als dumm, nichtverstehend, obwohl er mit Holbers zusammen, auf eigenen Füßen stehend, durchaus seine Kompetenz im Spurendeuten gezeigt hat.³¹ Aber die späte Dummheit Hammerdulls wird nicht mehr im Dialog aufgedeckt, sie wird durch Selbstdefinition präludiert und dadurch in die Komik verlegt.

Damit ist für Karl May der lehrhafte Dialog in seiner streng tradierten Form unmöglich geworden, die Spurendeutung wurde ab etwa 1895 verinnerlicht. Die Form wird zunehmend der Monolog; die Sprechsituation hat sich damit ebenfalls gewandelt. War der Dialog mehr an den Ausdeutungen der äußeren Indizien interessiert, steht nun stärker der Urheber der Spuren im Mittelpunkt des Nachdenkens. Kara Ben Nemsis nutzt diese veränderte Sicht bei Kara Ben Halef, nicht ohne Absicht bei der jüngeren Generation, dem es nicht auf die Indizienfolge der Spureneindrücke ankommt, sondern auf die Motive des Spurenrhebers.³² Ob es zum einen an der symbolischen Besonnenheit des heraufkommenden Mayschen Spätwerks, oder ob es zum anderen an der veränderten pädagogischen Sicht über das Lernen liegt: Spuren werden zur Hinterlassenschaft für Zukünftiges, werden zum Erbe der Nachkommenden. So lernt es Halef später, wie es der »Silberlöwe IV«³³ beweist, auch noch.

¹ Karl May: Deutsche Herzen - Deutsche Helden. Reprint der Erstausgabe 1885/86. Bamberg 1976 S. 639

² Conrad F. Meyer: Stapfen. In: Sämtl. Werke. München-Zürich 1965 S. 825

³ Karl May: Ueberflüssig. In: Himmelsgedanken. Freiburg 1901 S. 343

⁴ Karl Krolow: Mondspur. In: Deutsche Lyrik der Gegenwart, hgg. v. W. Fehse. Stuttgart 1961 S. 141f.

⁵ Platon: Menon. In: Sämtl. Werke 2. Reinbek b. Hamburg 1961 S.24 (83b). Dazu: Julius Stenzel: Kleine Schriften zur griechischen Philosophie. Darmstadt 1966 S. 32-47

//68//

⁶ Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. IV: In den Schluchten des Balkan. Freiburg 1892 S. 596

⁷ Hermann Holstein: Unterrichtsgespräch. Sprachgestalt und Lehrmethode. Kastellaun 1976 S. 27

⁸ Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg o. J. (1910). Faksimile-Nachdruck, hgg. v. Hainer Plaul. Hildesheim-New York 1975 S. 77

⁹ Ebd. S. 95

¹⁰ Thomas Mann: Buddenbrooks. Frankfurt a. M. 1965 S. 500. Die Darstellung eines ganzen Schultages aus der Sicht des kleinen Hanno (S. 493-508) ist ein Abbild der mayschen Zeit.

¹¹ Herwig Blankertz: Bildung im Zeitalter der großen Revolution. Hannover 1969 S. 138. Vgl. Klußmeier/Plaul: Der große Karl May Bildband. Hildesheim-New York 1978 S. 25; H.-G. Herrlitz/W. Hopf/H. Titze: Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart. Königstein i. Ts. 1981 S. 88 u. 91-93

¹² Karl May: Mein Leben und Streben wie Anm. 8 S. 98

¹³ Ellen Key (1849-1926) war Dozentin am Arbeiterinstitut in Stockholm und behandelt in ihren Schriften besonders Fragen der Frauenbewegung und Kindererziehung. Sie trat

für einen fraulichen Bildungsgang ein und stellte die Psyche des Kindes in den Mittelpunkt ihrer Erziehungsmethode.

[14](#) Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. VI: Der Schut. Freiburg 1892 S. 161-163

[15](#) Karl May: Mutterliebe. In: Christus oder Muhammed. Marienkalendergeschichten von Karl May. Reprint der Karl-May-Gesellschaft. Mit einem Vorwort von Herbert Meier. Hamburg 1979 S. 230f.

[16](#) Paul Watzlawick u. a.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern-Stuttgart-Wien 1974 S. 127

[17](#) Eine Ausdeutung der Wortmenge bezüglich der Art der Schilderung ist mit interpretatorischen Konsequenzen an anderer Stelle versucht worden. Vgl. dazu: Ingmar Winter: De exemplo oratoris Intschu tschuna. In: M-KMG 65/1985 S. 8-17

[18](#) Die Verweisstellen werden mit den Sigeln M/S (»Mutterliebe«/»Schut«) und Angabe der Zeilenzahl angeführt.

[19](#) Th. Diegritz u. H. Rosenbusch: Kommunikation zwischen Schülern. Schulpädagogische und linguistische Untersuchungen. München-Berlin-Wien 1977 S. 48-53

[20](#) Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. I: Durch Wüste und Harem. Freiburg 1892 S. 11f.

[21](#) Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. V: Durch das Land der Skipetaren. Freiburg 1892 S. 365f.

[22](#) wie Anm. 14

[23](#) Gunter Dahms: Nachdenken im Unterricht. Fragemethode und Anleitung zum argumentativen Gespräch. Königstein i. Ts. 1979 S. 69. Vgl. Dieter Spanhel: Die Sprache des Lehrers. Grundformen des didaktischen Sprechens. Düsseldorf 1971 S. 78

[24](#) Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXV: Am Jenseits. Freiburg 1899 S.172 Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXII: Satan und Ischariot III. Freiburg 1896 S. 468

[25](#) Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XX: Satan und Ischariot I. Freiburg 1896 S. 153

[26](#) Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. VII: Winnetou, der rote Gentleman I. Freiburg 1893 S. 166-173

[27](#) Ebd. S. 434ff.

[28](#) Karl May: In den Schluchten des Balkan wie Anm. 6 S. 598

[29](#) Karl May: Satan und Ischariot I wie Anm. 25 S. 428

[30](#) Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. XIV: Old Surehand I. Freiburg 1894 S. 626ff.

[31](#) Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. XV: Old Surehand II. Freiburg 1895 S. 141ff.

[32](#) Karl May: Am Jenseits wie Anm. 24 S. 172ff.

[33](#) Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXIX: Im Reiche des silbernen Löwen IV. Freiburg 1903 S. 210

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//69//

GERHARD NEUMANN

Das erschriebene Ich

*Erwägungen zum Helden im Roman Karl Mays**

Karl Bertau zugeeignet

quid videat, nescit: sed quod videt, uritur illo,
atque oculos idem, qui decipit, incitat error.
credula, quid frustra simulacra fugacia captas?
quod petis, est nusquam; quod amas, avertere, perdes.
Ovid, Met. III, 430 - 433

»So sieh einmal dein Bild im Wasser hier!«
Ich schaute in den Kürbis und fuhr erschrocken
zurück, denn es blickte mir aus dem Wasser
der Kopf eines Gespenstes, eines Skelettes entgegen.
»Welch ein Wunder, daß ich noch lebe!« rief ich aus.
Winnetou I, 217f., 312 f

I

Wie begegnet man seinem Ich? Kann es auf diese Frage eine Antwort geben? Jean Paul, das ›Ich‹ schlechthin unter den deutschen Dichtern, hat versucht, seine Erfahrungen hierüber mitzuteilen. In seinen autobiographischen Aufzeichnungen - ›Wahrheit aus meinem Leben‹ - schreibt er:

An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustür und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr.[2](#)

Merkwürdig ist es schon, daß der unersättliche L e s e r Jean Paul ausgerechnet angesichts einer Holzlege dieses Gesicht hatte - Natur, und nicht Kultur als Ort seiner Ich-Erfahrung zugesprochen erhielt. Mir jedenfalls wird diese Erfahrung wohl beim L e s e n gekommen sein, mit vielleicht elf Jahren, unter der Bettdecke beim Schein der Taschenlampe, den für einen Tag zugeteilten Band 1 der Radebeuler Ausgabe von Karl May, ›Durch die Wüste‹ durchrasend - eine Leseleistung, an die später im Traum nicht mehr zu denken war.

* Vom Autor freundlichst genehmigter Nachdruck seines in ›Germanistik in Erlangen. Hundert Jahre nach der Gründung des Deutschen Seminars‹ (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 31) erschienenen Aufsatzes.

//70//

Ob es ein Zufall ist, daß sich ein ›Ich‹, jene wissenschaftsfremdeste Instanz, in diese Rede mischt? Ich glaube kaum. Dem Leser von Karl Mays Romanen ist sie die einzig denkbare geworden: Sie allein gibt die Gewißheit der Unsterblichkeit des Helden, sie allein gewährt, wenn man sie einmal mit dem Schauer des Beteiligten in sich eingelassen hat, die ungetrübte Lust der Lektüre, das reine Ich-Gefühl.

Wie begegnet Karl May seinem Ich?

Es scheint fast, als seien für diesen Zusammenhang eigentlich nur Karl Mays »Reiseerzählungen« interessant; nicht die frühen Kolportageromane, die in der ›Er‹-Form erzählt sind; auch nicht die späten Werke, die Arno Schmidt - wie er sich ausdrückt - der »Hochliteratur« zuzählen wollte³, und die, nach Mays eigener Äußerung, das ›Ich‹ des Erzählenden nur noch als Figuration der *Menschheitsfrage* begreifen.⁴ In einem Aphorismus, der im Nachlaß aufbewahrt ist, schreibt Karl May: Die Menschheitsfrage

ist das Ich. Sie ist in Amerika Old Shatterhand, und sie ist im Orient Kara Ben Nemsî Effendi. Sie ist das umgekehrte Pseudonym von Karl May, denn die eigentliche Verfasserin der Reiseerzählungen ist sie, das Pseudonym aber ist er . . .

Wenn dies wirklich so wäre, würde kein Hahn mehr nach Karl May krähen. Hier war Goethe ihm weit überlegen. Ich möchte daher lieber versuchen, Karl May anders zu lesen, als er selbst sich verstehen zu müssen glaubte. Ich möchte versuchen, einen der klassischen ›Ich‹-Romane Karl Mays als »Mythos« zu lesen. Unter Mythos verstehe ich dabei die Erzählung einer Geschichte, die, indem sie erzählt wird, zwei Zwecke erfüllt. Sie dient zum einen dazu, die Geburt des Helden zu legitimieren; sie hat zum andern die Aufgabe, eine bestimmte menschliche Verhaltensordnung zu beglaubigen. Das heißt aber, daß der Mythos eine doppelte Rede führt: die Rede vom Ursprung und die Rede vom Menschenverkehr, die Rede von der Herkunft und Geburt des Helden und die Rede von der sozialen Ordnung und ihrer Garanten.

Als einen solchen Mythos im doppelten Sinne also lese ich Karl Mays Roman »Weihnacht!«, der 1897 als Band 24 der Freiburger Ausgabe erschien und in den Zusammenhang der ›Winnetou‹-Romane gehört.

Mythen muß man nacherzählen. Ich tue dies in der gebotenen Kürze.

Der Schüler Karl May schreibt für ein Preisausschreiben ein Weihnachtsgedicht. Er gewinnt den ersten Preis, die Geldsumme von 30 Talern. Dies verschafft ihm hohes Ansehen bei Lehrern und Schülern. Man gibt ihm den Kneipnamen »Sappho« (nach der antiken Lyrikerin) und kennzeichnet ihn damit als Literatur- und Schriftkundigen. Mit sei-

//71//

nem weltfremden Freund Hermann Lachner, genannt »Carpio« (der stumme Karpfen) macht er eine Weihnachtswanderung

Sappho, der Sprachmächtige, und Carpio, der Sprachlose, treffen in einem Gasthaus im verschneiten Erzgebirge auf eine Auswandererfamilie: Eine gemeinsame Weihnachtsfeier findet statt. Das Preisgedicht, das Sappho geschrieben hat, wird von Carpio rezitiert: Die Auswanderer sind tief beeindruckt und nehmen eine Abschrift des Gedichts, das sie in die Neue Welt begleiten soll. Sappho schenkt den Mittellosen außerdem noch sein ganzes Geld; Carpio dagegen gibt ihnen ein Empfehlungsschreiben an seinen angeblichen Erbonkel in Amerika mit. Damit wird der Keim des künftigen Geschehens gelegt: eine »Urszene« geschaffen, aus deren Mitte zwei schriftliche Botschaften den Protagonisten in die Neue Welt vorausseilen. Hier bricht zugleich die »Kindheitsgeschichte« des Helden ab. Ein »blanc« (wie es Proust an Flauberts Romanen rühmte) unterbricht den Strom des Erzählens.

Jahre später findet man dann den erwachsenen Karl May als Westmann Old Shatterhand in Nordamerika wieder. Die Handlungsfäden, durch die schriftlichen Botschaften aus der heimatlichen »Urszene« in die Neue Welt gespannt, werden wieder angeknüpft: Karl May, als Westmann noch nicht identifiziert, trifft dort die Auswandererfamilie wieder, deren Vater im Indianergebiet verschollen ist; er stößt mit einer Bande von Verbrechern zusammen, die eine Gruppe von Goldsuchern um ihre Goldfunde zu prellen suchen; er findet seinen Jugendfreund Carpio als hilfloses Opfer der Spitzbuben wieder, in deren Gesellschaft sich auch der vermeintliche Erbonkel befindet; er schlichtet einen Konflikt zwischen Indianerstämmen und stellt damit, wenigstens vorläufig, den Frieden im Wilden Westen wieder her.

Die wichtigsten Beteiligten an den verschiedenen Handlungszusammenhängen sind Deutsche, und zwar mit den Figuren der Einleitung identisch oder doch mit ihnen verknüpft - angenommene fremde Namen oder Spitznamen zögern ihre Identifizierung hinaus.

Am Schluß des Romans sind alle Beteiligten in einer Art paradiesischer Oase mitten im verschneiten Hochgebirge vereint: einer tropischen Idylle, deren Existenz durch eine warme Quelle wahrscheinlich gemacht wird.

Hier wird wie seinerzeit im Erzgebirge wieder Weihnachten gefeiert, hier werden die wahren Namen beglaubigt; hier werden die Guten mit Goldgeschenken belohnt und entlassen, die Bösen bestraft, die Unbelehrbaren kommen durch eine Naturkatastrophe zu Tode.

Carpio stirbt vor Entkräftung, Sappho-Old Shatterhand gibt sich als souveräner Regler des gesamten Geschehens zu erkennen. Die schrift-

//72//

lichen Botschaften, die aus der »Kindheit« des Helden ihm vorausgeeilt sind, werden durch das Geschehen eingelöst: als tote Schrift in Gestalt von Carpios »Empfehlungsbrief«, der seine Wirkung verfehlte, als souveräne Bewahrheitung der Wirklichkeit in Sapphos »Weihnachtsgedicht«.

Ich möchte nun einige wichtige Motive des Geschehens hervorheben und auf die Gelenkstellen der Geschichte aufmerksam machen.

Die Erzählung beginnt als Schul-Geschichte, sie berichtet von der Kindheit des Helden, seinem Mündigwerden im sozialen Institut der Schule. Der Schüler May schreibt ein Weihnachtsgedicht, das - wie sich allmählich herausstellt - den mythischen Rahmen des Geschehens abgibt. Die ersten vier von zweiunddreißig Strophen dieses Gedichtes lauten:

*»Ich verkünde große Freude,
Die euch widerfahren ist,
Denn geboren wurde heute
Euer Heiland Jesus Christ!«*

*Jubelnd tönt es durch die Sphären,
Sonnen künden's jedem Stern
Weihrauch duftet auf Altären
Beter knien nah und fern.*

*Horch, da schallt vom nahen Dome
Feierlich der Glocken Klang,
Und im majestätischen Strome
Schwingt sich auf der Chorgesang:*

*»Herr, nun lässest Du in Frieden
Deinen Diener zu Dir gehn,
Denn sein Auge hat hienieden
Deinen Heiland noch gesehn! - - - « (Weihnacht 13, 10f.)*

Das Gedicht, das der Schüler May schreibt, enthält denn auch die Kernmotive jenes »Mythos«, dessen Regler er zu werden verspricht: die Rede vom »Ursprung«, als der Geburt des Helden, in der Figur des in der Weihnacht geborenen Heilands; die Rede vom »Menschenverkehr«, als der Einbindung des Einzelnen in die Wirklichkeitsordnung als Erlösungsordnung, als der Aufhebung von Leben und Tod im göttlichen Heilsplan.

//73//

Der durch den Schüler May mit seinem Gedicht begründete (genealogische und eschatologische) Mythos bleibt allerdings den Riten der Schul- als einer Disziplinargesellschaft unterstellt: Das Gedicht wird approbiert, indem erst die Jury, dann der Direktor und schließlich der Kantor seinen Rang beglaubigen, es in den sozialen Rahmen von Leistung und Anerkennung stellen; das Gedicht wird honoriert, indem es den ausgesetzten Preis von 30 Talern zugesprochen bekommt, indem es in den Legitimationszusammenhang von Lohn und Strafe versetzt wird.

Vorgänge des Approbierens und des Honorierens bestimmen dann auch durchgängig den ersten Teil der Erzählung. Und zwar im Motiv der Identifikation durch den Paß, den Carpio fortwährend verliert (25, 28.), damit aber auch seine Approbation durch Namensidentität verspielt; im Motiv des Geldes, das alle Handlungen der beiden jugendlichen Wanderer begleitet und verbindet: Kurswerte werden berechnet und genutzt, Geld wird geborgt und verloren, Kaufen und Bezahlen spielen eine wesentliche identifikatorische Rolle.

Allein der Schüler May beginnt sich allmählich aus diesen Bestimmungen zu lösen: Zum einen legitimiert er sich (im Gegensatz zu dem stummen Carpio) nicht durch den Paß, sondern durch das Gedicht und die Autonomie seiner Sprache, Carpio - als Mündel des Helden Sappho - sagt es auswendig auf; die Auswanderer lassen es sich aufschreiben und führen es als Schibboleth mit sich; zum andern verschenkt er sein ganzes Geld an die Auswanderer und lebt von der freien bewundernden Zuwendung seiner Umwelt. Damit ist das Ende des ersten Teils des Romans erreicht.

Der Neueinsatz des Erzählens bildet zugleich die entscheidende Gelenkstelle des Romans als Übertritt in die »Neue Welt« Amerikas, als Übergang von der »Schule der Kindheit« in die »Schule des Lebens«; es ist der Punkt, wo das Kind Karl May aufhört zu existieren und der Held Old Shatterhand geboren wird.

Von größter Bedeutung ist hierbei die Leitvorstellung von der »Schule des Lebens«, die das künftige Geschehen bestimmt. Es heißt da:

Eine Reihe von Jahren war nach dem bisher Erzählten vergangen; das Leben hatte mich in seine strenge Schule genommen und aus dem unerfahrenen Knaben einen Mann gemacht. (86, 117)

Wenn bisher die Schule als Lebensform Geltung beansprucht hatte, so wird nun eine neue Handlungsregel eingeführt, scheinbar ein neuer »Mythos« begründet, und zwar durch jene »indianische Lebensform«,

//74//

die Karl May-Old Shatterhand aus der Begegnung mit seinem Freund Winnetou ableitet.

Auch dieser - wie es scheint - neue Mythos enthält die beiden schon bekannten Aspekte aller mythischen Organisationsmodelle: den Bezug zum Ursprung und die Regelung menschlicher Verkehrsformen. Die Regeln indianischer Selbstkonstitution werden denn auch von Karl May in aller Deutlichkeit als der europäischen Lebensform entgegengesetzte bestimmt: Der Indianer erwirkt seinen Namen weder durch Vererbung⁵, noch durch den Zeugungsakt des Vaters, noch durch den Sozialvertrag, wie er sich in den Paß einschreiben läßt, sondern durch eine Heldentat, die unter Einsatz des eigenen Körpers errungen werden muß. Die Verkehrsformen des Indianers sind nicht durch Geld als den Exponenten des Tauscherts und der Kommunikation bestimmt, auch nicht durch die systematische Rede, als das vom Körper getrennte »Zeichen«, sondern durch das Gold⁶, das als Geschenk, nicht als Tauschert eingesetzt wird und durch die reine, unmittelbare Verstehen gewährende Körpergebärde, die sich im Blicktausch vollendet.⁷

Die beiden Aspekte des »Mythos«, Ursprung und Kommunikation, die in der »alten Welt« in Form von Approbation und Honorierung zutage traten, werden hier also scheinbar neu definiert. Ihre Verwirklichung und Durchsetzung erfolgt nicht mehr durch Rituale der Abstraktion und der Disziplin, sondern allein aus der Eigentümlichkeit des Körpers und seiner »Natur«: die Geburt des Helden aus dem selbstverantworteten Namen, die Ermöglichung von Akten der Kommunikation aus der Körpersprache, der Spontaneität der Gebärden.

Der Schein von Natur, der durch Karl Mays Umkodierung der Ordnung der europäischen Lebenswelt in die amerikanische erweckt wird, täuscht dann freilich, wenn man es genauer nimmt: Der Mythos der Alten Welt, als ein Mythos leerer Zeichen, und der Mythos der Neuen Welt, der aus der Unveräußerlichkeit des Körpers sich zu beglaubigen scheint, sind nämlich letztlich immer noch ein und derselbe. Denn die - freilich äußerst konsequente - Paradoxie des Mayschen Romans besteht gerade darin, daß die »Neue Welt«, die scheinbar der »Alten Welt« - »Schule als Lebensform« - entgegengesetzt ist, sich immer noch nach demselben Modell der Schuldisziplin regelt wie jene: Die Schule des Lebens ist, - so, wie sie sich im Wilden Westen präsentiert -, durch dieselben Rituale und Ordnungsformen bestimmt wie die Schule des Kindes in den europäischen Erziehungsanstalten. Dies zeigt sich beim Eintritt Karl Mays in die Neue Welt: Zwar scheint es auf den ersten Blick, als ob diese soziale Geburt des Helden in der neuen Um-

//75//

welt ihn auch zu einem neuen Menschen machte, eine Metamorphose, die sich durch die Verwandlung der Namen des Helden vollzieht; Karl May, der deutsche Schüler mit bürgerlichem Namen, verwandelt sich nämlich - kaum im amerikanischen Osten angelangt - zunächst in einen gewissen »Karl Meier«, ein Pseudonym im Übergangsstadium, hinter dem, im Wilden Westen, alsbald der durch den Körpernamen Old Shatterhand ausgezeichnete Trapper sichtbar wird, der diesen Namen durch seinen berühmten Jagdhieb immer wieder neu zu legitimieren weiß; eine vierte Stufe, die für den Gesamtzusammenhang des Romans von entscheidender Bedeutung ist, wird schließlich durch die Verschmelzung des Helden Old Shatterhand mit dem Autor des Erzählten, Dr. Karl May - dem berühmten Reiseschriftsteller - bezeichnet.

Diese in der Neuen Welt sich abspielende Verwandlung des Schülers und Gedicht-Autors Karl May in das Pseudonym Karl Meier und die Rückverwandlung über den Helden Old Shatterhand in den Romancier Dr. Karl May wird aber dann - an den Namensverwandlungen ablesbar - genau wie in der Alten Welt nach bestimmten Ritualen vorgenommen. Das Verblüffende daran ist, daß diese Initiationsriten, die zur Neugeburt des Protagonisten führen, derselben Struktur gehorchen wie diejenigen der Aufnahme des Zöglings in die Lehranstalt, des Studenten in die Universität.

Es sind namentlich drei Zusammenhänge, an denen sich dies unmittelbar verdeutlichen läßt. Der erste ist charakterisiert durch den Zwang zur Legitimation - freilich nun nicht mehr - wie in Europa - durch Paß und Empfehlungsschreiben, dafür aber durch Vorzeigen der legendären Narben, die Old Shatterhand von Winnetou bei der ersten Begegnung empfing und durch die er unwiderruflich identifizierbar wird. (153, 216) Ein zweiter Zusammenhang betrifft die Identifikation des mündig gewordenen Helden durch seine Fähigkeit zur »Lektüre«. Es ist ja die Grunddefinition bürgerlicher Identität seit dem 17. Jahrhundert, daß das Subjekt des Lesens und Schreibens mächtig wird, Kleists ›Findling‹, wie schon der kleine Bastard in Cervantes' ›Macht des Blutes‹, müssen dieser Forderung genügen, bevor sie sozial identifizierbar werden. So auch - merkwürdiger- wie verblüffenderweise - Old Shatterhand im »Wilden Westen«. Es gelingt ihm nämlich, einen Lederbrief der Indianer, den hundert andere vor ihm gar nicht als solchen erkannt haben, zu entziffern. (142, 200) An dieser Stelle der Erzählung schlägt denn auch das Schulritual des »Lesens« unmittelbar in das »Bestehen von Abenteuern« um. Wäre dieser Brief und seine verschlüsselte Botschaft von Old Shatterhand nicht entziffert worden, die

//76//

Abenteuer-Reise in den Westen, die den Roman zu seinem Ziel führt, hätte gar nicht beginnen können! Und ein Drittes ist: Auch Old Shatterhand, wie jeder europäische Mittelschüler, muß Proben seines Könnens als Westmann ablegen: Examina durchlaufen, an deren Ergebnissen seine Identität ablesbar wird. Im Grunde sind es vier verschiedene »Fächer«, in denen solche Proben des Könnens, solche Examina abgelegt und bestanden werden müssen: das Beschleichen und Belauschen der Feinde (160ff., 226ff.) mit dem Ziel des Aussperrens renitenter Zöglinge; das Heben und Werfen, nämlich einen, der nicht pariert, vor die Tür zu stellen (138ff., 193ff.); das Schießen und Treffer-Erzielen mit dem Ziel des Notenerwerbs zwischen ein und zwölf Punkten, wie dies beim Scheibenschießen der Fall ist (172ff., 242ff.); das Züchtigen schließlich als »Ohrfeigen geben«, das »Verhauen« (107, 148; 181, 257; 295, 423).

Überraschenderweise sind - genau besehen - in diesen scheinbar »naturwüchsigen« Tätigkeiten dieselben Grundabläufe wirksam wie in den Prüfungsriten und Ordnungsmechanismen der europäischen Schule: das Überwachen und Kontrollieren der Schüler nämlich; das Ausschließen und Einsperren der Unbotmäßigen; das Klassifizieren der Leistungen, das heißt das Noten- und Zensurengeben, das »Treffer«-Zählen; schließlich das Strafen-Zumessen und das Züchtigen, ritualisierte Körperoperationen, die nach strengem Zeremoniell ablaufen. Sogar das Kernritual aller identifikatorischen Akte im Wilden Westen, der tödliche Zweikampf, organisiert sich nach dem streng abgemessenen Modell der europäischen Identitätsprüfung an Schulen und Universitäten jener Zeit (350, 505), Old Shatterhand erinnert sich nämlich vor seinem Kampf mit dem berühmten Indianerhäuptling Peteh - gewiß nicht zufällig - der »Studentenmensur« (334, 482), er weist in einer prekären Duell-Situation darauf hin, *was es für einen ehemaligen Gymnasiasten heißt, . . . mit diesem herkulisch gebauten Häuptling der Blutindianer auf Tod und Leben loszugehen!* (335, 484)

Eines freilich hat sich in dieser Neuen Welt, deren Rituale denjenigen der Alten auf so verräterische Weise ähneln, dann doch geändert: Der europäische Mittelschüler, wie er in der »Kindheitsgeschichte« des Helden erscheint, ist letztlich doch noch das Opfer dieser Riten; Old Shatterhand dagegen ist zu ihrem Regler und Verwalter geworden. Er ist in den Rang des Lehrers aufgestiegen.⁸ Diese Rolle übernimmt er denn auch - nach Ablegung der Prüfungen - beim Eintritt in den »Wilden Westen« wie selbstverständlich. Denn auch hier ist die erste und wichtigste Tätigkeit natürlich wiederum die Kunst des »Lesens«, und zwar diejenige des Spurenlesens im

//77//

Gras der Prärie. Hier beweist der ehemalige Schüler seine inzwischen erlangte Hochschulreife:

„ . . . das richtige Spurenlesen in Wildwest ist eine Wissenschaft« - heißt es im Text - »gradezu eine Wissenschaft, über die es freilich keine Lehrbücher und auch keine Lehrstühle gibt. Nicht jeder Mensch besitzt die Gabe, es in diesem Studium zu guten Erfolgen zu bringen. . . (218f., 312)

Old Shatterhand übernimmt die Lehrerrolle gewissermaßen aus der Natur der Sache: Aufgrund seiner maßlosen Überlegenheit, begründet durch das Wunder seiner Körperkraft, werden alle andern Figuren des Romans zu seinen Schülern. Die Neulinge ohnehin,

. . . ein Neuling, der Rost doch war, muß unterrichtet werden - der Zwang, in der Schule noch eine pure Marotte der Disziplin, nun nicht mehr als kulturelle Schikane verstanden, sondern als Form der Natur, als Notwendigkeit des Überlebens - und da die Rolle des Belehrenden nun einmal mir zugefallen war, konnte ich mich derselben nicht entziehen . . . (223, 318),

freilich dann auch die erfahrenen Westmänner, die wieder zu Schülern Old Shatterhands werden⁹, die beiden Toasts, Tante Droll, Old Wabble, der Hobble Frank, Sam Hawkens. Sie alle tragen denn auch deutliche Züge schülerhaften Verhaltens, wie sie aus der Identitätskrise der Adoleszenz bekannt sind¹⁰: Albernheit, Kichern, falsch gebrauchte Redewendungen und Bildungsklischees, privatsprachliche Elemente, Unsicherheit der Geschlechterrolle (Tragen von Frauenkleidern oder Damenhüten); sie verhalten sich vorlaut, unüberlegt, eigensinnig, dickköpfig, trotzig und unfolgsam. Da gibt es denn auch nur eine Maßnahme der Erziehung: »Und wenn du nicht gehorchen willst, so wirst du gehauen . . .« (385, 557).

Der berühmte Jagdhieb, als eine Form natürlicher Selbsterhaltung propagiert und als pädagogische Maßnahme gegenüber Feinden eingesetzt, ist ja - so gesehen - schließlich doch auch bloß eine nobilierte Ohrfeige.

Zwar versucht Winnetou, der »gute Wilde«, hier eine Antinomie von europäischen Bildungssystemen und freier Wildbahn zu statuieren, nimmt dabei freilich eher die Stimme Karl Mays, des Autors, als diejenige Old Shatterhands, des Helden an:

»Eure Väter haben das Recht, das Gehirn ihrer Kinder durch den Zwang, etwas werden zu sollen, was sie nicht werden können, zu morden . . . « (267, 382)

Aber: die Schule des Wilden Westens verfährt um keine Spur anders als die vom »guten Wilden« getadelte europäische. Wer die »Prüfun-

//78//

gen« nicht besteht, wird auch hier streng bestraft, er wird getötet (meist durch die Natur selbst oder - wenn er unbelehrbar ist - durch den Feind); er wird ausgestoßen, wird zum »Verschollenen« wie der verbrecherische Erbonkel Carpios, der alte Lachner; er verkümmert und stirbt aus Ermattung, wie der Gegen-Old Shatterhand Carpio, der den Bei- und Nicknamen Old Jumble, der »Wirkkopf«, trägt - er war schon zuhause in Europa ein schlechter Schüler und bleibt es nun auch hier.

Was für die Initiationsriten der europäischen Schule und die des Wilden Westens gilt, nämlich ihre absolute strukturelle Entsprechung, gilt - nun vielleicht nicht mehr ganz so überraschend - auch für die Verhaltensordnung beider Welten. Zwar kontrastiert Old Shatterhand unermüdlich die von der Schrift geregelte Welt Europas - samt ihren Fehlurteilen der Justiz, die die Betroffenen nach Amerika treiben, samt ihren bürokratischen Ungerechtigkeiten und sinnlosen Disziplinen - mit der Welt der Natur und dem

»individuellen«, ungeschriebenen Gesetz der Prärie, aber Generalregler der gesamten Abenteuerwelt des Romans ist und bleibt schließlich nichts anderes als die Schrift; und zwar in Form von Sapphos Weihnachtsgedicht, das in alle Handlungszusammenhänge eingespielt wird und sie im Sinne der heilsgeschichtlichen Ordnung zu regeln beginnt.

Es ist das aus den beschriebenen Zusammenhängen hervortretende Paradox dieses »Wildwest«-Romans, daß sein wichtigstes, geradezu universelles Motiv die Regelung der Handlung durch Schrift ist, und zwar im doppelten Sinne: zum einen positiv in dem Gedicht Sapphos, das vom Augenblick seiner Niederschrift an in alle Handlungsstränge des Romans einsickert. Es wird in die Rede aller Figuren eingeflochten, es durchsetzt als Zitat die Äußerungen der Guten und Bösen, manchmal in großer Ausführlichkeit, zuweilen nur in Anspielungen. Es wird abgeschrieben und nachgedruckt. Entscheidend ist dabei, daß Autorschaft und magische Wirkung der Worte sich wechselseitig tragen und beglaubigen. Old Shatterhand-Sappho überwacht die Wirkungen seines Textes, sorgt dafür, daß er gewissermaßen nur in die richtige Hand und das richtige Gehirn gerät, und bestraft seine unrechtmäßige Usurpation - notfalls durch Ohrfeigen und Verbrennen der Gedichte, so wie im Fall des Prayerman¹¹, der das Gedicht, ohne das Copyright zu besitzen, im Wilden Westen vertreibt und zu illegitimen Wirkungen zu benutzen sucht. Das Gedicht wird mindestens 25 mal innerhalb des Romans erwähnt oder zitiert. Es fungiert als Regler des Verkehrs aller Protagonisten, es wird zum Schibboleth der Kommunikation, es erscheint als Legitimationsinstrument des Helden, als Talisman und Erkennungszeichen in den verschiedensten Situationen.

//79//

Die Schrift gewinnt im Roman freilich zugleich auch eine Reglerrolle im negativen Sinne. Sie wird zum Inzitant des Handlungsablaufs durch Infamie. Denn wesentliche Momente und Auslöser der Handlungskomplikationen sind ausgestellte Wechsel, Schulderklärungen, fälschlich ergangene Gerichtsurteile und Justizirrtümer, die der Gewalt, dem Betrug und der Erpressung dienen, der falschen und angemäßen Macht der Bösen.

Wenn im Roman in einer grandiosen Schlußszene die Löschung aller Wechselschulden durch das Gedicht, die Vertauschung des kassierten Urteils gegen das Gedicht Old Shatterhands erfolgt, so ist dies nichts anderes als die Ersetzung der apokryphen Texte der Bibel durch die kanonischen Schriften. Es sind letztlich Verhältnisse, die durch das Beispiel der Heiligen Schrift und ihrer illegitimen Anmaßung präfiguriert werden.

Durch diese souveräne Säkularisierung des Schrift-Prinzips als handlungsorientierendes Element, durch diesen gewissermaßen bibliologischen Kunstgriff - das Gedicht des »Helden« und »Autors« als Regler der Handlung einzusetzen - vollzieht sich jene einzigartige Perspektivierung des Erzählens, die in dieser Perfektion vielleicht nur bei Karl May vorkommt. Denn durch die gewissermaßen »natürliche« Verwandlung von Schrift in Handlung werden Autor und Held zu »umgekehrten« Pseudonymen ein- und derselben Person: Dr. Karl May alias Old Shatterhand. Die Leseregel, die hier aufgestellt wird, lautet: Das im Gedicht des Schülers Karl May Vor-Geschriebene wird von der Handlung des Romans, die Old Shatterhand verwaltet, nur nach-geschrieben. Die Schrift des Gedichts wird zum Faustpfand des Geschehens, das der berühmte Jagdhieb Old Shatterhands beherrscht und zu gutem Ende führt. Karl May

war sich dieser Grundstruktur sehr genau bewußt; er formuliert sie als alles beherrschende Lese- und Handlungsregel im Roman selbst unter der Vorstellung des »zurückgreifenden Grundes«. Die Handlung - heißt es - werde vom Auge Gottes überwacht: Für denjenigen, der sich diesem Blick anvertraut,

sinken die in sein Leben eingreifenden Ereignisse nicht zu unmotivierten Vorgängen herab, welche sich auch ganz anders hätten gestalten können, sondern alles, was geschieht, trägt einen zurückgreifenden Grund in sich . . . (366, 528)

Das hier formulierte Lesegesetz ist das der biblischen Hermeneutik: die Struktur von Verheißung und Erfüllung, die im Figuralprinzip ihre Vollendung erfährt - die Erfüllung dessen, was die Schrift vorschreibt, durch den Körper des Handelnden, sich ihr gewissermaßen lebendig Nachschreibenden: eine »Realprophetie«. [12](#)

//80//

Jetzt wird deutlich, warum Karl May als Mythos für die Geburt seines Helden den Mythos von Bethlehem, die »Weihnacht« beschwört: Es ist die Doppelung von Geburt aus der Schrift und Geburt aus dem Körper, die geistige wie die materielle (die »figurale« wie die »reale«) Verankerung der Identität des Helden in der Vorstellung seines »Geborenwerdens«. Es ist die Konstruktion eines Helden, der - weil eine Verheißung, nämlich die im Gedicht Sapphos selbstgegebene Lebensregel, ihn legitimiert - seinen Körper einsetzt, um die Schrift zu beglaubigen. »Fürchte dich nicht . . . « (256, 367) sagt Christus-Old Shatterhand, wenn Carpio das Bangen beschleicht.

So gestaltet sich die Schlußszene des Romans ganz und gar als »Jüngstes Gericht«, als definitive Festschreibung der Ordnung der Welt, aus der heraus jedem Handelnden seine Rolle aus der Begründung des Heilsplans zugeschrieben werden kann - eine Struktur der Wirklichkeitsdarstellung, die in nicht überbietbarer Weise Dantes »Göttliche Komödie« repräsentiert, von Hegel in zwei wundervollen Seiten seiner »Ästhetik« gerühmt [13](#), von Auerbach in seinem oft zitierten Kapitel über »Farinata und Cavalcante« rekonstruiert. [14](#)

Die Schlußszene des Romans am »Pa-ware«, dem »heißen Wasser«, zeigt einen »paradiesischen« Ort (401, 581) mitten im Schnee, sie zeigt zugleich die Erfüllung jener Verheißung, die im domestizierten Paradies des Wirtshauses im verschneiten Erzgebirge ausgesprochen worden war und sich nun in geradezu heilsgeschichtlichen Dimensionen bewahrheitet. Nun ist das Gedicht tatsächlich in aller Munde, die Guten werden beschert, die Bösen sind tot, werden bekehrt oder verstoßen. Das Gedicht des Schülers ist zur Welt-Regel des Lehrers, des Meisters aller Meister geworden. Die Wirklichkeit hat nur nachgeschrieben, was die Vor-Schrift des Autors enthielt.

III

Aus dieser merkwürdigen Bestimmung der Wirklichkeit als Vor-Schrift und Nach-Schrift, der

Bestimmung des Helden zugleich als Autor, ergeben sich gravierende poetologische Konsequenzen. Die klassische Muse, als Verwalterin der poetischen Welt im Gegensatz zur alltäglichen und realen, kann der Personalunion von Autor und Held nicht mehr gerecht werden. Sie versagt als Legitimationsinstanz. Karl May muß also - um dem poetologischen Prinzip seiner Schreib- und Lebensregel gerecht zu werden - auch sie verdoppeln: er muß - poetologisch gesehen - der Personalunion von Autor und Held die Verdoppelung der Muse durch den Schutzengel folgen lassen.

//81//

Als die Auswandererfrau - durch Vermittlung des Weihnachtsgedichts - in Karl Meier zugleich Old Shatterhand und den Schüler Karl May erkennt, erklärt sie:

»... lassen Sie mir diesen wohltuenden Glauben, daß mein Vater von Gott die Erlaubnis hat, unsichtbar bei mir zu weilen, um mich zu leiten und meinen Fuß vor Anstoß zu bewahren! Wenn Gott seine Engel sendet, die uns zu beschützen haben, können wohl auch unsere Abgeschiedenen ... solche Engel sein!« (118f., 165)

Einem solchen Schutzengel, als der Muse der Wirklichkeit und der Kunst, stellt auch Karl May die Erschreibung seines Ich anheim; in ›Old Surehand III‹ heißt es an einer prekären Stelle, wo Old Shatterhand mit knapper Not dem Tode entgangen ist:

Schüttelt vielleicht jemand lächelnd den Kopf darüber, daß ich von meinem Schutzengel rede? Lieber Zweifler, ich schmeichle mir ganz und gar nicht, dich zu meiner Ansicht, zu meinem Glauben zu bekehren, aber du magst sagen, was du willst, den Schutzengel disputierst du mir doch nicht hinweg. Ich bin sogar felsenfest überzeugt, daß ich nicht nur einen, sondern mehrere habe, ja daß es Menschen gibt, welche sich im Schatz sehr vieler solcher himmlischer Hüter befinden ... Mag man mich immerhin auslachen; ich habe den Mut, es ruhig hinzunehmen; aber indem ich hier an meinem Tisch sitze und diese Zeilen niederschreibe, bin ich vollständig überzeugt, daß meine Unsichtbaren mich umschweben und mir, schriftstellerisch ausgedrückt, die Feder in die Tinte tauchen. Und wenn, was sehr häufig der Fall ist, ein Leser, der in die Irre ging, durch eines meiner Bücher auf den richtigen Weg gewiesen wird, so kommt sein Schutzengel zu dem meinigen, und beide freuen sich über die glücklichen Erfolge ihres Einflusses, unter welchem ich schrieb und der andere las. (Old Surehand III, 119f., 150f.)

Diese Erfindung der Muse als Schutzengel möchte ich fast einzigartig nennen: Es ist die Statuierung einer Legitimationsinstanz, die die Beglaubigung des Autors durch den Körper seines Helden allererst möglich macht. Die Form, in die Karl May die Personalunion von Autor und Held, von Muse und Schutzengel gießt, ist freilich sehr alt. Ihr Model heißt: »Das Wort ist Fleisch geworden«. (Joh. 1, 14)

IV

Aus meinem Leseversuch - der in Karl Mays Ich-Roman »›Weihnacht!‹« die Erscheinung der Autor-Identität des Helden rekonstruieren wollte - möchte ich noch einige Folgerungen ziehen.

Der von Karl May-Old Shatterhand immer wieder reklamierte Gegensatz von disziplinierender Kultur des Abendlands und freier Natur

//82//

des Wilden Westens ist nur ein scheinbarer. Die Lebensform beider Welten - bestimmt durch Initiationsrituale - bleibt letztlich die gleiche. Merksätze europäischer Erziehungstradition, die Disziplin als Verheißung von Freiheit definieren - »das Leben als Schule«, »Non scholae sed vitae discimus«, »Freiheit ist der Zweck des Zwanges«, wie Friedrich Wilhelm Weber in seinem Epos ›Dreizehnlinden‹ schreibt gelten hier wie dort.

Die Lebensordnung der Neuen Welt ist nämlich ganz und gar den gleichen Gesetzen unterworfen wie die der Alten. Wenn sich das Ich, der Kern der Persönlichkeit, in der Alten Welt in Akten der Definition, der Inklusion und Exklusion, der Approbation herausbildet, so gilt dies zuletzt auch für die Welt des Wilden Westens. War dort nämlich die Identifizierung des Subjekts durch Pässe, Impfscheine und Hundemarken erfolgt - wie Old Shatterhand höhnisch vermerkt -; war die Stabilisierung des Selbstgefühls durch Akte der Normierung und Normalisierung bestimmt, durch Einsperrung oder Aussperrung, also durch Festschreibung der Grenzen des Subjekts, seiner Abgrenzung gegen andere in Gefängnissen, Schulen und psychiatrischen Kliniken; war schließlich Approbation als Identifizierung des Einzelnen durch Messung der Leistungen ins Spiel gekommen, also durch Klassifikation, durch geregelte Zwei- und Mehrkämpfe im Dienste der Selbstbehauptung: So ist die Neue Welt letztlich durch genau dieselben Strukturen geprägt wie die europäische. Nur daß Old Shatterhand seine *lieben Examina*¹⁵, wie er sich einmal ausdrückt, jetzt nicht mehr »von unten« sieht, sondern »von oben«, als Oberschiedsrichter und unbestrittener Meisterschüler, der die anderen zu unterrichten hat.

Auch hier, in der Neuen Welt Amerikas, gilt jene Trias von Initiationsritualen. Die Definition des Ich erfolgt nun nicht mehr durch Paß und Impfzeugnis als Formen der fremden Schrift und des zugeschriebenen Namens, sondern durch die eigene, selbstverantwortete Schrift und den selbsterworbenen Namen, die beide durch den eigenen Körper beglaubigt werden, als Schreibhand Karl Mays, des Autors, und als Faust Old Shatterhands, des Helden, die ein und dieselbe ist.¹⁶ Exklusion und Inklusion werden nicht mehr sozial verordnet, wie in den Institutionen der Schule, des Gefängnisses und der Klinik, sondern frei beherrscht und als Kunst betrieben. Zahllose Belauschungen werden abgelöst von ebenso zahllosen Entfesselungen, das Wechselspiel beider wird geradezu als eigentliche Form der Freiheit definiert. Eine Szene in »»Weihnacht!«« ist hierfür symptomatisch. Old Shatterhand wird gefesselt in das Lager geführt. Er sprengt als Gefesselter aus dem von tausend Indianern bewachten Lager hinaus, ohne daß er aufgehalten

//83//

werden kann, er reitet einen Umweg und kehrt wieder in die Gefangenschaft zurück Das souveräne Spiel mit Exklusions- und Inklusionsvorgängen könnte nicht weiter getrieben werden: Es ist das Spiel der Freiheit schlechthin. Approbation schließlich wird nun im Wilden Westen nicht mehr in Unterwerfungsgesten von andern erbeten, wie im Falle der europäischen Preisausschreiben und der Examina von der Jury, sondern vom Helden selbst verwaltet, und zwar durch Übernahme und Universalisierung der Lehrerrolle.

V

An diesem Punkt der Argumentation möchte ich einen biographischen Seitenblick wagen: Er offenbart schlagartig die für das Verständnis von Karl Mays Schriften wichtige strukturelle Analogie zwischen Leben und Werk. Im Lebensgang Karl Mays vollzieht sich nämlich dieselbe Umwälzung der Ausgeliefertheit des Helden an die Zwänge der Gesellschaft in die Übernahme der Rolle des autonomen Reglers der Rituale einer spielerisch beherrschten Lebenswelt, wie dies die Werke unermüdlich vorspielen.

Diese Umdeutung läßt sich am genauesten in den Konflikten Karl Mays mit der bürgerlichen Rechtsordnung beobachten: Wenn man - ob zu Recht oder zu Unrecht, ist hier nicht von Bedeutung - von der Definition der Polizeiberichte ausgeht - denn diese stellen ja die von der Gesetzesschrift gegebene Definition des Subjekts dar - , hat May sich sukzessive dreier verschiedener Delikte schuldig gemacht: des Diebstahls zunächst, der Hochstapelei sodann, und schließlich der Amtsanmaßung; es sind dies drei Arten von Delikten wesentlich verschiedener Struktur, was ihr Verhältnis zur beherrschenden Rechtsordnung angeht. Zunächst, bei seinem Diebstahl, wird Karl May eines Rechtsbruchs überführt; auf der zweiten Station seines Weges, im Vorwurf der Hochstapelei, erscheint er nicht mehr als gewöhnlicher Rechtsbrecher, sondern definiert sich selbst als im Dienste einer »höheren Gerechtigkeit« stehend, eines subjektiv (und aus der Selbstverantwortung des Einzelnen heraus) vorgenommenen »Ausgleichs« der - wie May meinte - zu Unrecht ergangenen Schädigung eben dieses Subjekts durch die Haftstrafe; auf der dritten Stufe seiner Auseinandersetzung mit der Justiz schließlich, im Vorwurf der Amtsanmaßung, unternimmt der längst bürgerlich rehabilitierte May den Versuch, einen Kriminalfall innerhalb der eigenen Familie durch Übernahme der Rolle eines Untersuchungsbeamten zu klären.

//84//

Was Karl May in diesen drei Formen des Rechtsbruchs durchläuft, sind drei Stadien des Inkognito, sie bezeichnen mit großer Genauigkeit den tendenziellen Übergang von der Delinquenz zur Justiz, vom Rechtsbrecher zum Rechtsverwalter, vom den Disziplinen der Gesellschaft unterworfenen Subjekt zum freien und autonomen Regler der Lebenswelt.

Was May also gewissermaßen biographisch inszeniert und vorgelebt hatte, schreibt der Roman »Weihnacht!« als Geschichte von der Geburt des Helden und seiner Sozialisation, in der Form des Abenteuerromans nach. Es ist der Weg aus der »Schule« Europas in die freie Luft des »Wilden Westens«, es ist die Umwälzung der Formen der Disziplinierung in solche der Freiheit und autonomen Setzung. Nur daß der Roman, in sehr viel genauerer Konsequenz als die biographische Situation, die Schrift als eigentliches Vermittlungsorgan beider Welten in den Mittelpunkt stellt: die Schrift der Justiz als Form der Disziplin, die Schrift der Poesie als Form der Freiheit.

VI

Erst der Roman macht in aller Schärfe deutlich, welche sozialisierende, das heißt aber auch identifizierende Kraft Karl May der Schrift anzuvertrauen sucht. Ziel der im Roman entfalteten Sprachstrategie ist es, die Verwandlung der Schrift des Schreibschülers in die des Autors plausibel zu machen, die Verwandlung des Zöglings in den Autodidakten und Lehrer zu beglaubigen, die Verwandlung des ohnmächtigen Schreibers in den allmächtigen Helden als sozialen Vorgang zu rekonstruieren. Diese Verwandlung wird am Schriftkörper des Gedichts sichtbar, das bis zum Überdruß immer wieder in die Handlung eingeflochten wird: notwendigerweise, da nur so seine wirkende, handlungsbildende Kraft glaubhaft werden kann. Schlüsselfigur dieser Allmachtsphantasie ist der Autodidakt. Er ist Schüler und Lehrer zugleich, Opfer der Disziplin und Regler der Freiheit; seine Ohnmacht verwandelt sich in Allmacht, weil er sich als Inbegriff der Gesetze phantasiert, denen er unterworfen ist. Es ist die Tragik von Karl Mays Autorschaft, daß er in ihr das Stümperhafte als Meisterschaft deuten muß, um seine Identität zu etablieren, daß er aus der Schülerarbeit unversehens das Weltgesetz entwickeln muß, aus der Hausaufgabe einen »Codex Juris Canonici Occidentalis«, wie ich das »ungeschriebene Gesetz des Wilden Westens« (252ff., 360ff.) einmal nennen möchte. Es ist die Verwandlung von Nicht-Kunst in Kunst durch Präntion ihrer Lebenswahrheit.¹⁷

//85//

Der eigentliche Kunstgriff, der diese Umwälzung von Kunst und Leben, von Autoridentität in Heldenidentität legimiert, besteht darin, daß die Vorstellung des Pseudonyms in ihren Gegensinn verkehrt wird. Autornamen und Körpernamen werden aufeinander zugeschrieben, die Maske wird im Prozeß des Schreibens zum wahren Gesicht.

Das Pseudonym, wie Karl May es sich in einem schmerzhaften Prozeß der Selbststilisierung erarbeitet¹⁸, fungiert nicht mehr als Instrument der Dissoziation und Selbstspaltung, einer Dissimulation bis in Bereiche der Rechtsordnung hinein, wie sie bei der Verwandlung eines Karl Postl in den Autor Charles Sealsfield eine Rolle spielt, sondern als Instrument der Selbstvereinigung, der Identifikation. Im Pseudonym, als einem bewahrheitenden Namensspiel, wird der erzählende Autor mit dem erzählten Helden zu einer einzigen Person zusammengezwungen. Das Paradoxon von Karl Mays Autorschaft besteht darin, daß sich ihm erst im Pseudonym die »Erschreibung des Ich« vollendet.

Was ich damit zu beschreiben versuche, hat eine schmerzliche und eine lustvolle Seite. Eine schmerzliche zunächst: Denn was Karl May hier unternimmt ist der verzweifelte Versuch, Disziplinierungsrituale der Adoleszenz in Formen der Freiheit umzuerzählen. Dieser Versuch, als ein letztlich nicht lösbarer, kann auch nie zu einem Ende finden. Er unterliegt dem Wiederholungszwang. Jeder Leser kennt diese unabsehbaren Iterationen von Zweikämpfen, von Gefangennahmen und Befreiungen, von Inkognito und Namensnennung, die alle Endgültigkeit der erlangten Freiheit bis ins Unendliche suspendieren.

Eine lustvolle Seite sodann: Denn eben diese endlosen Wiederholungen sind es wohl auch, die den Schreiber wie den Leser Mayscher Texte an seinem Platz festhalten. Es ist die Lust, Verhaltensformen der Schule - andere lernt das Kind zunächst nicht - , die als zwanghaft erfahren werden, als Formen der Freiheit erleben zu dürfen - und wenn auch bloß in der Phantasie. Denn nur die Lust der Phantasie ist es,

die Ewigkeit will, weil nur dort ihr Erfüllung winkt. Es ist die Lust am Schule-Spielen, die nie erlöschen wird, solange es Schulen gibt; es ist die Lust am Rollentausch im grausamen Spiel von Erzieher und Zögling; die merkwürdige menschliche Lust, Disziplin als Abenteuer zu erleben.

VII

Vielleicht sind noch einige Sätze zur Einordnung der Ich-Problematik, wie sie sich im Werk Karl Mays abzeichnet, in den literaturgeschichtlichen Zusammenhang zu sagen. Ich habe mehrfach von der Einzigartig-

//86//

keit gesprochen, die die Texte Karl Mays in dieser Hinsicht auszeichnet. Das Einzigartige an Karl May habe ich genannt, daß er seine Identität als Autor durch den Körper des geschriebenen Helden, seine Taten und seine Leiden, beglaubigt, daß das ausschließliche Ziel seines Schreibens die »Erschreibung seines Ich« ist. Es ist das Modell der Geburt des Helden aus der Autorschaft, der sozialen Selbstzeugung durch einen Akt des Schreibens, der als ein Akt der Bewahrheitung von Leben verstanden wird. Ein Ziel von solcher Vermessenheit und Anfechtbarkeit zugleich hat sich kein anderer Autor des 19. Jahrhunderts zu stecken gewagt. Hier werden Gelingen, tragisches oder lächerliches Scheitern ununterscheidbar. Der Abstand, der Karl May von anderen Autoren trennt, ist nur von daher zu begreifen.

Es ist zwar unbezweifelt, daß es viele Romane und Erzählungen im 19. Jahrhundert gibt, die Schrift als dasjenige kulturelle Ritual begreifen, aus dem heraus die Identität des Helden sich entwickeln läßt; aber sie alle erblicken in der Schrift letztlich nur ein Mittel zum Zweck der Identifikation, nie deren Beglaubigungsakt selbst. Zwei Beispiele sind hier besonders erhellend: Stifters ›Narrenburg‹ und Heinrich von Kleists ›Findling‹.

Stifters ›Narrenburg‹ erzählt folgende Geschichte: Durch die Rechtsklausel des Stammvaters seines Geschlechts wird der Held, um Erbe und Namen zu erhalten, gezwungen, die Lebensbeschreibungen seiner Vorfahren zu lesen und selbst, ununterbrochen bis zum Augenblick seines Todes, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Der Titel von Stifters Erzählung deutet darauf hin, daß hinter diesen verordneten Verfahren der Wahnsinn lauert. Das Mittel seiner Sanierung liegt in der heilenden Kraft der Schrift der Natur, in der die Schrift der Kultur aufgehoben erscheint.

Kleists ›Findling‹ stellt Schrift in den entgegengesetzten Zusammenhang: Ein Kaufmann verliert seinen Sohn, den Erben und Träger seines Namens. Er ersetzt ihn, indem er einen Findling adoptiert. Der Findling zerstört die Familie und usurpiert ihren Besitz. Der Kaufmann zerschellt sein Gehirn und stopft ihm das Dokument, das ihm Namen und Besitz des Familienvermögens garantiert, in den Mund. Der Versuch, durch die Schrift des Gesetzes Identität zu garantieren und zu erschreiben, mündet in den Tod. Beide Protagonisten setzen ihren Identitätsstreit in der Hölle fort: als verewigten Rechtsstreit um die Identität aus der Schrift des Gesetzes und aus der Perversion der Natur.

In beiden Geschichten geht es - wie bei Karl May - um die Erschreibung des Ich. Beide stützen sich auf die Schrift, aber in verschiedener Weise. Beide beziehen die Legitimation für ihre identifikatori-

//87//

schen Schreibakte aus verschiedenen, entgegengesetzten Sphären: der Natur im einen, der Kultur im andern Fall. Während Stifters Geschichte den identifikatorischen Schreibakt aus dem Blutstrom der Familie entwickelt, leitet Kleists Geschichte ihn aus dem *contrat social*, dem Bezeugungsritual der Adoption ab. Ziel des Stifterschen Helden ist die Einschreibung in die Genealogie, Ziel des Kleistschen Helden die Einschreibung in den Gesellschaftsvertrag. Beide Legitimationszusammenhänge besitzen indes einen wunden Punkt; beide Autoren siedeln sie an den Grenzen menschlicher Identitätsbemühungen an, in der Nachbarschaft des Wahnsinns und in der Nachbarschaft des Todes. Denn gegen die Legitimität des Blutstroms, der das Ich begründet, zeugt der alte Rechtssatz »*pater semper incertus*«, gegen die Legitimität des *contrat social*, der das Ich garantiert, daß er allemal nur in menschlicher Rede »auf Treu und Glauben«, nie durch den Herrn über Leben und Tod bewahrheitet wird.

Karl Mays Konstruktion dagegen bedarf dieser unsicheren Legitimationsfelder nicht; sein Held kennt weder den Wahnsinn noch den Tod. Er beruft sich weder auf die Legitimität der Geburt als eine genealogisch gesicherte Situation; noch auf die Legitimität der Adoption, als eine im Gesellschaftsvertrag begründete Selbstkonstitution. Familie und Gesellschaft kommen im Werk Karl Mays gar nicht vor.¹⁹ Er begründet sein Ich, den Autor, der zugleich Held ist, allein durch den eigenhändigen Schreibakt, die Faust, die den Jagdhieb u n d die Feder führt. Es ist also ausschließlich die Eigentümlichkeit des eigenen Körpers, die die Wahrheit der Schrift beglaubigt:

»... *wer in dieser Art mit den Fäusten spricht, wie du,*« sagt der Häuptling der Krähenindianer zu Old Shatterhand, »*der braucht keine Worte zu machen!*« (348, 502)

Freilich bleibt auch der kühne Legitimationsakt Karl Mays letztlich eine Konstruktion, deren Tragfähigkeit bricht, sobald sie sozialen Belastungen ausgesetzt wird. Daß aber überhaupt eine solche Konstruktion versucht wurde, gehört wohl zu den Denkwürdigkeiten der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die verzweifelten Kämpfe des späten Karl May um sein Urheberrecht auf der einen Seite, und die Bezeugung seiner Körperidentität als Löwen- und Bärenjäger andererseits legen ein beredtes Zeugnis von der Schwierigkeit und lebensbedrohenden Zwiespältigkeit dieser Konstruktion ab.²⁰ Es ist der Zug tragischer Ironie im Schicksal dieses außerordentlichen Mannes, daß der wachsende Erfolg seiner Strategie der Ich-Erschreibung ihm letztlich die

//88//

bürgerliche Identität, die er schon gewonnen glaubte, wieder raubte. Denn gerade seine soziale Anerkennung als Held und Autor ruft die Journalisten auf den Plan, die »Dr. Karl May« als Hochstapler und ehemaligen Delinquenten entlarven und seine soziale Identität wieder zerstören. Es ist der Augenblick, in dem das erschriebene Ich auseinanderbricht. Das verzweifelte Rückzugsgefecht Mays,

wenigstens den Autor zu retten, wenn schon der Held nicht zu halten war, führte zum eingangs genannten Versuch Mays, sich der »Hochliteratur« einzuschreiben, sich in einen Autor symbolischer Literatur umzuinterpretieren. Das heißt aber: seinen einmaligen Versuch der Identifikation von »Körper« und »Schrift« im Wechselfseudonym von Autor und Held zu widerrufen und sich in die konventionelle literarische Tradition symbolischer Ich-Erschreibung zurückzudefinieren, den Helden wieder in den bloßen Dichter zurückzuverwandeln. Es ist der paradoxe Versuch, Identität als schizoide Struktur zu beglaubigen, um das Ich zu retten, die selbstzerstörerische Spaltung in Fiktion und Realität als Rettung des Ich zu akzeptieren.

Es gibt freilich noch einen andern Autor, der einen solchen Versuch der Konstruktion einer autoreigenen Schrift aus der Eigentümlichkeit seiner Körpererfahrung machte. Er erfindet eine Kolonie, in der, durch eine sinnreiche Hinrichtungsmaschine, dem Körper des Delinquenten das Geständnis seiner Eigentümlichkeit abgepreßt werden soll - freilich vergeblich; er erfindet einen Traum, in dem der Körper des Träumers schließlich im Grab versinkt, sein Name aber - durch dieses Opfer des Körpers erzwungen - in goldenen Lettern, mit mächtigen Zierraten über den Grabstein jagt - vergeblich auch hier, denn der Träumer erwacht. Derselbe Autor erfindet einen Roman, dessen Held a u c h Karl heißt, der nach Amerika verstoßen wird, einen Schreibtisch zum Geschenk bekommt, diesen Schreibtisch in einem merkwürdigen Akt der Phantasie der Krippe von Bethlehem anverwandelt, dann auszieht, um sich im Wilden Westen einen Namen zu machen - und auf der Reise nach Oklahoma unter dem Pseudonym »Negro« im Wilden Westen verschwindet.

Der Roman, von dem hier die Rede ist, sollte ›Der Verschollene‹ heißen, er sollte die Geschichte eines verschollenen Namens und eines verschollenen Körpers enthalten und wurde von Franz Kafka als unveröffentlichtes Fragment hinterlassen.

Wäre der Roman vollendet worden, man hätte ihn vielleicht als einen paradiesischen Widerruf von Karl Mays verzweifelterm Namenerwerb durch den Körper Old Shatterhands und durch die Schrift des Autors May lesen können.

Aber das ist dann doch eine ganz andere Geschichte.

//89//

Anhang

Zu dem Problem der Legitimation von Subjektivität durch die Schrift und aus der Schrift in der erzählenden Literatur des 19. Jahrhunderts ließen sich noch einige systematische Erwägungen anstellen. Ich habe angedeutet, daß Kleists, Stifters und Karl Mays Texte drei verschiedene Strukturen einer solchen Ich-Legitimation repräsentieren: Kleists Identitäts-Konstruktion könnte man eine *t r a n s l a t o r i s c h e* nennen, Stifters Identitäts-Phantasie eine *g e n e a l o g i s c h e*, Mays Ich-Erwerb einen *a u t o g r a p h i s c h e n*.

Es scheint mir, als bildeten sich in den Schriften der drei Autoren drei wesentliche Formen der Selbstbegründung des Subjekts im 19. Jahrhundert ab. In Stifter die Begründung des Ich durch Natur und Geschichte; in Kleist die Begründung des Ich durch die Rechtsordnung; in Karl May die Begründung des Ich durch die Phantasie des schreibenden und handelnden ›Helden‹. Das Mittel solchen Selbsterwerbs ist allemal die Schrift; aber in verschiedener Weise: bei Stifter als Einschreibung in die Geschlechterkette, als Erwerbung des ererbten Namens durch den Schreibakt, als Legitimation des Blutes durch kulturelle Zeichen; bei Kleist als Beurkundung des Gesellschaftsvertrags durch Verschreibung des Namens im Rechtsakt, wie ihn die Adoption des Körpers durch den Gesetzes-Code ermöglicht; bei May als die Selbstbezeugung des Ich im Abenteuer der Phantasie durch Beglaubigung der bürgerlichen Identität im verkehrten Pseudonym: Schreiber und geschriebener Held haben zwar zwei Namen, sind aber im Körper identisch.

Genaugenommen ist das, was Karl May versucht, vielleicht die kühnste Version des Problems, der erklärte Wille nämlich, seine eigene Zeugung zu erfinden, allein aus der Phantasie jene Beglaubigung des Ich zu erreichen, die andere nur aus dem Bestehenden abzuleiten vermögen: der Natur und ihren Ordnungen und dem Gesellschaftsvertrag und seiner Schrift. Es ist das bis zuletzt nicht erlahmende Bestreben Karl Mays, die Formel »Ich bin das Andere« durch jene andere zu ersetzen, die den Schein der Freiheit verbürgt und die von Jean Paul geprägt wurde: »Ich bin ein Ich«.

Die beigegebenen Schemata sind Versuche, diese drei Formen bürgerlicher Ich-Konstitution aus der Schrift modellhaft zu vergegenwärtigen.

KLEISTS ›Findling‹ ist das Experiment auf die Ersetzung zufällig-natürlicher Bestimmungsmerkmale des Ich, wie sie der Blut- und Zeugungszusammenhang der Familie darstellt, durch die autonome, »vernünftige«

//90//

ge« Setzung des Gesellschaftsvertrags, nicht die »Zeugung«, sondern die »Erwählung« eines Familienverbandes. Das Prinzip, das sich hier realisiert, ist das der Vernunft der Aufklärung²¹ gegen die »Blindheit« der Leidenschaften und Wünsche: also Legitimität nicht aus den Zufällen und Unbeweisbarkeiten der Vaterschaft und dem blinden Trieb abzuleiten, sondern aus der freien, rational begründbaren Adoption der Lebenspartner und einer verantwortungsvollen Regelung der Kommunikation zwischen ihnen. Es ist die versuchte Ersetzung des »biologischen« Dreiecks der Familie durch das ethisch, ökonomisch und juristisch legitimierte Dreieck des »contrat social«.

Das Schema 1 zeigt, wie konsequent Kleist diese Ersetzung des »natürlichen« durch den »künstlich« erworbenen Partner betreibt, die Ersetzung des blinden Zufalls durch die bewußte Wahl, und zwar aus allen Perspektiven der Familienkonstellation: vom Vater aus gesehen (1.), vom Sohn aus gesehen (2.), vom Sohn als Vater aus gesehen (3.), von der Frau aus gesehen (4.).

Daß dieses Experiment am Ende auf katastrophale Weise mißlingt, ist ein Symptom für Kleists gebrochenes, letztlich nie eindeutig sich gestaltendes Verhältnis zu den entgegengesetzten Legitimationsfeldern von natürlicher Empfindung und diktatorischer Vernunft, von traumwandlerischer Sicherheit des Gefühls und rationalem Lebensplan.

Diese Ambivalenz von Kleists Experiment auf die soziale Geburt des Ich wird im Motiv der Schrift unmittelbar evident: Das Dokument des Gesellschaftsvertrags, das dem Subjekt zur Mündigkeit und zu einem vom körperlichen Trieb befreiten Leben in der Zeichenordnung verhelfen soll, wird diesem schließlich in den Körper zurückgestoßen. Das Subjekt, als atmender Körper, erstickt an eben jenen Zeichen, die seine Freiheit zu garantieren schienen.

STIFTERS Konzeption der Ich-Erschreibung ist eine gänzlich andere. Sie beruht auf dem Prinzip der Genealogie, wie sie im Blutstrom der Familie und ihrer Geschlechterfolgen gedacht werden kann.

Eine solche »Geschlechter«-Phantasie als Legitimationsrahmen des bürgerlichen Ich hat Stifter beinahe zeitlebens beschäftigt. Sie wurde in den verschiedenen Gestaltungsversuchen immer wieder belebt, die »Rothenstein«-Geschichte als Geschichte eines Geschlechts und seiner kulturellen Sanierung zu schreiben: in den zwei Fassungen der »Narrenburg« von 1843 und 1844 (die den Kern des Geschehens, seine »Urszene« - den Fideikommiß - und seine genealogische Entfaltung enthalten), in den vier Fassungen der »Mappe meines Urgroßvaters« von 1841/42, von 1847 und den (ineinandergearbeiteten) Versionen von

//91//

1864 und 1867 (die die sanierende Gegen-Geschichte erzählen), in der »Prokopus«-Novelle (die den Sündenfall des Geschlechts als novellistische Krise heraushebt und darstellt) und schließlich im großen historischen Roman »Witiko« (1865-1867), der die partikuläre Geschichte des Geschlechts in den Blutstrom des Volkes einzubetten sucht.

Wichtig ist, daß am Anfang dieser Phantasie einer »genealogischen Identität« ein Doppeltes, Parallelgesetztes steht: der Zeugungsakt des Ahnen u n d seine Setzung der Schrift, das Strömen des Blutes u n d der Verwaltungsakt des Fideikommiß. Das Schema 2 zeigt die Grundstruktur des Geschehens, die Entwicklung der Genealogie als »Identitätsrahmen« aus der Doppelung von Zeugung aus dem Blut und Zeugung aus der Schrift, als die gewissermaßen »ursprüngliche« Einheit von Natur und Kultur, die durch die problematische Figur des Prokopus zum Zerfallen gebracht wird. Die »Prokopus«-Novelle expliziert diesen Zerfall als Auseinanderbrechen von mütterlichen Wünschen und väterlichem Gesetz und die fatale Auswirkung dieses Bruchs auf die Identität der Kinder: In den Zwillingen Julius und Julianus werden die »falschen« Namen den »falschen« Körpern zugeordnet, es ist der Augenblick des »Sündenfalls«, in dem natürliche und kulturelle Seite der Identität, Liebe und Erbfolge, Körper und Schrift sich trennen.

Entscheidend ist, daß an diesem kritischen Punkt des Auseinanderbrechens der genealogischen Identität Stifter einen Seitentrieb des Problems sich entwickeln läßt: in den vier Fassungen der »Mappe meines Urgroßvaters«. Der vertriebene Bruder Julius (der auf Namen und Erbe verzichtet) begründet eine »Genealogie« der S c h r i f t, fernab vom Blutstrom der Familie. Er gehorcht nicht mehr dem verordneten »Fideikommiß« des Urahns und seinem Schreibzwang, sondern einem selbsterfundnen Prinzip biographischer Identifizierung. Er beschreibt sein Leben in freier Selbstbestimmung in jeweils zu versiegelnden Mappen, die nach Jahren zum Zweck der autonomen Identitätsprüfung eröffnet werden. Erst sein Enkel Heinrich, der die Zugehörigkeit zum Geschlecht der »Rothensteine« vergessen hat und

Naturforscher geworden ist, kehrt aus dem ›Mappen‹-Zusammenhang in das Tal der ›Narrenburg‹ zurück und »heilt« (im siebenten Glied, in einer Art säkularisierter Figuralstruktur) das »kranke« Geschlecht, indem er das durch den Sündenfall »abgetriebene« Glied der Geschlechterkette (Pia) durch Adoption wieder in sie zurückführt. Es ist die »Geschichte« (Natur- und Kulturgeschichte) als identitätsbildende Kraft, welche die im Sündenfall beschädigte Natur durch autonome kulturelle Setzung heilt.

Das Interessanteste freilich an Stifters Konstruktion der Ich-Bildung

//92//

ist dann vielleicht die allmähliche Verwandlung der Figur jenes »freien« Enkels, der, aus der genealogischen Kette durch den Sündenfall der feindlichen Brüder herausgetrieben, nun als Geschichts- und Naturforscher in diese zurückzukehren scheint. In der ersten ›Mappen‹-Fassung (Schema 3) bleibt das Schicksal dieser »Erzähler«-Figur offen; in der zweiten Fassung (Schema 4) verläßt er den genealogischen (Natur-) Zusammenhang definitiv und geht als »Schriftsteller« nach Wien (in die kulturelle Szene der städtischen Welt); die Letzte Mappe (Schema 5) verwandelt den Erzähler, der eine Analog-Figur zu jenem »Heinrich« bleibt, der in der ›Narrenburg‹ ins Tal seiner Väter zurückkehrt, in den »Autor« Stifter selbst: und zwar durch Nachbildung von dessen Familienkonstellation. Stifter hatte vier Geschwister, drei Brüder und eine Schwester, ebenso wie jener Erzähler, und auch seine Frau hieß, wie dessen Frau, Amalia. Aus dem Natur- und Geschichtsforscher Heinrich, der durch Rückkehr in die Genealogie sein Geschlecht heilt, ist nun in einer Art apokrypher, nur durch die analoge Familien-Konstellation erkennbarer »Überblendung«, der »Autor« Stifter geworden, der sich in die selbsterfundene Geschichte einschreibt, wie jener Urgroßvater - mit dem Namen Augustinus »Fundator« - ein »Stifter« seiner selbst.

Stifters Versuch einer Sanierung des genealogischen Identifikationsfeldes ist vielleicht deshalb so bedeutsam, weil in ihm ein Modell, das »feudalistische« Züge trägt, in ein »bürgerliches« transponiert wird, in welchem das »Allianz«-Prinzip sich mit dem »Sexualitäts«-Prinzip verbindet²²: das bürgerliche Prinzip der Sexualität als ein Prinzip der Identifikation durch die Wünsche des Subjekts sich unvermerkt in das Schrift-Prinzip der Selbstzeugung aus dem Schreibakt und der Autorschaft hinüberspielt. Es ist in jenem Augenblick erreicht, in dem Stifter seinem Leben ein Ende setzte. (»Hier ist der Dichter gestorben« schrieb der erste Editor Stifters an den Rand des Manuskripts in Anspielung auf jene Formel, die in der »Narrenburg« das Ende der Lebensmanuskripte der Vorfahren kennzeichnet.)

KARL MKAY macht dieses bei Stifter nur undeutlich aufleuchtende Prinzip identifikatorischer Autorschaft dann zum Generalregler seines Romans. Das Schema 6 verdeutlicht, wie die Handlung in Analogie zum Mythos von der Geburt des Helden und in der Projektion auf die Topographie, die das Prinzip der Provinzialität in kosmische Totalität verwandelt (Mays Phantasie von der Universalität der »Deutschen«), sich allein aus der selbsterzeugten, das Geschlohen hervorbringenden Schrift entwickelt und damit gleichzeitig die Identität von Held und

Autor »herausschreibt«: Pseudonym und Körpername als ein- und dasselbe erweist. Zwischen der Zeugung des Gedichts am Anfang, die den Mythos der künftigen Handlung entwirft, und seiner rituellen Erfüllung am Schluß werden zahlreiche Handlungskreise entfaltet, die aber ausnahmslos (es bleiben keine blinden Motive) in die Schrift des Anfangs zurückgeführt werden: nur freilich nicht mehr als Projektion, sondern als definitive Bewahrheitung der Realprophetie des Anfangs.

Die Thesen dieses Aufsatzes wurden verschiedentlich zur Diskussion gestellt: In Freiburg i. Br. im Rahmen einer Vortragsreihe des Studiums generale mit dem Titel »Begegnung mit dem Ich« am 7. Juli 1980; auf Einladung Karl Bertaus bei einem Mediävistischen Kolloquium in Kinsale, Irland, im September 1980; während einer Ferienakademie der Studienstiftung in Alpbach in Tirol im September 1981; während einer Vortragsreise in Rumanien im Juni 1982 an der Universität Jasi.

- 1 Zitiert wird, wenn nicht anders vermerkt, nach der gebundenen Pawlak-Ausgabe. Herrsching; die kursiven Zahlen verweisen auf die entsprechenden Stellen im Faksimile-Nachdruck der Fehsenfeld-Ausgabe (1892- 1910), von denen die Pawlak-Texte abweichen. Bamberg 1982-1984.
- 2 Vgl. hierzu Max Kommerell: Jean Paul. Frankfurt a. M. 1966, S. 304f.
- 3 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl Mays. Frankfurt a. M. 1969 (= Fischer Taschenbuch 968), z. B. S. 245f.
- 4 Ich zitiere ein unveröffentlichtes Manuskript nach Hans Wollschlägers Buch: Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens. Zürich 1976, S. 130. - Vgl. auch Karl May: Aphorismen über Karl May (Jb-KMG 1983, S. 63).
- 5 *Man muß nämlich wissen, daß der Sinn für Familienangehörigkeit, also der Stolz auf eine ungewöhnliche Abkunft, dem Indianer nicht etwa etwas Unbekanntes ist. Dieser Sinn wird ihnen allerdings sehr häufig abgesprochen; aber wer das tut, verrät dadurch nur seine Unkenntnis und plappert gedankenlos Behauptungen nach, welche von den Unterdrückern der roten Rasse vorgebracht worden sind, um ihr grausames Vergehen in einem weniger verwerflichen Lichte erscheinen zu lassen. Es gibt unter den roten Stämmen berühmte Familien, denen anzugehören eine große Ehre ist. Daran kann der Umstand, daß die Indianer sonst keine Familiennamen besitzen, gar nichts ändern. Es ist da bei ihnen genauso wie z. B. bei gewissen Völkern des Altertums und des heutigen Orients, die auch keine Familiennamen kannten oder kennen und doch Familien aufzuweisen haben, welche sogar weltgeschichtlich berühmt geworden sind.* (Weihnacht 88, 120f.) Vgl. auch S. 146, 206f., wo der Namenerwerb durch eine große Tat erwähnt wird.
- 6 Vgl. Weihnacht S. 86ff., 118; 89f., 121; 381, 550f
- 7 *Man konnte jedes Wort, welches wir sprachen, drin hören; darum zog ich den einen Augenwinkel in Falten, ein Zeichen, welches Winnetou sofort verstand, und antwortete. . .* (Weihnacht 193, 275) Vgl. auch S. 249, 356 und S. 200, 284.
- 8 Ich will, erklärt Old Shatterhand, »der Lehrer meiner Leser« sein, denn »ein Lehrer zu sein, ist ein hochwichtiger, ein heiliger Beruf!« (Winnetou I S.109f, 153) Vgl. hierzu das grundlegende Buch von Helmut Schmiedt: Karl May. Studien zu Leben, Werk und Wirkung eines Erfolgsschriftstellers. Königstein/Ts. 1979, (Diskurs. Forschungen zur deutschen Literatur Bd. 2) S. 90. Neben dem Werk Schmiedts sind vor allem die Veröffentlichungen in den Jahrbüchern der Karl-May-Gesellschaft herangezogen worden.
- 9 »Der Westmann eignet sich nämlich nach und nach einen, ich will sagen, sechsten Sinn an, auf den er sich ebenso wie auf die fünf eigentlichen Sinne verlassen kann. Es ist das eine Art geistigen Sehens oder Hörens, eine geheimnisvolle Art der Wahrnehmung, welche nicht von Licht- oder Schallwellen abhängig ist. Man mochte ihn den Ahnungs- oder den Vermutungssinn nennen, wenn Vermutungen und Ahnungen nicht etwas so

Unbestimmtes wären, denn dieser sechste Sinn trifft das Richtige mit ganz derselben Sicherheit, wie das Auge einen vor ihm stehenden Gegenstand erfaßt. Der Westmann hat sich diesen Sinn ganz in derselben Weise nach und nach anzuüben, wie das Kind auch erst durch lange Übungen die Fertigkeit gewinnt, sich seiner Sinne zu bedienen; dann aber, wenn man ihn einmal besitzt, kann man sich auf ihn ebenso fest wie auf das Auge oder das Ohr verlassen; ja, es kommt sogar nicht selten vor, daß er den Ausschlag gibt, wenn die Ergebnisse von Gesicht und Gehör einander widersprechen.« (Weihnacht 221, 315)

- 10 Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Frankfurt a. M. 1973 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 16), passim.
- 11 Vgl. hierzu die Szene im Wirtshaus, Weihnacht, S. 103ff., 142ff.
- 12 Dieser Begriff, wie derjenige der »figura« im Hinblick auf die Mimesis-Tradition des Abendlandes, ist Erich Auerbach zu verdanken. Er entwickelt die Zusammenhänge systematisch in seinem wegweisenden Aufsatz »Figura« von 1939. Dieser ist wieder abgedruckt in Erich Auerbach: Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie. Bern und München 1967, S. 55-92.
- 13 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Werke 15. Vorlesungen über die Ästhetik III. Hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt a. M. 1970, S. 358f., vor allem aber 406f.
- 14 Erich Auerbach: Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Literatur. Bern 1959, S. 167-194
- 15 Vgl. Schmiedt, Anm. 8, S. 93 - Satan und Ischariot II, S. 290, 360.
- 16 Die von Karl May erfundenen Namen bezeugen fast durchweg die Beglaubigung der Identität aus dem Körper, n i c h t aus der Genealogie, dem Ursprung, dem Vaternamen, dem Gesellschaftsvertrag: Old Shatterhand, Old Surehand, Old Death, Old Firehand . . .
- 17 Es ist ein Begriff von Autorschaft, der sich im Werk Franz Kafkas auf durchaus analoge Weise entfaltet - im »Hungerkünstler«, dessen Kunst sich als Nicht-Tun bestimmt, in »Josefine, der Sängerin«, deren Piepsen sich gerade durch die Schwäche gegenüber seiner lebensweltlichen »Naturform« auszeichnet.
- 18 Im Roman wird dies verdeutlicht durch die stufenweise Metamorphose der »Pseudonyme« der beiden Protagonisten (des positiven wie des negativen »Helden«): durch den »erschriebenen« Namen Karl May, der am Anfang als bürgerlicher Name des Schülers erscheint, dann in den Pauknamen Sappho, das bürgerliche Pseudonym Karl Meier, den Wildnisnamen Old Shatterhand verwandelt wird, um wieder in den bürgerlichen Namen des Schriftstellers Dr. May zu münden, durch den »verschollenen« Namen des Mitschülers, der zwar auch den Spitznamen (Carpio) und den Wildnisnamen (Old Jumble) erwirbt, aber letztlich in einem namenlosen Grab endet. Held und Verschollener sind die beiden Spielformen bürgerlicher Selbsterwerbung des Subjekts, wie sie der Bildungsroman phantasiert, von Goethes »Wilhelm Meister« zu Kafkas »Amerika«-Roman, zwischen freier Autorität (als Autorschaft) und dem Verlorenen des Subjekts schwankend. Eine Analyse des »»Weihnacht!««-Romans, die aus der Gegenposition argumentiert, nicht den Helden Old Shatterhand, sondern die Jammargestalt Carpios als Leidens-Ich Karl Mays ins Zentrum stellt, gibt Schmiedt (s. o. Anm. 8) S. 159-163.
- 19 Karl Mays Identitätsphantasien sind solche der Selbstzeugung. Wie Hölderlins Hyperion beschleichen auch Mays Helden gelegentlich Vorstellungen pflanzenhafter Ichbildung: die Jugend nicht als Familienkonstellation, sondern als Nährboden einer autotrophen Konstitution: *Der Mensch ist eine gehende Pflanze, deren Wurzeln doch nirgends anders*

als in der Jugendzeit ruhen. Aus ihr holt er sich noch im spätesten Alter, vielleicht ohne es zuzugeben oder es auch nur zu wissen, eine Menge geistiger Nahrungsstoffe, ohne welche sein Gemut verdorren müßte! (Weihnacht 249, 357)

20 Die Gewinnung der Identität aus der Autorschaft, dem Recht am eigenen Wort, ist ja zugleich ein kulturgeschichtliches Phänomen des 19. Jahrhunderts, das im Kampf Lachmanns um die Urheberschaft am »Werk Lessings« vielleicht zum erstenmal in aller Schärfe hervortritt und in philosophischen und ökonomischen Erwägungen zum Urheberrecht soziale Bedeutung annimmt. Vgl. hierzu Heinrich Bosse: Autorschaft

//95//

ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit. Paderborn-München-Wien-Zürich 1981 (UTB 1147).

21 Vgl. hierzu Peter Horst Neumann: Der Preis der Mündigkeit. Über Lessings Dramen. Anhang: Über Fanny Hill. Stuttgart 1977

22 Diese Begriffe werden von Michel Foucault entwickelt: Histoire de la sexualité 1. La volonté de savoir. Paris 1976

Für die Reinzeichnung der Schemata auf den Seiten 96-100 ist Gabriele Ewald herzlich zu danken.

//96//



//97//



//98//



* Analog-Figur zu *Heinrich* (II.) aus der "Narrenburg", dieser Erzähler integriert sich nicht in die Genealogie, sondern verläßt sie: nach Wien; er nimmt nur den Schreibschrein mit

//99//



//100//



[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//101//

WALTHER ILMER

Karl Mays Weihnachten in Karl Mays »»Weihnacht !««

1

Weihnacht! Welch ein liebes, liebes, inhaltsreiches Wort! . . . Dem gläubigen Christen ist es der Inbegriff der heißersehten Erfüllung langen Hoffens auf die Erlösung aller Kreatur . . . (W 1)[1](#)

Wie froh gestimmt muß Karl May gewesen sein, als er diese Sätze als Einleitung zu einer seiner bewegendsten Erzählungen niederschrieb; wie weit über innere Sperrbezirke hinweg muß sein geistiger Blick gewandert sein und den Sieg des Lichtes erschaut haben -

Und wie verdunkelt war diese Vision der Befreiung von allen Schlacken der Seele, als er unter der Last der Prozesse und böswilligen Anfeindungen, ein gutes Dutzend Jahre nach jenen Worten der Freude, in seiner Selbstbiographie die Qualen der Vergangenheit noch einmal heraufbeschwor:

Es gab keine Lichte für den Weihnachtsleuchter (LuS 101)[2](#) . . . es waren das sehr trübe, dunkle Weihnachtsfeiertage. Ich habe wohl überhaupt schon gesagt, daß grad Weihnacht für mich oft eine Zeit der Trauer, nicht der Freude gewesen sei (LuS 102) . . . für mich und die Meinen sehr oft keine frohe, sondern eine verhängnisvolle Zeit (LuS 8) . . . daß grad die Weihnachtszeit mir selten freundlich gesinnt gewesen ist (LuS 191).

Diese Verdüsterung des Weihnachtsbildes, wie Karl May sie vornahm an der Schwelle des Greisenalters - das sonst ja eher zur verklärenden Sicht der Dinge führt -, entspringt dem Zwang zur Schwarz-Weiß-Malerei, zum Extremen, wie er dem Autor ein Leben lang eigen war; und sie entspricht dem Bedürfnis, das exemplarische bedeutungsvolle Einzelschicksal des Karl May mit eben dem für die gesamte Menschheit so bedeutungsschweren Ereignis der Geburt des wundertätigen und doch leidenden Jesus Christus, des Erlösers und doch Gekreuzigten, schicksalhaft zu verknüpfen. Je düsterer die Weihnacht für den zur Erlösung strebenden Karl May, desto länger, härter der Weg bis hin zu dieser Erlösung und desto länger und grausamer die Kreuzigung des schuldlos schuldigen und leidenden Karl May. Damit verband sich nichts Blasphemisches, kein wahnwitzig übersteigter Versuch,

//102//

eine Annäherung herzustellen zwischen der Identität des Heilands und der des Sünders Karl May. Die traumatische Rolle des Weihnachtsmotivs lieferte nur eines der vielen Mittel, Trost und Stärkung zu finden in der Gewißheit: Was immer an Bösem ihm widerfuhr, er konnte es überwinden, wenn er stark und unbeirrt seinen Erlöser suchte. Und daß das Unheil grad zur Weihnachtszeit zuschlug, war nur Ausdruck der Strenge Gottes, seinem Geschöpf Karl May den Abstand zwischen dem Verderben in Ardistan und dem ewigen Leuchten in Dschinnistan nur umso sinnfälliger vor Augen zu führen. Das ist einer der Leitgedanken in der Selbstbiographie: Noch dem Greis Karl May wollen die gehässigen Mächte Ardistan den Einzug nach Dschinnistan verwehren. Und eben diesem Dschinnistan war er Ende 1897, als »Weihnacht!« fertig vorlag, schon einmal sehr nahe gewesen . . .

In einem Beitrag, exakt treffend ›Der Fiedler auf dem Dach‹ genannt, hat Heinz Stolte die Situation Karl Mays zur Zeit der Entstehung der Erzählung »Weihnacht!«, als der Autor auf der Höhe seines Ruhmes und - ohne es zu wissen - damit eben kurz vor dem Absturz stand, eindringlich geschildert.³ In dem Versuch, Heinz Stoltes Darlegungen in einer bestimmten Richtung zu ergänzen und auch die sich mit meinen Beobachtungen deckenden früheren Ausführungen Hartmut Vollmers⁴ zu vertiefen, aber auch in Respekt vor Gerhard Neumanns scharfsinniger Charakterisierung ›Das erschriebene Ich‹ (in diesem Jahrbuch) - eine klassische Überschrift, die ich gern selbst gewählt hätte -, will ich nachfolgend dem Weihnachts-Motiv weiter nachspüren.⁵ Ist doch gerade »Weihnacht!« ganz offensichtlich Karl Mays geradezu heroisches Bemühen, seiner Schizoidität Herr zu werden.

2

Das Unheil, das im Sturz der Seele in den Abgrund kulminierte, ereignete sich in der Tat oft genug im Umfeld der Weihnachtszeit - wie tief und wie tiefgreifend in Bezug auf die Prägung der Persönlichkeit und deren ferneres Verhalten man das Unheil und den Sturz in den Abgrund auch ansehen mag. Die alles andere als erfreulichen Geschehnisse in Gedanken in die unmittelbare Nähe der Festtage zu rücken, die dem Jubel dienen sollen, konnte bei Karl May nicht ausbleiben, nachdem das e i n e zentrale Ereignis, das ihn für immer aus der bis dahin vorgezeichnet erschienenen Bahn hinauswarf, nämlich die Festnahme wegen Uhrendiebstahls, wahrhaftig zu Weihnachten eingetreten war. Seltsam schicksalhaft und gleichermaßen bedrohlich muß es ihm, im-

//103//

mer diese seine Sicht der Dinge vorausgesetzt, vorgekommen sein, daß schon der Großvater, der Mann der Märchengroßmutter, ausgerechnet zur Weihnachtszeit bei dem Bemühen scheiterte, den Seinen eine Festtagsfreude zu bereiten, und vom Weg abirrte und in den Abgrund stürzte (LuS 8). Es darf uns nicht irremachen, daß wir Heutigen über Zeitpunkt und Ursache des Unfalltodes dieses Großvaters besser unterrichtet sind.⁶ Karl May, davon können wir ausgehen, kannte mutmaßlich keine andere Version als die, die er in ›Mein Leben und Streben‹ schildert; es lag vielmehr im Interesse der Familie, insbesondere

der Großmutter, diesen unrühmlichen Tod mit einer Aura des Besonderen zu umgeben, das Andenken an den Verstorbenen zu verbrämen. Vielleicht gar - wie derlei oft geschieht - war bis zu dem Zeitpunkt, als Karl May zum ersten Mal von diesem unglücklichen Ende des Großvaters hörte, die Wahrheit aus dem Gedächtnis der noch Lebenden entrückt, hatte die Version des Opfermutes zur Weihnachtszeit längst die Stelle der Wahrheit eingenommen. Vielleicht auch legte Karl May von sich aus diese Deutung in ein vergangenes, ins Dunkel gesunkenes Geschehen hinein, weil dies dem doppelgesichtigen Hang entgegenkam, die Schuld sowohl im eigenen schlechten Tun zu suchen als auch sie von sich auf andere abzuwälzen, bösen Schicksalsmächten die Verantwortung wenigstens zum Teil zuzuschieben.

Schon dem Großvater trug also der menschlich anrührende Wunsch, Weihnachten für die Familie zum Fest zu machen, den Sturz in den Abgrund und den Tod ein. Und im Enkel Karl fand der Neid des Schicksals ein noch weitaus geeigneteres Opfer: Wohl hatten die anstrengenden ›Soldatenspiele‹ mit dem Vater (LuS 43, 44) den Jungen körperlich gekräftigt, wohl war er unter dem *birkenen Hans* (LuS 10) erstaunlich widerstandsfähig gediehen, und wohl hatte die rasche Auffassungsgabe des Knaben ihn den in ihn hineingestopften wirren Wust an Wissen verdauen lassen, ohne daß das junge Gehirn überschnappte; aber die arme Pflanze Seele war darüber doch gar zu kümmerlich geraten und war anfällig nach allen falschen Richtungen hin. Insoweit ist schon der heimliche Aufbruch des offenbar Dreizehnjährigen nach Spanien, wo er von den edlen Räubern Hilfe holen wollte, bedenklich (LuS 79, 92).⁷ Ein gesichertes Datum zu dieser Begebenheit liegt (bisher) nicht vor; gleichwohl läßt sich aus Karl Mays in der Selbstbiographie folgenden Zeitangabe *Ostern 1856* (LuS 93) rückschließend immerhin ein Wahrscheinlichkeitsanspruch ableiten, daß der Junge sich um die Jahreswende 1855/1856, also ›zur Weihnachtszeit‹, auf den Weg gemacht hatte. Damit liegt der Verdacht nahe, Karl Mays Realitätsflucht habe damals, bei seinem Eintritt ins Pubertätsalter, begonnen, und eben die

//104//

Auswirkungen der Pubertät auf das empfindliche Gemüt des Knaben könnten Spaltungerscheinungen begünstigt haben.

Eine unheilvolle Kombination von Veranlagungen brach sich Bahn: Natürliche Gutmütigkeit gepaart mit aufrichtigem Bestreben, gerade das Weihnachtsfest für die Eltern und Geschwister und die Großmutter freundlich zu gestalten, untermischt von Geltungshunger und von dem Durst nach Lob für das Vollbringen einer von den Angehörigen unvermuteten Leistung; mit den Jahren wachsend das bohrende Verlangen, den ungünstigen materiellen Verhältnissen etwas Glanz entgegenzusetzen - wobei ihm die Unredlichkeit der Mittel angesichts des angestrebten Zwecks entschuldbar schien -, im Verein mit dem geheimen Trotz gegen die autoritären Gewalten, die nicht an der Besserung des Geschicks des Individuums interessiert waren, sondern nur an der Verfestigung der eigenen Institutionalisierung - sei es die Anstaltsdirektion in Waldenburg (LuS 96, 98f.) oder, später, jegliche staatlich-behördliche Einrichtung; und dazu jenes Quentchen unbedachtsamen Wagemutes, der als untaugliches Mittel zur Überwindung der vermuteten - oder ihm angeblich angelasteten - persönlichen ›Minderwertigkeit‹ erhalten mußte (wie er ihn sein bestgelungenes Teil-Ich, den ruhmredigen Hadschi Halef Omar, immer wieder zu dessen Nachteil zur Schau stellen läßt), nebst einer Prise Imponiergehabe, das nur aus sich selbst heraus lebt und wie ein Luftballon zerplatzt.

Und so verdunkelte sich Karl May sein Weihnachtsfest durch eigenes schuldhaftes Handeln. Viele Male.

3

Das erste Mal ist es 1859, nachdem er als Lichtwochner am Seminar zu Waldenburg widerrechtlich sechs Wachskerzen entwendet und versteckt hat und Anwürfe und Verdächtigungen auch wegen anderer Delikte, z. B. Gelddiebstahls, ertragen muß. Das Weihnachtsfest steht im Schatten der drohenden Ausweisung aus der Anstalt und des Verlustes jeden Studienplatzes im Königreich Sachsen. Insoweit ist das tatsächliche Datum der Ausweisung, der 28. Januar 1860, nicht von vorrangiger Bedeutung. Das Weihnachtsfest 1859 war den Mays jedenfalls verdorben worden.

Die zweite Weihnacht zerstörte Karl May sich zwei Jahre später, 1861, als er leichtfertig die Uhr des Zimmergefährten mitnahm nach Hause und, viel schlimmer, den Besitz der Uhr gegenüber der Polizei leugnete, statt umgehend den Stier bei den Hörnern zu packen. Der

//105//

Verlust der Lehrerstelle als Vorbestrafter machte die zunächst scheinbar so frohe Weihnacht 1861 im nachhinein zur Unglücks-Weihnacht schlechthin (LuS 104-107).

Über Mays Weihnachten 1862 und 1863 wissen wir nichts. Freudenreich dürften sie für denstellungslosen und praktisch Verdienstlosen nicht gewesen sein. Zur Aufhellung des Weihnachtsbildes können sie kaum beigetragen haben. Und die darauffolgende Weihnacht, 1864, stand im Schatten der Schwindelmanöver des ›Herrn Seminarlehrer Lohse‹ und des ›Dr. med. Heilig‹ und des ›Kupferstecher Hermes‹. Für einen von der Polizei gejagten Dieb, dessen materieller Ertrag aus der jeweiligen Beute überhaupt nicht der Rede wert war und der mühsam von Unterschlupf zu Unterschlupf hastete, kann das keine fröhliche Weihnacht gewesen sein. Eher wohl eine böse und einsame Weihnacht - unter Heimweh und Gewissensdruck.

Dreimal verbringt Karl May sodann das Weihnachtsfest im Gefängnis Osterstein zu Zwickau - 1865, 1866, 1867. Im zeitlichen Umkreis eines dieser Feste entsteht das später in so vielen seiner Werke immer wieder in Bruchstücken verbreitete Gedicht ›Weihnachtsabend‹ (*Ich verkünde große Freude*), worin er mit sich selbst hart ins Gericht geht, dieweil er Gottes Gnade und Vergebung erfleht.⁸ In Verbindung mit der Hinwendung zu ersten tastenden schriftstellerischen Arbeiten während der Zwickauer Haftzeit bahnte sich hier wohl eine Versöhnung Karl Mays mit seinem Weihnachtsbild an, eine Abkehr von der pessimistischen Haltung, der eigenes Verschulden zugrunde lag.

Doch wieder warf schon das nächste Jahr den innerlich noch immer nur ungenügend Gefestigten in die trübsinnige Auffassung zurück: Das Weihnachtsfest 1868 war das Fest der gellenden, höhnenden Stimmen, die den Weg ins Verderben wiesen (LuS 116, 118, 157, 163 und passim), nicht ein Fest des Aufbaus. Gleichgültig, wo er es verbrachte - ob daheim im Elternhaus, neuer böser Straftaten verdächtig,

wenn auch diesmal zu Unrecht, und von der örtlichen Polizei mißtrauisch belauert, oder bereits umherirrend auf der Suche nach Halt und nach sich selber, aufgespalten in den sehnächtigen, redlich um ein bürgerliches Dasein bemühten Karl May und in den die arglosen Menschen dreist düpierenden, Dokumente fälschenden und sinnlos dahintrudelnden Karl May - frohe Weihnacht gönnten die Stimmen ihm nicht.

Und wieder ein Jahr später, 1869, ist Karl May um die Weihnachtszeit in Böhmen, irgendwo östlich der Elbe, auf dem Wege ins Schlesische, allein, verlassen, ohne Geld und Ausweispapiere, und ringt mit sich und seinem Gewissen, ob er nach Hause zurückkehren und sich freiwillig dem Gericht stellen soll (LuS 168). Es scheint, als sei er im

//106//

Begriffe gewesen, diesem heimlichen Ruf seines besseren Ich zu folgen. Ein Hauch von Weihnachten? Ein Schimmer winkender Erlösung? Welches Licht auch immer jene schrecklichen Weihnachtstage 1869 mühsam erhellt haben mag - es verlosch und ließ Dunkelheit zurück. Karl May verfiel jenen inneren Gewalten (LuS 168), irrte weiter dahin und ward einige Tage später gestellt und festgenommen. Die ›Albin-Wadenbach‹-Farce begann - - und mit ihr Karl Mays leidensvoller Weg ins Zuchthaus Waldheim. Der Weg, der ihn letztendlich dann aber doch zu seinem wahren Ich, zu seinem Selbst führte. Nur, auf Jahre hinaus, nicht zu einer lichtvollen, beseligenden Weihnacht. Weihnachten im Zuchthaus ist keine Erquickung, so sehr Anstaltsleitung, Aufseher und Geistliche sich bemühen mögen, an diesen Tagen den Stachel der Haft zu entschärfen. Viermal ging Weihnachten ins Land, ohne daß Karl May sie hätte genießen können als Gottes Gnadengeschenk an die Menschheit; und selbst noch die erste Weihnacht in der wieder errungenen Freiheit, 1874, konnte ihm nicht hell werden: Drohend grau hing darüber die unveränderte Ungewißheit über die Sicherung der Existenz und hing weiter darüber der graue Schatten der Polizeiaufsicht. Weihnachtsfreuden im Herzen Karl Mays 1874? Wir dürfen es füglich bezweifeln.

Die Weihnacht des Jahres 1875 hat einen besseren Anstrich. Mit ihr wird sich Hoffnung, Klingen, Lichterglanz verbunden haben. Die Redakteurstelle bei Münchmeyer, die Herausgabe der Zeitschrift ›Schacht und Hütte‹ verhießen Zukunftsaussichten. Sogar ein Klavier steht dem »Herrn Doktor« zur Verfügung.⁹ Und doch erwies all das sich rasch als Talmiglanz: Bereits ein Jahr später, 1876, hatte Karl May die Stellung gekündigt, vernebelte sich das Weihnachtsfest erneut. Er flüchtete um die Jahreswende 1876/1877 in eine Entscheidung zwischen Scylla und Charybdis hinein: Flucht vor Münchmeyer und vor dessen Schwägerin Minna Ey; Flucht in die aus lauter Ungewißheiten und Risiken bestehende Rolle des freischaffenden, von der Hand in den Mund höchst unzulänglich lebenden Schriftstellers; und Flucht in die unselige Leidenschaft eines Mittdreißigers für ein kaum mündig gewordenen, sinnlich verführerisches Mädchen namens Emma Pollmer, dem er daheim flüchtig begegnet war und das er so gern näher kennenlernen wollte. Und nach allen Seiten manövrierte er sich in Schuldgefühle hinein, indem er die gesicherte Stellung bei Münchmeyer aufgab und damit nicht nur den Verleger, sondern auf jeden Fall auch Minna enttäuschte - und diese tief verletzte, selbst wenn er in seinem Verhalten nie hatte erkennen lassen, ob ihm etwas an ihr gelegen sei -, und indem er Emma von ihrem sie treulich umsorgenden Großvater zu ent-

//107//

fernen suchte. Er, Karl May, vermochte den Lebensunterhalt des Mädchens nicht so fraglos sicherzustellen. Doch die Phantasievorstellungen hinsichtlich des Aufbaus einer Beziehung zu Emma, die er um diese Weihnachten herum ersehnte, deckten alles zu: *Diese Weihnacht entschied über mich, wenn ich mich auch nicht sofort verlobte* (LuS 191). Die entscheidenden Begegnungen zwischen den beiden Menschen kamen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vor Februar oder März 1877 zustande, doch im Erinnerungsbild Karl Mays zur Zeit der Niederschrift seiner Selbstbiographie bot jene Jahreswende, als Ausgangspunkt einer seiner schwersten Fehlentscheidungen - dem Nachhängen eitler Hoffnungen in bezug auf Emma -, ein bleibendes Symbol der Betrübnis.¹⁰ Die eitlen Hoffnungen waren schillernde Wahrheit geworden und doch zerstoßen; Emma hatte ihm, wie er es sich vorhielt, nur ein Schein-Glück und viel Kummer gebracht. Weihnacht 1876 stand unter der Ungunst des Schicksals.

Die beiden folgenden Weihnachten nicht minder: Das Jahresende 1877 stand im Zeichen weiterhin ungenügender materieller Existenzsicherung und des Beginns des offenen Zusammenlebens mit Emma ohne Trauschein -, dieweil Großvater Pollmers anhaltende Mißbilligung die wieder und wieder mühsam geklitterte Liebesbeziehung belastete; und Weihnachten 1878 brachte im Gefolge der für Karl May so beschämenden Stollberg-Affäre das Zerwürfnis mit Emma. Zehn Jahre nach dem Aufruhr der gellenden *Stimmen*, die ihn ins Zuchthaus trudeln ließen, lief er Gefahr, abermals unter einem schweren seelischen Schock zu zerbrechen. Diesmal aber zog der Drang, den Gewalten zu trotzen, ihn in die andere Richtung: Er setzte seine wilden Phantasien nicht in die Tat um, sondern nur auf dem Papier, schrieb sich fast die Finger wund bei der deprimierenden Arbeit an dem fürchterlich dahinwuchernden und freudearmen Monsterwerk ›Scepter und Hammer‹/›Die Juweleninsel‹, worin das trübe Schicksal des unglücklich liebenden und unglücklich verfolgten Karl May in vielfach verzerrter Spiegelung gespenstisch umgeht. Er schuf aber in diesem Jahre 1879 auch erstmals seinen Ich-Helden Old Shatterhand - nachdem er früher einmal beiläufig erwähnt hatte, der Name sei ihm, dem schreibenden Erzähler, gelegentlich beigelegt worden - und gab sich mittels dieses Image die Kraft, die vierte Haftstrafe seines Lebens, die er ausgerechnet im Gefängnis des Heimatortes verbüßte, zu überstehen,¹¹ statt an ihr zugrundezugehen. Weihnachten 1879, zehn Jahre nach den bitteren Wochen des Landstreicherdaseins in Ost-Böhmen, sah ihn voller neuer Arbeitspläne. Am Beginn der Pilgerschaft zum Glück.

//108//

4

Für einen Menschen, der die helle Seite des Lebens gesucht und wissentlich - oder unter psychischem Zwang - die dunkle Seite des Lebens aufgesucht hatte, der an Gemütseindrücken und Gemütsbewegungen so schwer trug wie Karl May, für den Weihnacht dank der in frühester Kindheit durch Großmutter Erzählungen geformten Sehnsuchtsbilder das Wunder der allumfassenden Heilsbringung war, der sich aber durch eigene Schuld immer neu die Teilhabe an dem Wunder verscherzt hatte - für diesen Menschen, der in Zwiespalt mit sich selbst lebte, mußte Weihnachten zum zwiespältigen Symbol werden. So wie die Menschheit sich vor dem Bild des zur Weihnachtszeit erschienenen Christus spaltet in Gläubige, die darin den Retter aller Seelen erkennen, und Ungläubige, die am Diesseits zu sehr

kranken, als daß ein verheißenes Jenseits sie hoffen ließe, so auch das Individuum Karl May. Er fühlte sich nicht denen zugehörig, die in Verehrung und Dankbarkeit den Heiland willkommen heißen können, weil sie alles Sündige abgestreift und anderen geholfen haben, das Gleiche zu tun; er rechnete sich zu jenen, die sich abwandten und es duldeten, daß man den Heiland ans Kreuz schlug, oder die gar die Hand dazu boten. Aber er zweifelte auch an seinen Zweifeln. Die Vorstellung, es gebe gar keine Gotteshand, war ebenso schreckenerregend wie die, Gott habe seine Hand für immer von der Kreatur Karl May abgezogen. Der ferne Glanz Dschinnistans blieb immer stark genug, um ihn heranzuziehen und ihn hoffen zu lassen, er werde den Weg dorthin eines Tages doch finden. Die Last des selbstgeschaffenen Weihnachtsbildes drückte. Wenn es sich zurechtrücken ließe - wenn es eindeutig freundlich wurde und schattenlos blieb - dann wäre auch die Spaltung des Ich, die zur Weihnachtszeit einsetzte, überwunden.

Aber der Weg dorthin mußte von der Seele systematisch vorbereitet werden. Einen vielversprechenden Anfang bildete der 1880 unter der Feder entstehende berühmte Dialog zwischen Kara Ben Nemsî und Halef über die Meriten des Christentums gegenüber denen des Islam .[12](#)

Lichterglanz oder Eintrübung der May'schen Weihnachtsfeste ab 1880, also nach der Eheschließung mit Emma, sind bis dato der Beurteilung entzogen. Der kinderliebe Karl May mag in der kinderlos bleibenden Ehe stumm beklagt haben, daß kein Kinderlachen unter dem Weihnachtsbaum erklang und er keine gläubigen Kinderaugen den Kerzenschein reflektieren sah. Wie immer er damit fertig wurde, wie immer - wenn überhaupt - er sich an den Weihnachtstagen jener Jah-

//109//

re ab 1880 mit Erinnerungen an frühere, böhere Weihnachten auseinandersetzte, ob stille oder laute Freuden seinem Herzen zuteil wurden, wir wissen es nicht. Von der Weihnacht 1891 freilich ist fürwahr anzunehmen, daß sie ihn strahlend vorfand: Er war von Fehsenfeld entdeckt worden und hatte einen Vertrag mit ihm geschlossen. Und die Weihnacht 1892 sah ihn mit sechs erfolgreichen Bänden als den Senkrechtstarter im Buch-Geschäft dieses Verlegers Fehsenfeld und erfüllte ihn berechtigt mit ungezählten neuen Hoffnungen. Und von der Weihnacht 1894 liegt sein Zeugnis im Brief an Emil Seyler vor, daß echte Festtagsstimmung im Hause May geherrscht hatte.[13](#)

Doch die Weihnacht 1895 bescherte wieder ein Grollen: Karl May blickte zurück auf ein Jahr nur geringer schriftstellerischer Neu-Produktion - vergleichsweise kraftlose Gebilde obendrein - und blickte dem Heraufziehen seiner ganz persönlichen ›midlife crisis‹ ins erbarmungslose Auge: eine zweite Frau war verlockend in sein Leben getreten.

Stück um Stück war er, seit 1880, seit ›Giölgeda padishanün‹, losgekommen von den Felsblöcken, die seine Seele belasteten, hatte systematisch - und den geheimen Befehlen des Unterbewußten folgend - die Reise-Erzählungen als ein Instrument genutzt, sich die aus dem Uhrendiebstahl und aus den Straftäterzeiten herrührenden Qualen aus dem Inneren des Ich herauszuschreiben und auch die jeweils aktuellen, im Lebensverlaufe neu hinzutretenden Problemlasten mit zu verarbeiten - wie z. B. die beiden Perioden der Arbeit für Münchmeyer und manche Mißhelligkeiten seines Ehelebens - und ihre Gewichtigkeit dadurch zu verringern. Insoweit sind eben die Reise-Erzählungen der getreue Spiegel des Lebens ihres Autors und gewinnen auch eben dadurch ihren ganz besonderen unauslöschlichen Reiz. Eine

Last aber war bis Ende 1895 noch keineswegs gewichen, sondern eher gewachsen, und sollte auch so bald nicht weichen: Die Bürde der Ehe mit Emma blieb - - und zugleich blühte in Karl Mays Herzen heimlich, ohne daß er es sich, geschweige denn dem anderen Menschen, einzugestehen wagte, die sündige Liebesleidenschaft des alternden Mannes zu der zweiundzwanzig Jahre jüngeren Klara Plöhn. Sündig deshalb, weil sowohl er als auch Klara verheiratet waren - und Klaras Mann, Richard Plöhn, Karls bester, wenn nicht einziger, Freund. Die Seele im neuen Zwiespalt, die Zweifel am Bild des Erlösers, der doch auch für Karl May da sein sollte, größer denn je.

//110//

5

Das schriftstellerische Werk zeigt die folgerichtige, weil von zunehmender Unruhe der Seele diktierte, Hinwendung des materiell Gesicherten zu den Problemen jenseits der materiell gesicherten Existenz - zu Gott und zu dessen Walten der Gnade oder der Ungnade über das Geschöpf Karl May. Zweifel und Unruhe und seelischer Umbruch bringen zunächst nur einige Proben neuer, wenig befriedigender Marienkalender-Geschichten zustande, schlagen sich dann im Laufe des Jahres 1896 nieder in so gegensätzlichen Erzeugnissen wie dem Schluß des III. Bandes der Erzählung ›Im Lande des Mahdi‹ (›Thut wohl denen, die Euch hassen!‹) [14](#) auf der einen Seite und der trotz aller heiteren Obertöne so viel innerste Lebensangst verratenden Skizze ›Freuden und Leiden eines Vielgelesenen‹ [15](#) auf der anderen Seite - und treiben Karl May dann alsbald hinein in die bis dahin seltsamste und rätselhafteste Geschichte seines Schaffens, den abschließenden dritten Band der Trilogie ›Old Surehand‹. [16](#) Seltsam wegen der auffälligen Diskrepanz zwischen den unentschuldbaren kompositionstechnischen Schwächen (die auch schon den ersten Band der Trilogie durchziehen und den zweiten Band vollends mißlingen ließen) und der missionarischen Wucht, deren Karl May hier fähig ist; und rätselhaft wegen der ungewöhnlich erfolgreichen Verschleierung der biographischen Bezüge in dieser Erzählung. Erst bei sehr nahem Hinsehen zeigt das Werk durch einige wenige Textstellen sich als der Aufschrei des gequälten Mittfünfzigers zwischen zwei körperlich attraktiven Frauen, der seiner sexuellen Probleme nicht Herr wird. [17](#) Der separat zu Papier gebrachte Stoßseufzer *Endlich, Endlich, Endlich* *Schluß des III^{ten} Bandes Hamdulillah* [18](#) - dessen Wörter *des III^{ten} Bandes* er nachträglich noch durchgestrichen hat - läßt aber in dieser zwie-artigen Formulierung ebenso wie der eine verräterische Satz über Tokbela in dem scheinbar matten Schlußabschnitt der Erzählung keinen Zweifel, daß Karl May zu Weihnachten 1896, als die Surehand-Erzählung fertig vorlag, die ihm gemäß scheinende Lösung seines Problems gefunden und sich zu einer Entscheidung durchgerungen hatte: Er wandte sich verstärkt neuerlich Emma zu, in dem festen Willen, die Ehe zu retten - - und sich nicht jetzt, da er auf der Höhe des Ruhmes stand und Bildpostkarten als Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis verbreitete, eine unversöhnliche Feindin zu schaffen, die ihn mit wenigen Worten entlarven könnte. [19](#)

Was immer mit der Verarbeitung des Old-Wabble-Komplexes [20](#) und anderen, von der Karl-May-Forschung bisher nicht voll durchschauten

//111//

Lebensvorgängen in der Verkleidung der Old-Surehand-Erzählung und der verworrenen Familiengeschichte ihres merkwürdig farblosen Titelhelden Gestalt angenommen hat - es schwemmte Hemmnisse fort und schaffte unsägliche Erleichterung. Die Weihnacht des Jahres 1896 verhiess Aufbruch.

Ein Prozeß kam in Gang, der das bisherige schritt- und schubweise vorangetragene Streben nach Erlösung machtvoll beflügelte.

6

Er kündigte sich an in der raschen Fertigstellung der farbigen, buntbewegten Erzählung ›Am Turm zu Babel‹. [21](#) Nicht nur verraten deren lockerer Ton und prickelnde Rasanzen eine gelöste, aufgeräumte Stimmung des Autors, sondern auch das Thema Gottsuche - hier exemplifiziert im Polen Dozorca und in dem Offizier Ahmud Mahuli - wird ohne Mißton bewältigt. Karl May ist im Einklang mit sich selbst. Und dieser Aufbruch mündet ein in eine vielwöchige Reise mit Emma durch frühlingsschmelzendes und sommerliches Land, voller Entspannung und neuer Eindrücke; und das letzte Stadium dieser Reise im Sommer 1897 führt nach Böhmen hinein, entlang einer Strecke, die dieser Karl May schon einmal, 1869, aber im Winter, zurückgelegt hat - und Erinnerungen werden wach - insbesondere an jene schlimme Phase der Ich-Spaltung, die in »Albin Wadenbach« gipfelte -, und hinter dem Aufbruch glüht ein Ziel auf - und Karl May gebiert einen Plan . . . Er sieht unter sommerlicher Sonne alle Schrecken des Winters in sich zusammenfallen und alle jemals zur Winterszeit aufragende, mit dem Begriff Weihnacht verbundene Trübsal und Not sich auflösen in einem einzigen großen Licht . . . Und noch ganz unter dem Eindruck der erlösenden Idee zwingt er sich, sie festzuhalten und die fertige Erzählung zur Weihnacht dieses Jahres 1897 vorzulegen. Entgegen vielen anderen bunten Plänen, die er Fehlschlag gegenüber aufrollte und dann ohne Erklärung fallenließ, setzt er diesmal das, was er am 12. August 1897 in einem bewegenden Brief skizzierte, [22](#) unverzüglich in die Tat um.

7

Karl May schreibt »Weihnacht!« In kühnem Zugriff bestimmt er das Thema Weihnacht zum Zentrum einer Erzählung. Das geht weit über Früheres hinaus. Wohl hat er den weihnachtlichen Schicksalsschlag der

//112//

Festnahme wegen Uhrendiebstahls, wodurch die Laufbahn als Lehrer zunichte wurde, und deren mittelbare Folgen schon oft im Werk behandelt. [23](#) Er hat auch gerade in zeitlicher Nähe der Weihnachtstage - nicht ohne beziehungsreiche Verwendung einiger Zeilen seines eigenen

Weihnachtsgedichtes - Szenen gestaltet, in denen einer seiner sympathischsten Helden, Dr. Karl Sternau, sich unter dem Verhängnis der falschen Beschuldigung eben zur Weihnachtszeit im Gefängnis findet.²⁴ Und er hat die nach-weihnachtliche Seifenblase-Lüge »Albin Wadenbach« - letztes großes Schwindelmanöver und größte Niederlage, die den Sturz ins Zuchthaus Waldheim einleitete - mehrmals unnachlässig, schelmisch wie dramatisch, abgehandelt.²⁵ Aber gerade dem Ausgangspunkt der Malaise seines Lebens, dem Kerzendiebstahl von Waldenburg, und eben damit der Einleitung der Spaltung der Persönlichkeit, ist Karl May bis dahin in seinen Reise-Erzählungen ausgewichen. Der Kerzendieb von 1859, der die ersten drohenden Aberrations-Erscheinungen in sich wahrgenommen hat und dem statt der erträumten Pose des die Weihnacht der Familie erhellenden Helden die Rolle des kläglich Entehrten zuteil ward, ist noch nicht entschönt. Wahrscheinlich bedurfte es des Wegräumens und Beseitigens aller anderen Deckschichten,²⁶ bevor er zum Urgrund vorstoßen konnte. Wahrscheinlich auch mußte er sich erst die - zumindest von ihm so gesehene - volle Versöhnung mit Gott erschreiben,²⁷ mußte überzeugt sein, daß Gott ihn nicht mehr als räudiges Schaf, als Auswurf ansah, ja daß sogar - und gerade - das fast wahnwitzige öffentliche Auftreten als Old Shatterhand²⁸ in seiner tiefsten Bedeutung ein Reue-Moment darstellte und die Bloßstellung des Sünders Karl May förmlich herbeischrie. Gerade jetzt, da er sich persönlichen Fragen und Nachstellungen gefahrlos preisgibt, hegt er offenbar die unerschütterliche Überzeugung, von Gott festgehalten zu werden, und zieht daraus die Kraft, die Spaltung des Ich unmittelbar zum Thema zu erheben.²⁹ Unversehens weiß da etwas in psychischen Tiefenbezirken, daß er nahe daran ist, den einen letzten Sperrbezirk zu überwinden.

So entbehrt die Situation wieder einmal nicht des Makabren. Karl May trieb zwei Extremen gleichzeitig entgegen - ganz typisch im Hinblick auf die spezifische Entwicklung seiner Gesamtpersönlichkeit. Während er einerseits im Begriffe stand, geistesschöpferisch von den Spaltungserscheinungen loszukommen, schob er sich durch sein Old-Shatterhand-Porträt im Bande »Old Surehand III« und durch seine hemmungslosen Bramarbas-Auftritte vor fanatisiertem Publikum noch weiter in die Spaltung hinein. Er verfestigte die Lüge - und traf gleichzeitig Anstalten, ihr den Garaus zu machen.

//113//

8

Die Erzählung setzt ein mit dem Triumph des wenig begüterten, etwa sechzehn- oder siebzehnjährigen Gymnasiasten May. Die Identifizierung des Autors mit dem Ich-Erzähler ist perfekt. May hat lange hierzu gebraucht.³⁰ Von Andeutungen und Nennung des Vornamens Karl und der Heimat Sachsen in früheren Bänden bis hin zum Redakteur und *Dres'ner Doktor* in »Satan und Ischariot« und, ebenfalls dort, der genialen Wendung, er heiße *wie einer von den zwölf Monaten*, wagte er sich immer weiter vor. Jetzt, da er als Old Shatterhand öffentlich aufgetreten ist und da er sich dem Ursprung des Fehlverhaltens stellt, muß er in der Erzählung seinen Namen nennen. - Unerwartet ist »May« Sieger in zwei Wettbewerben geworden: Sowohl ein Musikstück als auch ein Gedicht aus seiner Feder haben jeweils den ersten Preis gewonnen; der reiche Gewinn von dreißig plus fünfundzwanzig Talern ermöglicht es dem reiselustigen Burschen, während der Weihnachtsferien eine ausgedehnte Reise ins Ausland, nach Böhmen hinein, zu unternehmen.

Da ist sie wieder, die Sicherheitsplattform, die Karl May sich so gern als Ausgangspunkt einer Erzählung schuf, um von dort aus rückschauend diffizile seelische Probleme literarisch anzugehen.³¹ Weder der Schüler Karl May noch der Erwachsene Karl May hat je eine Weihnachts-Motette oder ein Weihnachtsgedicht als Wettbewerbs-Beitrag eingereicht oder gar Preise damit erzielt. Aber der Schriftsteller Karl May kann, als er im Sommer 1897 die Zeilen zu Papier bringt, stolz und behaglich auf eine kaum für möglich gehaltene Bilanz zurückschauen: Seine Reise-Erzählungen haben ihm in Buchform unerwarteten Ruhm und ebenso unverhofften Wohlstand gebracht, und die Buchausgaben seiner Jugenderzählungen sind ähnliche ›Knüller‹. Insoweit ist Karl May, dem als Autor für den Verlag Fehsenfeld wie als Autor für die Union Verlagsgesellschaft die Führungsrolle in den Schoß gefallen ist, im übertragenen Sinne ›Preisträger Nummer Eins‹. Und seine finanzielle Lage hat ihm in der Tat bereits ausgedehnte Reisen innerhalb Deutschlands und im benachbarten Böhmen ermöglicht. Der wohlauf etablierte Schriftsteller holt sich, von dieser Plattform aus agierend, konzentriert und gelassen die Gespenster der Jugendzeit heran - und erschlägt sie.

9

Den Kerzendiebstahl geht er sofort ungehemmt an. Die Elemente der Sicherheitsplattform - die gewinnbringende Motette, das gewinnbrin-

//114//

gende Gedicht - sind symbolträchtig die Tragpfeiler zur Bewältigung des vergangenen Geschehens und verknüpfen zwei Gegenpole, nämlich zwei Menschen, deren Handeln das Geschick des Seminaristen Karl May entscheidend lenkte: den Seminardirektor auf der einen und den Heimatpfarrer auf der anderen Seite.

Die Fakten sind bekannt³²: Karl May brachte im November 1859 als »Lichtwochner« sechs Wachskerzen beiseite und versteckte sie in seinem Koffer in einer abgelegenen Kammer des Seminargebäudes. Zwei andere Schüler, Gustav Adolf Ilisch und Erwin Maximilian Illing, fanden sie dort, verschwiegen aber den Fund, bis kurz vor Weihnachten Ermittlungen wegen verschiedener Gelddiebstähle angestellt und alle Seminaristen zur Mithilfe bei der Entdeckung des Diebes aufgefordert wurden. In Gewissensnot gaben die beiden ihre Kenntnis preis. Karl May wurde am 22. Dezember peinlich verhört und mußte, angesichts der von früher her bekannten Strenge des Direktors, mit der Höchststrafe, der Ausweisung, rechnen. Direktor Schütze meldete den Vorfall dem Kultusministerium zur Entscheidung. Ganz in Schützes Sinn verfügte das Ministerium am 28. Januar 1860 tatsächlich die Ausweisung, und der Direktor beeilte sich, dies Karl May zu verkünden. Im März 1860 verfaßte Karl May eine längere Eingabe an das Ministerium, der sich sein Ortspfarrer Hermann Schmidt mit Erfolg anschloß: Karl May durfte sein Studium in Plauen fortsetzen.

In der Erzählung heißt es (W 3, 4, 5): *Ich, der ärmste unter den Schülern meiner Klasse, . . . setzte . . . mich eines Tages mit der nur durch meine Jugend zu entschuldigenden Idee hin, über das Lieblingsthema »Ich verkündige Euch große Freude« eine Weihnachtsmotette zu komponieren. Wie*

gedacht, so gethan! Das opus operatum sollte freilich tiefes Geheimnis bleiben, war aber schon bald nach seiner Vollendung aus meinem Kasten verschwunden. Später erfuhr ich, daß ein mir übelwollender Mitschüler es mir wegstibitzt und, um mich zu blamieren, es meinem Lehrer, einem alten, braven Kantor, ... zugeschickt hatte. . . . Wie nun selten ein Unglück allein kommt - und das eigenmächtige Ueberschreiten der einem Schüler gezogenen geistigen Grenzen kann leicht zum Unglück für ihn werden -, . . . setzte (ich) mich abermals hin und brachte ein Gedicht von 32 . . . Strophen zu Papier. Mein Lieblingsthema, meine Armut und wer weiß was sonst noch für gute oder nicht gute Gründe »drückten mir . . . die Feder in die Hand«; . . . (Ich) trug den Brief in höchst feierlicher Stimmung . . . (zum) Briefkasten (und) . . . sah . . . den Kasten noch lange an. Er kam mir jetzt ganz anders vor . . . zweiunddreißig Strophen auf einmal zu verschlingen, das hatte

//115//

wohl noch kein vernünftiger Mensch von ihm verlangt. So, so. Und das Gedicht fällt dann dem Herrn Direktor in die Hände (W 7).

Motette und Gedicht sind ›motivisch‹ miteinander verbunden, wobei ›Motette‹ auf ›Motiv‹ in zweifacher Bedeutung hinweist,³³ dieweil dem Gedicht ohnehin ganz offen leitmotivischer Charakter eingeräumt wird.

Das ›Motiv‹ »Ich verkündige Euch große Freude« ist Inhaltselement und Gegenstand wie auch Beweggrund: Mit Blick auf das bevorstehende Weihnachtsfest, das er der armen Familie daheim etwas verschönen möchte, entschließt sich Karl, Freude zu verkünden - sprich: etwas zu komponieren, zusammenzustellen, zu bewerkstelligen, worin sich das ›Motiv‹ Weihnacht ausdrückt. Und faßt *die nur durch meine Jugend zu entschuldigende Idee*, Kerzen zu stibitzen. *Das opus operatum sollte freilich tiefes Geheimnis bleiben . . . natürlich sollte es das. May versteckte die Beute. Aber sie wurde entdeckt und war aus dem Kasten verschwunden.* Der bzw. die Mitschüler sah(en) sich genötigt, den Fund im Koffer Mays dem Direktor zu melden. Ja - dem Direktor, nicht dem *alten, braven Kantor* - sprich hier: Mays Heimatpfarrer - , der ihm wohlgesonnen war. Karl May vertauscht unauffällig, und brilliant, beide Elemente um der Story willen - ein wenig dichterische Freiheit beim Mitteilen unangenehmer wahrer Begebenheiten muß er sich gönnen. Die Wahrheit soll ja auch jetzt, 1897, nicht mehr allzusehr schmerzen. Schmerz könnte dem Schwung hinderlich sein.

Die Entdeckung und die nachfolgenden Verhöre waren für Karl May ein Unglück, das ihm Weihnachten unbedingt vergällte. *Wie nun selten ein Unglück allein kommt* -, folgte das zweite, größere, die Ausweisung aus Waldenburg, gewissermaßen auf dem Fuße. Also setzte Karl May sich hin und verfaßte ein langes, langes, *unterthänigstes* (Jb-KMG 1976, 101) Reueschreiben an das Ministerium mit der inständigen Bitte um Vergebung: *ein Gedicht von 32 . . . Strophen*, dessen Tenor das Flehen des Sünders um Gnade ist. Und dieses »Gedicht« - ebenfalls ja eine »Komposition« - wird vom Fürsprecher wärmstens unterstützt - vom Pfarrer in Ernstthal, nicht wie in der Erzählung vom Schuldirektor.³⁴

Das Gnadengesuch enthält zwei miteinander in Widerstreit liegende Aussagen: Karl May bezeichnet die Strafe . . . *als ganz gerecht und dem Vergehen gemäß*, sagt aber auch, *daß . . . in Betreff der Lichte keineswegs der Wille zu einer Veruntreuung vorlag, sondern daß es nachlässige Säumigkeit von mir war*,

sie nicht rechtzeitig an den gehörigen Platz zu legen (Jb-KMG 1976, 101). Von Diebstahl ist also keine Rede - schon damals nicht! Wenn aber kein Diebstahl vorlag, dann war die Auswei-

//116//

sung alles andere als *ganz gerecht und dem Vergehen gemäß*! Die Erklärung liegt natürlich in Karl Mays trotzigem Begehren, auf jeden Fall wieder zum Studium zugelassen zu werden: da galt es eben, *unterthänigst* das ›zu bekennen‹, was das Ministerium hören wollte, damit es milde gestimmt werde. Auflehnung, Protest gegen die Unangemessenheit der Strafe hätte die Ministerialen keineswegs zu Gunsten des relegierten Karl May beeinflusst. Schon damals also Karl May, obschon im Kleinforma, als das, was er im Alter offenbarte - *Psycholog*. Und ein Mensch, der Unvereinbares, scheinbar Unvereinbares, in einer Einheit ineinanderfließen läßt. Manifestation erster Spaltungserscheinungen.

Zwischen gedrückter Stimmung und Hoffnung schwankend wird Karl May den Brief, der das Bittgesuch enthielt, zur Post getragen haben - sicherlich. Aber die darauf bezüglichen Sätze in der Erzählung binden auch die voraufgegangene wirkliche Tat ein: Zwischen bangem Jubel und scheuer Angst schwankend wird Karl May die Kerzen in seinen *Kasten* gelegt haben, den er dann *noch lange* sinnend *ansah*: Derartigen bedeutungsvollen und ›gewichtigen‹ Inhalt hatte der Koffer tatsächlich noch nicht beherbergt. Und ›gedichtigen‹ Inhalt obendrein - denn mit »Ich verkündige Euch große Freude«, dem ›Motiv‹, verbindet sich ja in der Rückschau beim Erzählen auch das wirkliche Gedicht *Ich verkünde große Freude*, das damals nicht im *Kasten* lag, sondern vom ›Verbrecher‹ May im Gefängnis Osterstein *verbrochen* (W 3) wurde und das jetzt das ›Motiv‹ für die gesamte, so einzigartig ›komponierte‹ Erzählung »Weihnacht!« ist!

Wie bekennt der Schriftsteller seinen Zustand? . . . *mit mir ging eine Veränderung vor. Wer mich beobachtete, der mußte unbedingt bemerken, daß ich ein schlechtes Gewissen hatte* (W 5). Nämlich nach der Tat und erst recht nach der Relegierung. Wie schmunzelerregend liest sich alles auf diesen ersten Seiten in »Weihnacht!«. Ach ja, auch hier »muß man wieder einmal die seelische Kraft bewundern, mit der hier peinliche biographische Realien in Spiel und Kunst umgesetzt werden«. ³⁵ Wie aber muß der halbwüchsige Karl May tatsächlich gelitten haben und gedemütigt gewesen sein, als der unnachsichtige Direktor des Lehrerseminars in Waldenburg ihn zur Rede stellte wegen des Kerzendiebstahls und ihm noch andere Missetaten vorhielt, deren der Junge verdächtigt, aber nicht überführt wurde, und ihn beschimpfte. Wie leidvoll schildert der Greis seine Erfahrungen in ›Mein Leben und Streben‹, und wie scharf läßt er die unchristliche Haltung des Seminardirektors anklingen (LuS 101f.). Der Vergleich ist lehrreich: *Es gab keine Lichte für den Weihnachtsleuchter. ... Der Schwester stand das Wei-*

//117//

nen hinter den Augen. Sie sah die Talgrete, die ich soeben aus den Dillen und von den Leuchtern herabgekratzt hatte. . . . » . . . wäre es . . . gestohlen, wenn wir uns ein bißchen davon mit nach Hause nähmen?« »Gestohlen. Lächerlich! . . . Der ganze Schmutz ist nicht drei Pfennige wert. ... Daraus machen wir drei kleine Weihnachtslichte.« Gesagt, getan! ³⁶ Ein anderer Seminarist stand dabei. ... Er

warnte mich nicht etwa, sondern er war ganz freundlich dabei, ging fort und - - - zeigte mich an. Der Herr Direktor kam in eigener Person, den »Diebstahl« zu untersuchen. Ich gestand sehr ruhig ein, was ich getan hatte, und gab den »Raub«, den ich begangen hatte, zurück. Ich dachte wahrhaftig nichts Arges. Er aber nannte mich einen »infernalisches Charakter« und rief die Lehrerkonferenz zusammen, über mich und meine Strafe zu entscheiden. Schon nach einer halben Stunde wurde sie mir verkündet. Ich war aus dem Seminar entlassen und konnte gehen, wohin es mir beliebte. Ich ging gleich mit der Schwester - - - in die heiligen Christferien - - - ohne Talg für die Weihnachtsengel - - - es waren das sehr trübe, dunkle Weihnachtsfeiertage.

Diese sowohl fiktive als auch essentiell wahre und auch in beider Hinsicht verkürzte Darstellung besagt alles. (›Verkürzt‹ bezieht sich auf Mays Art der Darbietung, nicht auf die hier unwesentlichen Auslassungen im zitierten Text.) Das beherrschende Moment war für Karl May 1910 nicht seine Tat von 1859, sondern deren Folge: die Ausweisung aus Waldenburg - eine Ungerechtigkeit, die er, ungeachtet der unterthänigsten Phraseologie im Gnadengesuch, als von der Sache her durchaus unangemessen bewertete und die er als Person nicht verzeihen konnte. Schon nach einer halben Stunde dürfte der Seminardirektor dem Kulpanten May damals allerdings verkündet haben, er könne gehen, - das Weitere werde sich finden. Welches Bedrohliche sich dahinter verbarg, war für Karl May klar. Also ging er wirklich in *sehr trübe, dunkle Weihnachtstage* hinein. Das *schlechte Gewissen* (W 5) drückte.

Die Schwere der Tat trat hinter deren Folge zurück. Diese Tat legte Karl May im Jahre 1910, als er ›Mein Leben und Streben‹ schrieb, dem längst überwundenen Bösen in sich zur Last, mit dem er nichts mehr zu tun hatte . . . In Mays Innerem hatte das Ereignis längst Verformungen angenommen, die aus der Überwindung der Spaltung herrührten und die eine Verniedlichung und Verdeckung erforderten, um jedwede neuerliche Anfälligkeit oder neuerliche Seelenstörung, die aus intensiver Beschäftigung mit dem Grauen von einst erwachsen könnte, abzublocken.[37](#)

Die Schwester - mag sie an jenem Tag in Waldenburg gewesen sein

//118//

oder nicht, die Lage des Bruders gleich nach der Entdeckung der Tat gekannt haben oder nicht - wird mittels eines (re-)konstruierten Gespräches mit einbezogen in die Schilderung, weil Karl May damit für sich selbst zweierlei erzielt:

(1) Er demonstriert, daß er nicht eigennützig und eigensüchtig handelte, sondern um braver, benachteiligter Menschen willen; das Delikt wird rückschauend in eine unter den sozialen Umständen nicht nur entschuldbare, vielmehr förmlich gerechtfertigte Handlung umgemünzt. Je belangloser der Vorfall, desto schreiender die Ungerechtigkeit der Ausweisung. Und desto berechtigter der Haß auf den Direktor.

(2) Das auslösende Moment zur Tat lag nicht in Karl, sondern ›außer ihm‹, in einem anderen Ich - das aber dennoch zu ihm selbst in einer höchst *innigen Beziehung* stand (ein Lieblingsausdruck des Autors). Ein Mensch aus seinem ureigenen Lebenskreis, mit denselben Erbanlagen, denselben Betrübnissen und Sehnsüchten. Nicht Karl - und doch auch Karl. Die Lieblingsschwester Christiane. . . . K-r - C-r - Chr- a

- . . . Symbiose. Trennung. Trennung - Symbiose. Zwei Ich, die zueinander gehören seit je, die ineinander hineinragen -: Der in sich gespaltene Karl May. Der nötigenfalls ein anderes Ich, ebenso wie das eigene Ich, verantwortlich machen kann. Der Karl May, der, weil er männliche und weibliche Züge in seinem Wesen vereinigt und weil er zur Großmutter und zur Schwester Christiane diese höchst innigen, dem seelischen Verschmelzungsprozeß nahekommenden Beziehungen unterhält (die die Mutter ihm zu seinem Schmerz verwehrt), mühelos und legitim zu einer Frauensperson Zuflucht nehmen darf. Aus dem Weiblichen fließt dem Mann die Rettung ebenso zu wie die Sünde. Rettung wie Sünde -: Die Sünde von Waldenburg. In Waldenburg lauschte er erstmals der ›Stimme‹. Der Stimme, die von innen und von außen, von außen wie von innen kam. In Waldenburg begann das Grauen . . .

Die späte Rettung verschaffte er sich, indem er einem anderen Ich die ›Stimme‹ lieh.

10

Und wie elegant hat Karl May schon viel früher das Grauen und die Demütigung in der Fiktion ins Gegenteil verkehrt, indem er den vor Staunen geschüttelten Direktor in »»Weihnacht!«« nach dreimaligem gedonnerten »May!« und einem herausgewürgten »Sie - - sind - - ja - - ein - - ganz - -« (W 7) zum Verkünder der Freudenbotschaft des Preisgewinnes macht![38](#) Triumph statt Niederlage. Der gefürchtete An-

//119//

staltsdirektor in Hochachtung vor dem geringgeschätzten Schüler, statt des Bannspruchs des Unangreifbaren über den schuldigen Bösewicht.[39](#)

Und wie subtil und folgerichtig spinnt Karl May dann in der Erzählhandlung gerade diesen Faden fort, um endlich und ein für allemal von dem Drohbild des ihm ein Leben lang verhaßten Seminardirektors Friedrich Wilhelm Schütze loszukommen und die Rollen endgültig zu tauschen. Wegen der Auffälligkeit dieses einen Fadens - und Bogens - von den ersten Seiten der Erzählung bis hin zu ihrem Schluß wollen wir ihn hier den weiteren Betrachtungen über die Bewältigung des Kerzendiebstahls voranstellen. Das Prinzip der Spannungssteigerung, dem Karl May selber folgte, ist für die Analyse nicht unbedingt Richtschnur, wenn es um das Offenlegen von Zusammenhängen geht.

Das vom Schuldirektor - widerstrebend oder aufrichtig - als preiswürdig anerkannte Weihnachtsgedicht des Erzählers (W 8) wird unrechtmäßig von einem scheinheiligen Wanderprediger, einem Prayerman, zu Markte getragen und mit allerlei heuchlerischen Zutaten ausgerechnet seinem eigenen Autor May alias Old Shatterhand angedient (W 144); ein zum Tode verurteilter irischer Pferdedieb soll der Verfasser des Gedichtes sein! (W 146) Ein frommer Mann, der Lügen verbreitet. Wie weiland der Mübarek, wie Abd Asl, wie der Llano-Geier Burton. Aber diese drei unterscheidet ein wesentliches Moment von dem Prayer-man: Sie sind keine Deutschen. Der Prayer-man wird hingegen ausdrücklich als *Landsmann*, als *Deutscher* bezeichnet (W 141, 147) - ein einmaliges Phänomen bei Karl May, denn Deutsche in den

Reise-Erzählungen sind keine Schurken!⁴⁰ Hier aber ist Karl May zum Urgrund seiner verpfuschten Lebensgeschichte vorgedrungen - und dazu gehören sowohl sein eigener Name (Karl, W 297; May, W 7; beide Namen W 18) als auch die (Beinahe-)Preisgabe der Identität des Ur-Schuldigen, der ein Deutscher war und seinen hochfahrenden Dünkel und seine heimliche Tücke hinter viel zur Schau getragener Frömmigkeit versteckte - anders bot das Bild sich Karl May nicht dar. Friedrich Wilhelm Schütze hieß er, dem die Seminaristen anvertraut waren und der über ihre erfreuliche Entwicklung wachen sollte wie ein guter christlicher Hirte - und der dabei durch seine Schroffheit so viele der guten Ansätze im Keim erstickte und die Halbwüchsigen vor den Kopf stieß und sie wegen Geringfügigkeiten unnachtsichtig relegierte . . . Der *fromme Seminardirektor* (LuS 112), der noch zur Straftäterzeit Mays zu den ihn bedrängenden *häßlichen Gestalten* seiner schizoiden Zustände zählte (LuS 112) . . . und der den seelisch gepeinigten Karl May noch zur Zeit der gellenden *Stimmen* der Jahre 1868/1869 als Verfolger

//120//

Nummer Eins heimsuchte (*Voran der fromme Seminardirektor* . . . LuS 163) . . . und dem er nie verzieh.³⁴ Und der Schurke in der Erzählung, dessen Frömmigkeit reinste Heuchelei ist, heißt Frank Sheppard (W 292) - zu deutsch Schäfer, Hirte. Nicht nur in den Initialen tut Karl May es kund, wen er meint, auch in den zutageliegenden Assoziationen. Und in Anpassung an die sehr dünne »Maskerade«, die er dem Schurken überwirft, hat er den eigenen Namen in der Erzählung leichthin in den *ähnlich klingenden* Meier abgeändert (W 152).

Obendrein wird gerade dieser Prayer-man als Schütze herausgestellt. Fordert er doch jeden zum Wettschießen heraus - dieser tückische Frömmling (W 242, 247). Fürwahr ein passender Zeitvertreib für einen Prediger, dem jedes Leben heilig sein sollte. Aber auch Direktor Schütze »schoß scharf«, sobald er einen Anlaß witterte, jemand als tatsächliches oder vorgebliches »räudiges Schaf« auszumerzen, und ließ die eigene Überlegenheit sehr gern unangemessen spüren. Der Direktor bediente sich unlauterer Mittel - und der Prayer-man hantiert mit einer ihm nicht zustehenden Waffe:

Old Shatterhand-May-Meier erkennt in Sheppards Gewehr das des redlichen früheren Gefährten Amos Sannel. Die Identifizierung des Gewehrs ist anhand der geschickt eingezätzten Initialen »A« und »S« möglich. (W 244). Dieses Gewehr ist eine **Ralling-Büchse**, gefertigt in **Shelbyville, Tenn.** (W 243). (Der Ort existiert.) Jeder andere Hersteller und Fabrikationsort hätte es auch getan - aber die Wortwahl »Ralling« beruht auf dem Assoziationsprozeß »Ralliement« bzw. »ralliieren«, damals geläufigen Bezeichnungen für die »Wiederversammlung von Schützen« - Termini, die Karl May von seinen »Soldatenspielen« mit dem Vater und von der Vogelwiese her wohl vertraut waren. Und Shelbyville weist auf das Seminar, wo ein Schütze regierte. Die Aneinanderreihung »-ville, Tenn.« mag außerdem eine Andeutung in Richtung »Walden-(burg)« sein. (»Tenn.« ist die offizielle Abkürzung für den Staat Tennessee.)⁴¹

May-Meier verdächtigt Sheppard einer ruchlosen Tat, die er ihm mit provozierendem Beiwerk (»*Sie frommer Mann?*« W 254; ». . . *Sie frommgesalbter Mann!*« W 257) auch auf den Kopf zusagt. Und damit hat er den Stier bei den Hörnern gepackt: In Umkehrung der Niederlage von **Waldenburg** ist es hier in **Weston** (W 125, passim) der falsche Hirte und betrügerische Schütze, der sich als Lügner entlarvt sieht, als er fremdes Eigentum, nämlich das wertvolle Gewehr (alias die wertvollen Kerzen) für sich reklamiert,

und der im Wettschießen unterlegen ist. Old Shatterhand weiß mit ihm umzugehen.

Sagen wir es immer noch einmal: Karl May hat damals sechs Kerzen

//121//

entwendet. Er wußte, daß es unehrlich war, aber er sah darin kein Verbrechen, nicht einmal ein Vergehen, denn er plante eine gute Tat: die Verschönerung, die Dekoration des kargen heimischen Weihnachtsleuchters, die Erhellung des ansonsten dunklen Lebens. Dem Seminar entstand durch den Verlust von sechs Kerzen kein nennenswerter Schaden. Der blendende Schein besiegte die Zweifel.

Der Direktor sah das anders. Die Motive für die Tat, der psychologische Hintergrund waren belanglos. Für ihn war Karl May nicht ein armes Seelenpflänzchen, das behutsamer Pflege bedurfte und das unter gütiger Leitung aufs schönste erblüht wäre, sondern nur ein *infernalischer Charakter*, von dem die Anstalt schleunigst befreit werden mußte. Für die schimpfliche Tat des Diebstahls gab es keinen Pardon. Und darum - darum - ist es nach den Worten des Prayer-man in der Erzählung ein zum Tode verurteilter Pferdedieb, der angeblich das Gedicht schrieb: Im Wilden Westen war Pferdediebstahl eine unverzeihliche Tat, die die höchste Strafe nach sich zog!⁴² Nur ganz dünn bleibt die Maskierung des autobiographischen Bezuges, und unmittelbar dahinter beseitigt Karl May vor sich selbst die letzte Schranke: Denn immerhin geht es bei dem Reuegedicht des in Haft einsitzenden Schuldigen (W 145, 146) um das Weihnachtsgedicht des einstigen Häftlings Karl May! Ein erstaunlicher psychischer Prozeß, der da auf dem Papier abrollt und die Realität unmittelbar in den Dienst der Fiktion, die Fiktion formend in den Dienst der Realität stellt.

In einem Kraftakt zwingt Old Shatterhand den Prayer-man zur Herausgabe aller Exemplare des Gedichts, um sie zu verbrennen (W 148, 149). Und wiederum bewirkt Karl May in seinem Innern damit mindestens zweierlei zur Aufhellung seines Weihnachtsbildes:

(1) Sein Gedicht kann nicht mehr als das eines zum Tode verurteilten Pferdediebs vorgewiesen werden - die Behauptungen des Prayer-man, sprich: des Direktors Schütze, sind haltlos, sind infame falsche Anschuldigungen; Karl May hat das Delikt des Beiseiteschaffens von Kerzen aus seinem Gedächtnis gestrichen und es durch ein viel harmloseres Bild - das Auskratzen von Talgresten - ersetzt; den Vorwurf des Anstaltsdirektors wird er stets als empörende Ungerechtigkeit betrachten.

(2) Durch die Vernichtung mittels Feuer werden die Gedichtzeilen noch einmal hell beleuchtet - und damit die Erinnerung an ihre tatsächliche Entstehung, nämlich eben zur Weihnachtszeit während der Gefängnishaft in Zwickau, noch einmal kurz und scharf zurückgerufen. Aber dann versinkt alles in Asche und Dunkel - und Karl May kann auch hierunter einen Schlußstrich ziehen. So wenig das Gedicht

//122//

jetzt noch unrechtmäßig vertrieben werden kann, so wenig darf gewispert werden, der Verfasser habe es im Gefängnis zu Papier gebracht - sonst wäre man einer ehrenrührigen Behauptung schuldig. Dem kommt insoweit Bedeutung zu, als Karl May infolge seines öffentlichen Auftretens als Old Shatterhand neugierigen Nachforschungen über seine Vergangenheit Tür und Tor öffnete und immerhin mit zumindest vagen Gerüchten über ›dunkle Zeiten‹ zu rechnen hatte. Das Weihnachtsgedicht wollte er von jedem Odium freihalten.[43](#)

Gewiß hatte er Konkretes dabei im Sinn. Als Schriftsteller Karl May der sich in dieser Erzählung offen unter seinem Namen als den Verfasser des Gedichts bezeichnet, symbolisierte er seine Entschlossenheit, unnachsichtig gegen die unrechtmäßige Verbreitung seines geistigen Eigentums einzuschreiten. Hatte er doch Teile des Weihnachtsgedichtes in seinen anonym publizierten Kolportageromanen ›Das Waldröschen‹ und ›Der verlorene Sohn‹[44](#) veröffentlicht[45](#) - und im Hintergrund lauerte die Gefahr, Münchmeyers Erben seien zum Mißbrauch der May-Texte bereit! Da galt es, reinen Tisch zu machen. Wie hatte er doch, leicht großspurig, am 16. Juli 1897 an die Redaktion des ›Deutschen Hausschatz‹ geschrieben -: *Ich werde die Münchmeyersche Verlagsbuchhandlung gerichtlich belangen* - [46](#) Karl May fühlte sich stark.[47](#) Das von der Weihnacht vieler Jahre ausgehende Dunkel und die von der Seelenspaltung ausgehenden Schatten begannen zu schwinden.

11

Den Prayer-man vor Zeugen als Schwindler zu bezeichnen (W 147), ihn im Wettschießen zu besiegen (W 253) und ihn des Gewehrraubes zu bezichtigen (W 255f.), genügt nicht im Zuge der Abrechnung des Autors mit seinem ersten bösen Feind, Direktor Schütze. Zunächst wird der Ich-Erzähler aufgrund vorherrschender Umstände des Golddiebstahls bezichtigt (W 260), und da es sich bei ihm scheinbar um einen *reine(n) Garnichts* (W 180ff. und passim) handelt, traut die örtliche Polizeigewalt ihm die Tat auch sofort zu - wie damals in Ernstthal, gegen Weihnachten 1868, die Ortspolizei jede vorkommende kriminelle Tat Karl May zur Last legte (LuS 161, 162). Der wahre Täter aber ist der heuchlerische Prayer-man (W 270), der schon früher am selben Ort mindestens zwei ähnliche Lumpereien beging (W 140, 323) und der auch jetzt wieder mitsamt dem geraubten Golde - und mit dem kostbaren Gewehr - entkommt. May-Meier hat ihm das Gewehr leider lassen müssen (und auch Sheppards gehässige Bezeichnung »Schwindler« ge-

//123//

lassen eingesteckt: »Den ›Schwindler‹ bleibe ich Ihnen für zwei Augenblicke schuldig und lasse Sie aus guten Gründen auch in Beziehung auf das Gewehr einstweilen laufen . . .« (W 256): Mochten die Kerzen auch nicht das persönliche Eigentum des Seminardirektors sein, so hatte dieser doch immerhin noch eher Anspruch auf ihren Besitz als der reine Garnichts Karl May, der elende Bube aus Ernstthal, der dem allmächtigen Herrn Direktor nicht gewachsen war und sich alles bieten lassen mußte. Dieser May aus Ernstthal hatte ja wohl auch Kameraden um Geld bestohlen.[32](#) Nachweisen konnte man ihm das zwar leider nicht - aber was verschlug's, wenn man als Direktor auch wider besseres Wissen alles diesem

infernalischen Charakter May anhängte? Dann war man ihn auf jeden Fall los . . . Ja, ja, aber als dann dieser relegierte Karl May, in die Ecke gedrängt, lauthals protestierte und sich beim Ministerium beschwerte und Autoritätspersonen mit der Angelegenheit befaßte, da trat der Herr Direktor - der der Anstalt Waldenburg mit fester Hand sechs schöne Wachskerzen erhalten hatte - den Rückzug an . . . (Es bleibt, wie noch einmal zu erwähnen ist, sehr fraglich, ob Karl May sich bewußt war, daß er seine Zulassung zum Lehrerseminar in Plauen nicht zuletzt der - vielleicht halb widerwilligen - Fürsprache des insoweit ›bußfertigen‹ Direktors Schütze zu verdanken hatte.) Und so tritt der Prayer-man ›den Rückzug an‹ - unter Mitnahme des dekorativen Gewehres Amos Sannels - und hält sich wohlweislich fern, als der *reine Garnichts* inmitten der feindseligen Stimmung plötzlich den Spieß umdreht und sich als ernstzunehmende Persönlichkeit entpuppt, die man nicht ungestraft verleumdet (W 273ff.) und die die Unterstützung einer allseits geachteten Autoritätsperson genießt: Winnetou erscheint⁴⁸ (W 274) - und sofort hat alles ein anderes Aussehen . . .

Die Phantasie des Schriftstellers schafft also wieder einmal die Lage, in der Karl May sich im Leben immer gern gesehen hätte - und die er zur Zeit der Niederschrift der Erzählung auch als etwas durchaus Zutreffendes unterstellen darf: Inzwischen ist er ja in aller Öffentlichkeit als Old Shatterhand berühmt, und allein schon dieser Name würde ihn vor jedem Anwurf schützen, wenn er jetzt z. B. auf einer seiner Ferienreisen aus irgendeinem Grunde in eine unangenehme Situation hineingeriete. Und ganz anders als in seinen Erzählungen, wo er, wie gerade auch in »Weihnacht!«, ängstlich bemüht ist, in größeren Orten ein Inkognito aufzubauen und nicht als der berühmte Westmann von gaffenden Neugierigen umlagert zu sein, genießt er in der Realität den selbstgeschaffenen Nimbus des »Dr. Karl May genannt Old Shatterhand« und die Anbetung der Massen wie eine nur allzu selbstverständliche Ehrung. Diese Gegensätzlichkeit im Verhalten des Ich ist Ausdruck

//124//

der Persönlichkeitsspaltung. In »Weihnacht!« - wir erkennen es mehr und mehr - ist der Autor sich voll dessen bewußt, was er sichtbar macht und was er bekämpft und erdrückt: Zwischen den Zeilen der Erzählung ist deutlich zu lesen, daß »Old Shatterhand« - wiewohl er es nicht zugibt - in Weston den Ansturm der Menschenmengen (W 296, 297, 304) genau so genossen hat wie Karl May z. B. die Szenen im Hotel Treffer in München⁴⁹. . .

Und mit Hilfe der Phantasie führt Karl May dann den entscheidenden Schlag gegen den *frommen Seminardirektor*, um endgültig von ihm loszukommen: Der Schurke Frank Sheppard wird durch ein Naturereignis verschüttet und von niederstürzenden Felsmassen zermalmt. Aber nicht bevor Old Shatterhand ihn noch als Mörder des von Sheppard betrogenen Guy Finnell entlarvt hat (W 598). Nun hat Seminardirektor Friedrich Wilhelm Schütze natürlich nie einen Mord begangen - aber ebenso unbarmherzig wie gegen Karl May 1859 war er ein Jahr zuvor gegen den Seminarschüler Gustav Fiedler vorgegangen (Jb-KMG 1976 S. 101), den er nicht näher spezifizierter Ordnungsverstöße und allgemein rüden Wesens bezichtigte und als für den Lehrerberuf ungeeignet befand. Und so wie der Zögling Karl May in der Relegierung eine Art Todesurteil sah, so übertrug er das auf den Fall Gustav Fiedler/Guy Finnell. Finnell ist ein Jahr vor den erzählten Ereignissen (W 292) beim Gesang einer Spottdrossel, die von Sheppard als Schußziel bezeichnet worden war, ermordet worden (W 601, 602) - ein makabrer Hinweis auf die von Karl May dem Direktor unterstellte heimlich-hämische Freude an

Ausweisungsverfahren. Finnell war, wie Fiedler, schuldloses Opfer einer widerwärtigen Intrige. Diesen Hieb gegen Direktor Schütze führte Karl May, um sich vollends von dem Vorwurf zu entlasten, er selbst nehme in der Erinnerung die falsche Haltung ein und sei zu Recht gemäßregelt worden und Schütze habe niemals unrecht gehandelt. Wenn Karl May auch nur einen zweiten Fall zitieren konnte, in dem Böswilligkeit und vorsätzliches Tun unterstellt werden durfte, erschien sein eigener Fall, der des beschuldigten Karl May, in einem wesentlichen besseren Licht.[50](#)

In Waldenburg, wo Direktor Schütze herrschte, sollte Karl May auf den Lehrerberuf vorbereitet werden. Dieser Beruf hatte es ihm auch angetan. *Es gibt keinen höheren Stand als den Lehrerstand*, bekennt Karl May in der Selbstbiographie (LuS 94), und ». . . ein Lehrer zu sein, ist ein höchwichtiger, ein heiliger Beruf!« betont er 1893 in ›Winnetou I‹, S. 153. Schon in seinem Gesuch an das Kultusministerium im März 1860 hatte er ausgeführt, es sei der Beruf, *welchem mich ganz hinzugeben, ich mir zur Lebensaufgabe gemacht hatte. ... die Vorliebe*

//125//

für den Lehrerberuf (ist) so groß, daß es mir unmöglich ist, denselben aufzugeben. (Jb-KMG 1976, S. 101-102). Direktor Schütze warf ihn aus der vorgezeichneten Bahn - und wurde somit in Karl Mays Augen zum Urheber aller späteren Schläge. Ohne Relegierung aus Waldenburg notwendigerweise kein Plauen; ohne Plauen kein Glauchau und ohne Glauchau kein Altchemnitz und keine Buchhalter-Uhr. Ein Verbleib in Waldenburg mit regulärer Beendigung der Ausbildung dort hätte andere Folgen hinsichtlich des Verlaufes der Lehrerkarriere gehabt. Und während *die Fratze, die mich soeben noch so spöttisch angegrinst hatte* (W 598), aus des Autors innerem Gesichtskreis entschwindet, widmet er dem toten Feinde[51](#) den Epitaph: *Wer mit dem Heiligsten, was der Mensch besitzt, in der Weise, wie er es gethan hatte, Lästerung treibt, begeht eine Sünde, die ihm hier nicht vergeben werden kann* (W 598). Das zielt auf die Scheinheiligkeit des Seminardirektors und darauf, daß er die ihm anvertrauten jungen Leute, die er zu tüchtigen Repräsentanten in einem »höchswichtigen, heiligen Beruf« heranbilden sollte, völlig falsch behandelte und ihnen durch sein Verhalten das Fundament zur freudigen Erfüllung der gewählten Aufgabe raubte - eine Sünde wider Geist und Seele und eine Lästerung der eigenen Tätigkeit zugleich.

12

Die Geschichte des Kerzendiebstahls und der Begleitumstände ist damit nicht erschöpft. Karl May erzählt sie in mehreren, voneinander unabhängigen und doch natürlich sehr geschickt ineinandergewobenen Varianten. Er war ein Meister in dieser Art der Behandlung autobiographisch relevanter Themen.[31](#) In dem Fall hatten ja neben dem Seminardirektor auch besonders einige Mitschüler wichtige Rollen gespielt. Die ›Entkleidung‹ ergibt sich gewissermaßen von selber - doch lassen sich infolge der Überschneidungen der Erzählstränge bei Karl May und wegen der immer wieder wechselnden Blickwinkel Wiederholungen bestimmter Aussagen und Deutungen in einer Analyse wie der hier vorliegenden nicht vermeiden.

Der Goldsucher Watter (W 174) und sein *Kumpan Welley* (W 180, 184, 186, passim) haben in einem

abgelegenen *Placer* im Staate Idaho einen bedeutenden Goldfund gemacht (W 177, 179-182) und *haben Zeit gehabt, es bis zum letzten Körnchen auszubeuten* (W 179). May-Meier schätzt den Wert einiger ihm vorgezeigter Nuggets absichtlich sehr niedrig ein, um als unwissend dazustehen (W 176, 177), und muß

//126//

sich auslachen lassen. Der geschwätzige Watter bewahrt sein Gold in einem Kasten auf und hält sein Versteck für absolut sicher. Dennoch werden die Nuggets gestohlen (W 260) - und May-Meier wird als der Dieb bezeichnet (W 270). Im zurückgebliebenen Koffer des wahren Diebes - des Prayer-man - findet sich ein Sortiment Diebes- und Einbruchswerkzeuge (W 288), und es finden sich darin einige bedeutsame Schriftstücke, darunter ein Mordgeständnis (W 292), das einen gewissen Emil Reiter als Mörder des oben bereits erwähnten Guy Finnell belastet und das sich später als erpreßt erweist (W 602). Mit diesem Emil Reiter und auch mit Watters »Kumpan« Welley trifft Old Shatterhand im weiteren Verlauf der Story zusammen: Durch Umstände bedingt, sind Welley und Emil Reiter - als Opfer von Missetaten des Prayer-man - zu Verbündeten geworden und tauchen gemeinsam - und gleichzeitig - im Gesichtskreis des Ich-Erzählers (Old Shatterhand) auf (W 558, 559ff.). Reiter erweist sich als der Sohn des ehemaligen Kantors des Ich-Erzählers und überdies als guter Kenner des Gedichtes »*Ich verkünde große Freude*« (W 600).

Die gedanklichen Vorgänge sind unschwer zu rekonstruieren. Mit dem zur (äußeren) Gesamthandlung passenden Handlungsmotiv ›Raub von Goldkörnern‹ verband sich im Autor die Reminiszenz an sein Wagestück beim Bäckermeister Wappler, wo er 1869 echte gediegene Taler mitgehen ließ.⁵² Die Verschränkung von Ereignissen aus dem Jahre 1869 mit dem zehn Jahre davor liegenden Kerzendiebstahl vollzieht sich, wie wir sehen werden, noch an anderen Stellen in der im Jahre 1897 niedergeschriebenen Erzählung; darüber wird aber seitens des Autors das Vorkommnis von Waldenburg nie aus dem Auge verloren. - »Wappler« formt sich zu »Watter« - aber das scheint in eine Sackgasse zu führen. Karl May benötigt nämlich im Hinblick auf Waldenburg ein alliterierendes Namenspaar, weil damals eben die alliterierenden Namen Ilisch und Illing im Vordergrund standen. Und schon gesellt sich »Welley« zu Watter, dem Kumpan.

Welley - man hört das »Illing« förmlich heraus. Und die abschätzige Bezeichnung »Kumpan« ist so deutlich: Was Ilisch und Illing damals taten - in Mays Koffer umherzuschnüffeln und dann ihn zu verraten - , war in Mays Augen Kumpanei, Verschwörung, Intrige. Die beiden waren mehr durch ihr heimliches Wissen um eine andere Heimlichkeit als durch Freundschaft miteinander verbunden. Und so nennt auch Watter selbst, nicht nur der Ich-Erzähler, den anderen Beteiligten, Welley, Kumpan.

Watter und Welley teilen sich in das heimliche Wissen um einen verborgenen Goldschatz in Idaho. Es hätte genausogut Kalifornien oder

//127//

Oregon sein können - aber nur Idaho enthält das maßgebende Initial ›I‹: Ilisch und Illing entdeckten in einer abgelegenen Kammer in Karl Mays Koffer die Kerzen und nutzten dies Wissen bis zum letzten

Körnchen aus, nachdem sie es wochenlang verschwiegen hatten. Vielleicht gab es Anzeichen, daß Ilisch damals Karl May ganz gern einen Wink gegeben hätte - - denn immerhin setzt Watter sich quasi ungebeten an May-Meiers Tisch (W 173-174) und brüstet sich alsbald mit dem Goldfund und läßt Proben sehen. Die absichtlich falsche Einschätzung des Fundwertes - der Nuggets/der Kerzen - durch May-Meier beschreibt die von ihm innerlich vorgenommene schützende Verwandlung der sechs ungebrauchten Kerzen in Talgrete - *nicht drei Pfennige wert. - Watter blinzelte zuweilen sehnsüchtig zu mir herüber* (W 173) - - - *Ein anderer Seminarist stand dabei und warnte mich nicht etwa* - Die halbe Wahrheit genügt ja manchmal, wenn Karl May offen - halb-offen - wohlverpackt - über Wahres spricht; es war ja auch *ein mir übelwollender Mitschüler*, der die ›Motette‹ aus dem Kasten nahm. Mag sein, daß sich einer der beiden ›glücklichen Finder‹ von Waldenburg als der Tonangebende zeigte, der andere als Mitläufer. Jedenfalls war dabei letzten Endes einer des anderen *zweites Ich* (W 191).

Im folgerichtigen Fortgang der Erzählung wird Watter zum Bestohlenen, nachdem er auch dem Prayer-man gegenüber den Mund voll genommen und von seinen Nuggets erzählt hat (W 224ff.). Das ist die bedrängte Lage, in der Ilisch/Illing sich unversehens befanden, als andere Seminarschüler Gelddiebstähle meldeten und die beiden sich dem Direktor offenbarten. Der geschwätzige Watter konnte sein Wissen nicht für sich behalten - Ilisch/Illing ebensowenig. Der Raub der Nuggets wird natürlich dem armen May-Meier als dem reinen Garnichts zur Last gelegt - wie der Kerzendiebstahl und das Abhandenkommen von Bargeld im Seminar. Ebenso natürlich darf aber May-Meier in der Erzählung nicht der Täter sein, muß vielmehr den wahren Täter nennen können - und tut das auch. Die Schuld liegt bei dem »falschen Frommen«. Und doch ist auch das nur die halbe Wahrheit. Zwischendrein, implizit und instrumental, liefert Karl May den Hinweis, der in bezug auf die Biographie zum Täter weist - auf seine Person: So wie damals in Waldenburg Karl Mays (des Täters) Koffer Diebesgut enthielt (die Kerzen), so birgt der Koffer des in Weston entlarvten Diebes (des Täters!) lichtscheues Werkzeug . . . (Zudem birgt die durchsichtige Maysche Verschleierungstechnik hier einen weiteren Hinweis auf 1869: Die Nachschlüssel im Koffer des Diebes [W 288] entsprechen dem Bund Dietriche, das Karl May beim Schmied Weißpflog, seinem Paten, entwendete.[53](#))

//128//

Das »Geständnis« Emil Reiters (W 292) im Koffer des Diebes legt die weitere kaum verhüllte Spur: In der Erzählung gehört der Koffer dem als wahrer Schuldiger gebrandmarkten Prayer-man - alias Direktor Schütze -; er gehört aber auch dem ›wirklichen‹ Täter - dem geständigen Karl May. Und zwischen Direktor Schütze und Karl May stand damals in Waldenburg außer Gustav Adolf Ilisch auch **Erwin Maximilian Illing** - ein Name, der sich in »E-m-i-l« noch klarer abzeichnet als in »Welley«. Illing wurde, wie Ilisch, zum Geständnis - über den Kerzenfund - »gepreßt« und konnte es sich nicht leisten, die Absichten des Direktors zu durchkreuzen (Jb-KMG 1976 S. 96). Die »gemeinschaftliche Identität« Emil Reiters mit Welley, die Deckung der beiden Figuren in der Erzählung wird verdeutlicht durch Welleys und Reiters gemeinsames Auftauchen und gemeinsames Handeln - als Gegner des Prayer-man.

Emil Reiters Kenntnis des Weihnachtsgedichtes rückt ihn ebenfalls in den Umkreis der Geschehnisse von Waldenburg - denn diesen lagen ja »weihnachtliche Motive« zugrunde. Und der Name Guy Finnell als der des »Mordopfers« Emil Reiters schließt die Kette, die Emil Reiter an das Seminar in Waldenburg und an dessen Direktor bindet: Guy Finnell weist außer auf den von Direktor Schütze relegierten Schüler

Gustav Fiedler auch auf **Gustav Adolf Ilisch** hin - »Guy« ist phonetisch »G-a-i«. Illing hatte, bildlich gesprochen, Ilisch »auf dem Gewissen«. Im übrigen wird durch den Tatort *Steelvville* in »Reiters Geständnis« noch ein besonderer »Schuß abgefeuert« in Richtung auf den Schütze(n) im Hintergrund: Das Initial »S« weist auf »Seminar« - und »Steelsville« auf dieses Seminar als eine Stätte, in der »stählern« regiert wurde.

»Reiter« will als Familienname freilich, vordergründig gesehen, nicht in diesen Rahmen passen. Der zugrundeliegende Assoziationsprozeß läßt sich aber wohl doch erkennen, wenn wir Karl May zubilligen, daß mit dem »geistigen Rückruf« der Seminarzeit unwillkürlich auch Reminiszenzen an pubertäres Gehabe und krude Schülerausdrucksweise geweckt wurden. Soweit nun der halbwüchsige Karl May jemals Gewissensbisse wegen »ungebührlicher« Gedanken oder Aussprüche hegte, wird er sie - wenn überhaupt - am ehesten mit seinem gütigen Pfarrer erörtert haben. Dieser Pfarrer nun (der in »Weihnacht!« in der Gestalt des Kantors auftritt) hieß, wie erwähnt, Hermann Schmidt. In Waldenburg war ein Seminarist namens Julius Louis Schmidt 1858, wie Gustav Fiedler, als »Opfer« Direktor Schützes ausgewiesen worden, nachdem er sich dem Verdacht ausgesetzt hatte, »einigen Schulmädchen unsittlich begegnet zu sein« (Jb-KMG 1976

//129//

S. 101), das heißt, salopp ausgedrückt, sie auf sexuelle Handlungen »(vor-zu-)be-reiten«. Damit wird jener Julius Louis Schmidt, ein weiterer zweifelhafter Relegierungsfall, in die Person des Emil Reiter integriert. Emil Reiter ist ja in der Erzählung der Sohn des früheren Kantors des Ich-Erzählers.

Karl Mays innere »Abrechnung« mit den einstigen Seminaristen Ilisch und Illing endet versöhnlich: Watter und Welley erhalten alle ihnen gestohlenen Nuggets zurück (W 608), und Reiter erfährt, daß er kein Mörder ist. Old Shatterhand ist wieder einmal der Rettungengel. Mit anderen Worten: Die Kerzenangelegenheit ist vergeben und vergessen, und Karl May hat den seinerzeitigen Tiefschlag erstaunlich überlebt. Insoweit also brachte der damalige Delinquent Karl May dem seinerzeitigen Verhalten der »Denunzianten« doch letzten Endes ein gewisses Verständnis entgegen - und nicht den anhaltenden Groll, mit dem er den Direktor bedachte.

13

Ein weiterer dem Kerzendiebstahl gewidmeter Erzählstrang zeigt sich in der Beziehung des Ich-Erzählers zu Amos Sannel und zu dessen Gewehr, das Old Shatterhand in den Händen des Prayer-man lassen mußte.

Wie der dem Ich-Erzähler beigelegte Name »Sappho« (W 30, passim), so taucht auch der Name Amos Sannel (W 244, passim) nur in der Erzählung »Weihnacht!« auf, weil beide nur hier ihren sinnvollen Platz haben.

Wenn es schon ein biblischer Vorname sein mußte, so stand dem bibelfesten Karl May eine

ungewöhnlich reiche Auswahl zur Verfügung. Aber: Es war der ›kleine‹ Prophet Amos, der sich dadurch auszeichnete, daß er gegen soziale Ungerechtigkeit und gegen falsche, heuchlerische Frömmigkeit zu Felde zog und daß er mit der Richtigkeit seiner Visionen überzeugte. Die ›Visionen‹ des kleinen Karl May waren das beispiellos erfolgreiche Umsetzen seiner autobiographischen Seelenbilder in bewegte Abenteuerhandlung - und dabei trat er auch, ebenso erfolgreich, für sozial Unterdrückte und für wahres Christentum ein. In »Amos Sannel« begegnen wir dem May'schen »M« - und begegnen in »A« und »O« dem May'schen »A und O«, dem Sinnbild aller Traumata des Autors, dem in seelischer Spaltung begründeten verdunkelten Weihnachtsbild. Düsternis und Spaltung, die ihren Anfang im Seminar nahmen
...

//130//

»Sannel«? Nun - mag Karl Mays Englisch auch lückenhaft und im Einzelfall sogar komisch gewesen sein, so waren ihm die alltäglichen Wörter ›sane‹ für ›gesund‹ im Sinne von ›geistig, seelisch gesund‹ und ›sanable‹, ›heilbar‹, zweifelsohne geläufig.

Karl May läßt Amos Sannel, den *alten biedereren Pelzjäger* (W 244), zusammen mit dem anderen Pelzjäger Hiller auftreten (W 517/519) - eine nicht unwichtige Parallele zum gemeinsamen Erscheinen Welley/ Reiter. Hiller ist mit dem zentralen Thema ›Weihnacht‹ unlöslich verbunden - er ist Angelpunkt eines Teils der Gesamthandlung. Über ihn wird im weiteren Verlaufe unserer Analyse noch etliches zu sagen sein. Vorderhand genügt der Hinweis, daß Hiller *seinen Glauben verloren* hat und *Verschlossenheit und Härte* im Gesicht trägt (W 521). Er porträtiert den zeitweiligen Gotteszweifler May - eines der vielen verstörten Teil-Ichs. Hiller, der sich, wie Karl May, manchen Gefahren ausgesetzt hat, verharret in Ablehnung gegenüber dem Gedanken an eine allumfassende liebevolle Schöpferhand, zählt aber doch nicht zu den völlig verlorenen Seelen, denn auch er hat sich - wie Reiter - über Jahrzehnte hinweg eine gute Kenntnis des Weihnachtsgedichtes »*Ich verkünde große Freude*« (hier: unter dem Aspekt der Trostbotschaft) bewahrt. Und eben dieser Hiller, den zu retten Old Shatterhand von Weston ausgezogen ist, hat als Gefährten ein weiteres Teil-Ich Karl Mays bei sich: Den Pelzjäger Amos Sannel - alias den einstigen Straftäter und psychisch geschüttelten Karl May, der aber schon seit geraumer Zeit gesund ist und im wesentlichen nur noch den Kerzendiebstahl überwinden muß, um entsühnt zu sein.

Pelzjagden, Bärenjagden sind für Karl May ein Verarbeiten der Pelzschwindel und Kleiderschwindel, deren er sich 1864 schuldig machte.⁵⁴ Denken wir nur an das hervorstechende Beispiel der Jagd des verkleideten (!) Lindsay auf eine Bäarin in der Erzählung ›Durchs wilde Kurdistan‹ (dort S. 446-447) - eine nahezu ›klassische‹ Spiegelung des von Karl May am 16. Dezember 1864 in Chemnitz unter dem Namen ›Seminarlehrer (!) Lohse‹ ausgeführten Schwindelmanövers, bei dem er unter anderem einige Damenpelze erbeutete - und sich einigen Gefahren aussetzte. Der »Pelzjäger« Sannel ist der Schwindler Karl May von 1864,⁵⁵ gibt aber - alt, bieder und *wacker* (W 520) - keinerlei Anlaß zu der Befürchtung, er könne etwas anderes als rechtschaffen sein. Nein - dieser Mann ist ›sane‹ durch und durch und genießt mit Recht die Achtung Old Shatterhands.

Amos Sannel hat sein Gewehr verloren, die **Ralling**-Büchse, die - wenn auch nur für den Kenner (nämlich für den intimen Kenner der Fakten) ersichtlich - mit den Buchstaben »A« und »S« versehen ist.

//131//

Der Prayer-man hat dieses Gewehr an sich genommen und sich diesbezüglich Old Shatterhands Vorwürfe anhören müssen. Die Begegnung Old Shatterhands mit Hiller und Amos Sannel ereignet sich im unmittelbaren Verlauf der Verfolgung des Prayer-man durch Old Shatterhand-May-Meier. Und kaum haben sie die ersten Worte miteinander gewechselt, sagt Old Shatterhand schon halb im Scherz, halb im Ernst zu Amos Sannel, er müsse »*hinauf nach dem Fremonts Peak . . . , um Euer Gewehr zu holen*« (W 518).

Damit tritt die innere Bewältigung des Kerzendiebstahls in ein entscheidendes Stadium - weil Amos Sannel natürlich sofort mitreitet. Das »A und O« und das »A« und »S« werden jetzt hingeführt zu jenem Punkt der (inneren) Höhe, von dem aus die weite Sicht auf (innere) Freiheit gewährt wird, dem ›peak‹, Gipfel, des ›free mont‹, des frei stehenden Berges.[56](#)

Das Gewehr symbolisiert in seiner Form die Kerzen und den Weihnachtsleuchter und, in seiner Eigenschaft als Waffe, den sich mit beiden dumpf assoziierenden Begriff des Drohenden. In falscher Hand wird das Gewehr mißbraucht. Untadeligen Zwecken dient es nur in der Hand des Untadeligen.

Und so wird das Gewehr in einer Weise zurückgewonnen, die im Lichte der bisher zutagegetretenen Erkenntnisse nicht mehr überraschen kann: Welley und Reiter haben - von Old Shatterhand und Amos Sannel dabei beobachtet - Sheppard überrascht und gefangengenommen. *Da sagte Welley: » . . . Sheppard aber hat eine gute Rallingbüchse; die werde ich für mich behalten . . . « Er hob sie von der Erde auf. Das war für meinen alten Amos Sannel zuviel. Er sprang . . . hinüber, riß ihm das Gewehr aus der Hand und sagte: »Bitte sehr, Mr. Welley oder wie Ihr heißt, diese Büchse ist mein Eigentum! Sheppard hat sie mir gestohlen!«* (W 561f.).

Illing hat die Kerzen entdeckt, darf sie aber nicht für sich nehmen, da auch dies Diebstahl wäre, und darf auch sein Wissen nicht für sich behalten. Dem Direktor stehen sie nur unter dem Aspekt zu, daß dieser Macht und Druck ausübt - wie der Prayer-man. Das einzig wirkliche Recht darauf hat der Mensch, dem durch den ursprünglichen ›Verlust‹ der Kerzen bitteres Unrecht geschah und für den jetzt, da er sie, kurz vor Weihnachten!, gerettet hat,[57](#) die Welt endlich wieder in Ordnung ist: Der wackere Alte, der Gesunde! Karl May - aber selbstverständlich nicht als Ich-Erzähler May-Meier oder gar als ›höheres Ich‹ Old Shatterhand, sondern notwendigerweise ›nur‹ im Gewande eines der (überwundenen) ›niedrigeren‹ Teil-Ichs. Amos Sannel darf das Gewehr behalten und sich daran erfreuen. Die Rettung des Autors Karl

//132//

May liegt darin, daß er das Geschehen von Waldenburg endlich, endlich ausgesprochen hat und Amos Sannel noch triumphierend zu Frank Sheppard sagen läßt: »*Solltet Ihr mir . . . wieder einmal in die Hände laufen, so rechne ich mit Euch ab, Ihr armseliger Gewehrspitzbube. . . . die Rallingbüchse . . . nehme ich mit.*« (W 579)

Das ›niedrigere‹ Teil-Ich hat das Bild zurechtgerückt - und hat dem Autor Karl May den Weg geebnet zum Sieg auch des ›höheren‹ Ich über Direktor Schütze: Old Shatterhand braucht nicht Hand anzulegen an Frank Sheppard, sondern kann Gottes Strafgericht hereinbrechen lassen. Und angesichts der fürchterlichen Strafe, die den Schurken ereilt, darf auch das ›höhere Ich‹ es sich leisten - wie der weiter oben bereits zitierte Epitaph ausweist -, dem Feind diesmal kein Wort der Vergebung zu gönnen.

14

So läßt sich Karl Mays Auseinandersetzung mit dem Kerzendiebstahl und dessen Auswirkungen in vielfältiger Erscheinung durchgehend in der Erzählung ablesen. Auch die hier nicht beschriebenen Szenen, in denen innerhalb der Handlungsführung Watter, Welley, Reiter, Amos Sannel agieren, liefern entsprechende bildhafte Hinweise - und einander stützende Belege - zur jeweiligen Rolle, Funktion und Identität.⁵⁸ Das alles braucht - im Interesse einer übersichtlichen Darstellung und der Beschränkung von Wiederholungen auf Unumgängliches - hier nicht im einzelnen erörtert zu werden. Die bisherigen Darlegungen erhärten zur Genüge, welche »Visionen« Karl May - rückschauend »prophetisch« - heraufbeschwor, um sie als erledigt betrachten zu können. Die Fülle-und-Verzahnung der unterschwelligen Assoziationen ist ebenso erstaunlich wie ihr Wechsel mit dem zeitweiligen offenen Hervorbrechen des noch der Bewältigung harrenden »Innenmaterials«.⁵⁹ Erzähltechnisch wirkt alles so perfekt, als habe es heutzutage ein Meister des psychologischen Detektiv-und-Action-Thrillers in jeder winzigen Einzelheit mühevoll und bewußt ausgearbeitet. Karl Mays Ergebnisse gründen auf intuitivem und bravourösem Schöpfen aus Seelenbereichen.

Das gilt nicht nur für das ›Motiv‹ Kerzendiebstahl. Die gleichzeitig in die Geschichte integrierte Verarbeitung anderer schicksalhafter Weihnachten im Leben des Autors und die sowohl kunstvolle als zugleich auch schlichte Bewältigung der Persönlichkeitsspaltung, der wir uns im folgenden zuwenden wollen, sind Zeugnis ganz im Sinne Heinz Stoltes

//133//

und Gerhard Neumanns, daß Karl May bei »Weihnacht!« auf der Höhe seiner Schaffenskraft angelangt war - der Fiedler auf dem Dach, der sich endlich sein ersehntes Ich erschrieb.

(Fortsetzung folgt)

¹ Karl May: »Weihnacht!« 1.-15. Tsd. Freiburg 1897 S. 1. Nach dieser Ausgabe - mit der die Radebeuler Ausgabe nahezu textgleich ist - wird im folgenden zitiert bzw. belegt. Hier als Kürzel W, gefolgt von Seitenangabe. - Die Kenntnis der Erzählung darf beim Leser vorausgesetzt werden. Die Gesammelten Reiseromane/Reiseerzählungen Karl Mays, Band 1-33, sind im Text der Freiburger Erstausgaben (1892-1910) vom Karl-May-Verlag (KMV) Bamberg als Reprints wieder vorgelegt worden (1982-1984). Anhänge (A) und Nachworte (N) vom Herausgeber Roland Schmid. Auf diese Ausgabe wird hier - im Text und/oder in den Anmerkungen - mit der jeweiligen Angabe Reprint Band . . . Seite . . . Bezug genommen. (Im übrigen konnte gelegentlich auf bibliographische Angaben zu einzelnen Bänden Karl Mays verzichtet werden.)

² Karl May: Mein Leben und Streben. Band 1. Freiburg 1910, hier zitiert nach der Reprintausgabe, hrsg. und kommentiert von Hainer Plaul, Hildesheim-New York 1975. Kürzel LuS, gefolgt von der Seitenangabe.

3 Heinz Stolte: Der Fiedler auf dem Dach. Gehalt und Gestalt des Romans »Weihnacht!« In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (Jb-KMG) 1986, S. 9-32

4 Hartmut Vollmer: »Weihnacht!« - ein »Erlösungswerk« Karl Mays. In: Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft (M-KMG) 46/1981 S. 3-13

5 Die Problematik ist grundlegend bereits von Hans Wollschläger in seinem Essay »Die sogenannte Spaltung des menschlichen Innern - ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt«, Materialien zu einer Charakteranalyse Karl Mays. In: Jb-KMG 1972/73 S. 11-92 (hier: S. 35-38), angeschnitten worden. Meine Behandlung des Themas geschieht unter annähernd gleichem Blickwinkel.

6 Siehe LuS Anm. 1 (H. Plaul) S. 325*

7 Diese Verzweiflungstat des Knaben und viele seiner späteren Mißgriffe und Fehlhandlungen bezeugen Karl Mays lebenslangen Konflikt zwischen Sein und Schein, Imagination und Realität. Diesem Thema ist eine - im Manuskript vorliegende - Spezialarbeit des Verf. gewidmet.

8 Zur Entstehung des Gedichtes und seiner Verwendung durch Karl May siehe den Anhang im Reprint Band 24, Seiten A 1 - A 23

9 Karl May: Ein Schundverlag. Ein Schundverlag und seine Helfershelfer. Erstveröffentlichung aus dem Nachlaß. Prozeßschriften Band 2. Hrsg. von Roland Schmid. Bamberg 1982 S. 302-303

10 Karl May hielt das Zerrbild Emmas bis zuletzt aufrecht - 1910 in »Mein Leben und Streben« allerdings wesentlich vager und verschwommener als in der vorausgegangenen Schrift »Frau Pollmer. eine psychologische Studie« (1907) - siehe unten - und als in der späteren umfangreichen Eingabe »An die 4. Strafkammer« (Zweitfassung vom Dezember 1911) - siehe unten. Karl Mays präzise Angaben in »Frau Pollmer«, S. 809ff., zeigen das Frühjahr 1877 als die Zeit des Frühstadiums der Beziehung. Diese erreichte zu Pfingsten 1877 (d. h. 20./21. Mai) den maßgebenden Punkt, der Emma veranlaßte, Hohenstein und dem Großvater den Rücken zu kehren und zu Karl nach Dresden umzusiedeln (wo sie freilich zunächst bei einer Pfarrerswitwe untergebracht wurde). So liegt es nahe, das heimliche Einvernehmen der beiden, das *nicht sofort* zur Verlobung führte, für die Osterzeit 1877 und nicht schon für die Weihnachtszeit 1876 anzunehmen.

- Karl May: Frau Pollmer, eine psychologische Studie. Erstveröffentlichung aus dem Nachlaß. Prozeßschriften Band 1. Hrsg. von Roland Schmid. Bamberg 1982
- Karl May: An die 4. Strafkammer des Königl. Landgerichts III in Berlin. Erstveröffentlichung aus dem Nachlaß. Prozeßschriften Band 3. Hrsg. von Roland Schmid. Bamberg 1982.

//134//

11 Entgegen den übrigen Haftstrafen erwähnt Karl May diese dreiwöchige Haft vom September 1879 in keiner seiner Bekenntnisschriften - ein Indiz dafür, daß er sie damals ohne jede schädigende Einwirkung überstand und sie praktisch sogar aus seinem (bewußten) Gedächtnis strich. Im Erzählwerk wird dieser Lebensausschnitt häufig maskiert und vom Unterbewußten her, behandelt. Vgl. hierzu Heinz Stolte: Die Affäre Stollberg. Ein denkwürdiges Ereignis im Leben Karl Mays. In: Jb-KMG 1976 S. 171-190. Vgl. auch die in Anm. 23 erwähnten Beiträge des Verf.

12 Karl May: Giölgeda padishanün. Reise-Erinnerungen aus dem Türkenreiche. In: Deutscher Hausschatz in Wort und Bild (DH) VII. Jg. 1880/1881. Regensburg (ab Januar 1881). Buchausgabe: Durch Wüste und Harem, später: Durch die Wüste. Freiburg 1892. (Dort S. 1ff.)

13 Siehe bei Fritz Maschke: Karl May und Emma Pollmer. Die Geschichte einer Ehe. Bamberg 1973 S. 62. (Maschkes Buch wird, wegen seiner begütigenden Art der Darstellung, den vielerlei - und in mancher Hinsicht erschreckenden - Aspekten der Verbindung Karl May/Emma Pollmer nicht gerecht, ist aber wegen der Sicherung der äußeren Daten und vieler dokumentarischer Belege eine unverzichtbare Fundgrube.)

14 Karl May: Im Lande des Mahdi. Band III. Freiburg 1896. Die in den vorausgehenden Bänden I und II erzählte Geschichte endet bei Seite 152 des Bandes III, und Karl May schrieb die beiden genannten Kapitel hinzu, um einen dritten Band zu füllen.

15 Karl May: Freuden und Leiden eines Vielgelesenen. In: DH XXIII. Jg. 1896/1897 Nrn. 1 und 2. Faksimilenachdruck der KMG und der Buchhandlung Pustet in dem Sammelband »Kleinere Hausschatz-Erzählungen«. Hamburg 1982

16 Karl May: Old Surehand. Freiburg 1894 (Band I), 1895 (Band II), 1896 (Band III). Die Handlung des dritten Bandes, worin der Titelheld erst gegen Schluß - und keineswegs heldenhaft - auftritt, kann nur bedingt als »richtige Fortsetzung« der im ersten Band abrollenden Handlung gelten. Der zweite Band enthält eine Zusammenstellung früherer Geschichten (Karl Mays), die von Gästen im Lokal der »Mutter Thick« erzählt werden. - Bemerkenswert jedoch: Die Handlung führt, wie oft bei Karl May, aus Wüstenstrichen (Llano estacado im Band I) zu Bergeshöhen (Rocky Mountains im Band III).

17 Eine Spezialarbeit des Verf. zu diesem Thema liegt im Manuskript vor. Im übrigen siehe einstweilen den Beitrag »Sichere Hand auf wackligen Füßen«. In: M-KMG 29/ 1976. - Vgl. aber auch Karl Serden: Old Surehand - Roman der Erfüllung? In: M-KMG 66/1985 S. 41-43

18 Faksimilewiedergabe im Nachwort zum Reprint Band 14, S. N 11

19 Freilich lief es doch nur auf eine Interims-Lösung hinaus. Karl May konnte 1896/1897 nicht die Entwicklung voraussehen, die ihn unnachsichtig von Emma weg- und zu Klara hintrieb. Die lange Trennung von Emma während der Orientreise, 1899/1900, war insoweit der Entfremdung förderlich. In jenen Monaten wurde Emma im Herzen Karl Mays entthront und Klara dort unverrückbar verankert.

20 Siehe Hartmut Vollmer: Die Schrecken des »Alten«: Old Wabble. Betrachtung einer literarischen Figur Karl Mays. In: Jb-KMG 1986 S. 155-184

21 Siehe Seite A 40 im Anhang zum Reprint Band 23. - Die Erzählung bildet die wesentlichen Orientteile der Bände 26 und 27 der Ges. Reiseerzählungen, »Im Reiche des silbernen Löwen«, Band I und II, in der Freiburger Ausgabe.

22 Siehe die Werksgeschichte zu Band 24, S. N 5 - N 13 im Nachwort zum Reprint Band 25 (»Am Jenseits«). May war schon kurz nach dem Beginn der Niederschrift der Überzeugung, der Band werde alle vorhergehenden übertreffen. (Seite N 9)

23 Siehe Heinz Stolte: Die Reise ins Innere. Dichtung und Wahrheit in den Reiseerzählungen Karl Mays. In: Jb-KMG 1975 S. 11-33. - Siehe ferner die Beiträge des Verf. in den Jb-KMG 1979, 1982, 1984, 1985. - Ein für Karl May offenbar schmerzlicher Bezug zu Uhren läßt sich bis in seine frühe Kindheit zurückverfolgen: Siehe Ralf Harder: Die Erblindung - eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays. In: M-KMG 68/1986 S. 35-38

24 (Karl May): Das Waldröschen oder Die Verfolgung rund um die Erde. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Dresden 1882-1884. (Vorwort und Nachwort von

//135//

Klaus Hoffmann.) 6 Bände. Hildesheim New York 1970-1971. Band I, S. 190ff. - Karl May, der »Waldröschen« etwa Ende Oktober 1882 begann, hat diese Szenen mutmaßlich gerade zur Weihnachtszeit niedergeschrieben. In den Super-Helden Dr. Karl Sternau hat Karl May mehr noch als in (den bis dahin einmal erschienenen) Old Shatterhand und als in Kara Ben Nemsi alles an Wunscherfüllung hineingepackt, was das Leben ihm selbst versagt hatte. Eben dieser Traumheld Karl Sternau (von Barcelona) kann aber ebensowenig wie der Traumheld Karl May (von Waldenburg) das Weihnachtsfest seiner Lieben zum Jubelfest gestalten.

25 Siehe Heinz Stolte: Mein Name sei Wadenbach. Zum Identitätsproblem bei Karl May. In: Jb-KMG 1978 S. 37-59. Siehe auch insbes. die Beiträge des Verf. in den Jb-KMG 1984 u. 1985.

26 Vgl. die grundsätzlichen Ausführungen von Hans Wollschläger, s. Anm. 5, und meine eigenen bei Anm. 23 genannten Beiträge.

- [27](#) - sozusagen als Voraussetzung zu dem von Gerhard Neumann festgestellten »verschriebenen Ich«.
- [28](#) Zu diesem Phänomen siehe die grundlegende Arbeit von Claus Roxin: »Dr. Karl May genannt Old Shatterhand.« Zum Bild Karl Mays in der Epoche seiner späten Reiseerzählungen. In: Jb-KMG 1974 S. 15-73
- [29](#) In diesem Zusammenhang erscheint es denkbar, daß das von Karl May in LuS S.177, in Verbindung mit seinem Seelenretter Kochta erwähnte »Buch« mit dem Titel »Die so genannte Spaltung des menschlichen Innern, ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt«, deshalb nie aufgetaucht ist, weil es die Quintessenz der auf Mays psychische Gesundung abzielenden Therapie bildet, nämlich sich durch Schreiben von seinen Qualen zu befreien, mit anderen Worten, »ein Buch daraus zu machen«. - Im übrigen ist es, nachdem Hainer Plaul in seinem Beitrag »Resozialisierung durch »progressiven Strafvollzug«. Über Karl Mays Aufenthalt im Zuchthaus zu Waldheim von Mai 1870 bis Mai 1874« (Jb-KMG 1976 S.105- 170; hier bes. S.137) auf den in Waldheim tätigen, der praktischen Psychiatrie zugewandten Arzt Dr. Knecht aufmerksam gemacht hat, zumindest denkbar, daß sich in Mays Lebenserinnerungen die Bilder-und-Verdienste beider Menschen, denen er die seelische Kräftigung verdankte, mischen. Das Initial »K« ist soweit indikativ. Vermuten läßt sich dabei, daß Dr. Knecht, im Erkennen der seelischen wie geistlichen Bedürfnisse seines Patienten Karl May, dem religiösen Moment besondere Aufmerksamkeit geschenkt, die Bedeutung der Gottesbindung und deren Bewährung im Weltlichen - wie sie durch den Laienprediger Kochta repräsentiert wurde - in die Behandlung einbezogen und Mays Dankbarkeit auf Kochta hingelenkt und von sich selbst abgelenkt hatte. Mays dennoch tiefverwurzelte Dankbarkeit Dr. Knecht gegenüber findet sich dementsprechend wieder in dem Motiv des unfehlbaren, auf jedem medizinischen Fachgebiet Unglaubliches vollbringenden Arztes - wie z. B. Dr. Karl Sternau und sogar des »Nicht-Fachmannes« Kara Ben Nemsî.
- [30](#) Stolte wie Anm. 3 S. 23. - Allerdings nennt Karl May schon in der vom DH-Redakteur Heinrich Keiter 1894 unterdrückten »Heimat Episode« innerhalb der dreibändigen Erzählung »Satan und Ischariot« an einer Stelle seinen Ich-Erzähler May, den früheren Studenten. Zur Entwicklung der »Demaskierung« siehe auch Walther Ilmer: Einführung zu »Krüger Bei/Die Jagd auf den Millionendieb«. Faksimilenachdruck aus DH, XXI. und XXII. Jg., 1894/1895 und 1895/1896. Hamburg 1980
- [31](#) Auch hierzu die in Anm. 23 genannten Beiträge des Verf.
- [32](#) Klaus Hoffmann: Der »Lichtwochner« am Seminar Waldenburg. Eine Dokumentation über Karl Mays erstes Delikt (1859). In: Jb-KMG 1976 S. 92-104. - Diese Dokumentation, für die Klaus Hoffmann größter Dank gebührt, hat mir die entscheidenden Stützen zur Untermauerung meiner bis in die 50er Jahre zurückgehenden Thesen über »Weihnacht!« und den Kerzendiebstahl geliefert.
- [33](#) Karl May kannte natürlich die Unterschiede zwischen Motette und Kantate. Im breiten (Lese-)Publikum brauchte dieses Spezialwissen nicht vorausgesetzt zu werden. Da gerade in der evangelischen Kirchenmusik die Kantate seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert die Motette mehr und mehr abgelöst hatte, wäre der Begriff »Kantate« von der Leserschaft wohl nicht als unpassend angesehen worden. Karl May aber mußte das »verräterische« Wort »Motette« verwenden.

//136//

- [34](#) Klaus Hoffmann beschreibt im Jahrbuch 1976, daß Direktor Schütze selber anscheinend seine Härte gegen May bedauerte und dem Ministerium empfahl, May die weitere Ausbildung woanders zu ermöglichen. Diese - späte, zu späte - Änderung in der Haltung des Seminardirektors ist Karl May entweder verborgen geblieben oder wurde von ihm als Heuchelei betrachtet - oder aber verdrängt.
- [35](#) Claus Roxin: Einführung zum Faksimilenachdruck »Durch das Land der Skipetaren«. DH XIV. Jg., 1887/1888. Hamburg 1978. S. 3 re. oben
- [36](#) An dieser dem Ablauf der Dinge gedanklich genau entsprechenden Stelle sagt May in »»Weihnacht!««, S.3: *Wie gedacht, so getan!* - Die zweimalige fiktionale und getarnte Schilderung folgt zweifelsfrei dem Ablauf der Ereignisse in der Realität.
- [37](#) Das zeigt sich durchgehend in »Mein Leben und Streben«. Wohl gibt Karl May unumwunden zu, strafbare Handlungen begangen zu haben und im Gefängnis und im Zuchthaus gewesen zu sein, aber er vermeidet jede Erörterung einzelner Delikte. Darüber »zu sprechen«, d.h. sie im Erzählwerk verfremdet zu schildern, vermochte er nur, solange er noch darunter litt. Bei der Niederschrift der Selbstbiographie hingegen litt er nicht mehr unter den Qualen seiner kriminellen Vergangenheit, sondern daran, daß diese bekanntgeworden war und daß dies von seinen Widersachern gewissenlos ausgenutzt und darüber hinaus maßlos entstellt präsentiert wurde.
- [38](#) Hierzu auch Heinz Stolte wie Anm. 3 S. 24
- [39](#) Das für den Erzählhergang belanglose Datum »6. November«, das May in die Feder floß (W 6), mag ein Hinweis auf den Tag seiner Bestallung als »Lichtwochner« oder auf den Tag der Entwendung der Kerzen sein. Die Entdeckung der Kerzen in Mays Koffer wurde mehrere Wochen lang verschwiegen und kam erst kurz vor der darauf hin veranlaßten Lehrerkonferenz - 21./22. Dezember 1859 - zur Kenntnis des Direktors.
- [40](#) Deutsche in den Reise-Erzählungen dürfen ihrem Vaterland keine Unehre machen (Der Barbier aus Jüterbogk, den May in »Durch die Wüste« und »Von Bagdad nach Stambul« auftreten läßt - ein Teil-Selbstporträt -, ist ein Schwächling, aber kein Lump, und stirbt entschont.) Nur in den in Deutschland spielenden Dorfgeschichten und Kolportageromanen (»Der verlorene Sohn«, »Der Weg zum Glück«) gibt es (konsequenterweise) deutsche Verbrecher.
- [41](#) Sannels Büchse ist ein *Einläufer* (W 244), keine Doppelbüchse. Es sei dahingestellt, ob sich damit eine Anspielung Mays verbindet, daß die sechs Kerzen zusammen »ein Pfund« wogen (Jb-KMG 1976 S. 95).
- [42](#) Daß Karl May im Sommer 1869 tatsächlich ein Pferd stahl, kann bei dieser Argumentation sowohl einbezogen werden als auch außer Betracht bleiben.
- [43](#) Karl May konnte 1897 nicht im entferntesten damit rechnen, seine Straftaten würden im einzelnen öffentlich bekannt!
- [44](#) (Karl May): Der verlorene Sohn oder Der Fürst des Elends. Vom Verfasser des »Waldröschen«. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Dresden 1883-1885. Mit einem Vorwort von Klaus Hoffmann. 6 Bände. Hildesheim-New York 1970-1971
- [45](#) Wie Anm. 8
- [46](#) Siehe Maschke wie Anm. 13 S. 80. Siehe auch die Wiedergabe im Jb-KMG 1982 S. 216
- [47](#) Zu diesem Aspekt auch Heinz Stolte: wie Anm. 3 S. 28, und Hartmut Vollmer: wie Anm. 4 S. 5-7. (Auf Vollmer verweist Stolte: wie Anm. 3, auf S. 32 in Anm. 19a)
- [48](#) Die vielerlei Funktionen Winnetous in »Weihnacht!« - an der genannten Textstelle, S. 274, z. B. »Pfarrer« und »Ministerium« in einer Person, gleichsam als Deus ex machina - können im Rahmen der vorliegenden Arbeit nur angedeutet werden; sie verdienen einen gesonderten Beitrag.
- [49](#) Siehe Maschke: wie Anm. 13 S. 69 und 238. Siehe auch Siegfried Augustin: Karl May in München. In: Karl-May-Jahrbuch 1978. Bamberg/Braunschweig 1978. Weitere Beispiele liefert Erich Heinemann: Dr. Karl May in Gartow. In: Jb-KMG 1971 S. 259-268
- [50](#) Auch die erwähnten beiden früheren Verbrechen des Prayer-man in Weston (W 140 323) zielen auf die vor 1859 verfüigten Ausweisungen aus Waldenburg.

//137//

- [51](#) Friedrich Wilhelm Schütze war 1888 verstorben. Siehe Anm. 101 (H. Plaul) in LuS S. 368*. Es ist freilich nicht gesichert, daß Karl May davon wußte.
- [52](#) Siehe Klaus Hoffmann: Karl May als »Räuberhauptmann« oder Die Verfolgung rund um die sächsische Erde. Karl Mays Straftaten und sein Aufenthalt 1868 bis 1870. 1. Teil. In: Jb-KMG 1972/73 S. 215-247 (S. 229-230)

[53](#) Hoffmann wie Anm. 52 S. 226

[54](#) Siehe Hainer Plaul: Alte Spuren. Über Karl Mays Aufenthalt zwischen Mitte Dezember 1864 und Anfang Juni 1865. In: Jb-KMG 1972/73. S. 195-214 (S. 195-196)

[55](#) Eine andere Reminiszenz an den Pelzschwindel ist der Satz: *Meine Stube hing durch eine Thür mit der nebenan liegenden zusammen; der Schlüssel steckte auf meiner Seite* (W 197). Karl May hatte damals zwei miteinander verbundene Zimmer gemietet. Innerhalb der Erzählung »»Weihnacht!«« leitet dieser Satz unmittelbar über zu dem Aufbruch des Ich Erzählers zum Hause Hillers, des anderen Pelzjägers: ein Ineinandergreifen der in Rede stehenden beiden Teil Ich.

[56](#) Diese sprachliche Mischung aus Englisch und Französisch und die ›freie‹ Ausdeutung von »fre(e)« sind selbstverständlich nur aus der Sicht der Allegorie zulässig. - Vgl. hierzu die meisterliche ›sprachliche Fehlleistung‹ *Dschebel Winnetou* in ›Winnetou IV‹, Freiburg 1910 S. 56, die eben alles andere als eine Fehlleistung ist. Hinweis von mir am Schluß meines Beitrages ›Der Bruch im Bau - kein Bruch im Ich‹ in: M-KMG 36/1978 S. 26-33

[57](#) Bedeutsam mit Blick auf den für Weihnachten 1897 vorgesehenen Erscheinungstermin des Buches!

[58](#) So sind z. B. am Ausklang der Erzählung Watter, Welley und Reiter Partner in einem gemeinsamen Unternehmen, dem auch Sannel angehörte, aber *aus (dem) nur Sannel durch den Tod geschieden ist* (W 620): Karl May hat sich endgültig innerlich von den Schatten des Pelzdiebstahls gelöst und hat Abstand gewonnen von allem, was ihn an die Vorkommnisse in Waldenburg band.

[59](#) Wollschläger wie Anm. 5 S. 13: »Mays schöpferische Arbeit bestand nicht in der Komposition von mit höchster geistiger Anstrengung und Geduld erarbeiteten Mikrodetails, sondern in der Kanalisierung ausbrechenden, strukturell vordeterminierten Innenmaterials.«

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//138//

PAUL RENTSCHKA

Karl Mays Selbstenthüllung

Mit Einleitung und Anmerkungen von Ernst Seybold

Die ›May-Gemeinde^{[1](#)} war und ist eine bunte Schar verschiedenster Menschen. Immer haben zu ihr auch Geistliche und Theologen katholischer und evangelischer Herkunft gehört.^{[2](#)}

Ebenso zählten zu den Gegnern Mays unterschiedlichste Leute, mithin auch Vertreter der Theologie und der Geistlichkeit. Diesen Geistlichen dürfte es wohl zu verdanken sein, daß May, übertreibend, meinte: *Da wurde ich von den Protestanten gestäubt und hinausgeworfen und von den Katholiken gestäubt und hinausgeworfen* . . .^{[3](#)}

Die Suche nach Namen evangelisch-theologischer May-Gegner hat allerdings gewisse Schwierigkeiten.^{[4](#)} Dagegen lassen sich die Namen einiger katholisch-theologischer May-Gegner schnell finden; wenigstens für eine gewisse Partie seines Lebens muß hier auch Paul Rentschka genannt werden.

Er war, als er gegen May schrieb, Kaplan an der Hofkirche zu Dresden,^{[5a](#)} also in Mays Nachbarschaft wohnhaft und tätig. Sein Beitrag zur May-Hetze jener Zeit erschien in den Nummern 282, 283 und 284 der ›Germania‹, Berliner Blatt des Zentrums, am 5., 6. und 8. Dezember 1908.^{[5b](#)} Da gerade zu Anfang des Dezember 1908 das Ehepaar May aus den USA zurückgekommen war,^{[6](#)} ist man versucht zu sagen: Ein ›schöner‹ Willkommensgruß der Heimat! Bedenkt man zudem, daß das Weihnachtsfest für May immer von besonderer Bedeutung war, könnte man auch der genannten Erscheinungstage wegen nachdenklich werden: In manchen Gegenden Deutschlands beschert St. Nikolaus am Vorabend seines Gedenktages, also am 5. 12., in anderen Landschaften unseres Vaterlandes kommt er am 6. 12., und auch der 8. 12. ist als Tag der Empfängnis Mariens ein vorweihnachtlicher Gedenktag.

Die Karl-May-Gesellschaft hat mit dem überaus dankenswerten Band 10 der ›Materialien zur Karl-May-Forschung‹, der den Titel ›Im Zentrum der May-Hetze. Die Kölnische Volkszeitung‹ trägt und von Bernhard Kosciuszko vorbildlich ediert worden ist, Paul Rentschkas Anti-May-Aufsatz bereits einer begrenzten Öffentlichkeit vorgelegt.^{[7](#)}

//139//

Im Gedanken an den Ausgang der ›Rentschka-Affäre‹ möchte man sich auch gerne damit begnügen, daß ihr Anlaß nur teilweise bekannt ist. Doch für später in diesem Jahrbuch noch folgende Darlegungen bildet die Kenntnis von ›Karl Mays Selbstenthüllung‹ die Voraussetzung. So ist es richtig, daß dieser Aufsatz hier einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird.

Karl Mays Selbstenthüllung

Von Dr. P. Rentschka

In den letzten Tagen wurde in katholischen Zeitungen viel von der Rechtfertigung Karl Mays geschrieben.^{[8](#)} Man pries ihn laut allen als einwandfreien, guten Schriftsteller an. Allein hat man sich dabei genau umgesehen nach den wahren Absichten dieses Mannes, die er mit seinen Reiseerzählungen verfolgt? Karl May enthüllt sich und seine Absichten nun selbst in der Reiseerzählung »**Et in terra pax!**«, die 1901 in dem Buche von Joseph Kürschner: China, Schilderungen aus Leben und Geschichte und Krieg und Sieg; Leipzig, Verlag von Hermann Zieger, Teil III, Seite 1-284 erschien.

Dort läßt May auf Seite 275 den Missionar Waller sagen: »Ich habe Euch (May) verkannt, weil ich nicht wußte, daß Eure Reiseerzählungen vor allen Dingen symbolisch zu nehmen sind.«^{[9](#)} Und auf Seite 281 spricht Mays Freund, Sir John Raffley: »Weltreisender Volksseelenforscher! Alles personifizierender oder symbolisierender Bücherschreiber! Jede Eurer Gestalten, die edelste wie die gewöhnlichste, ist ja die Individualisierung und also die Lösung irgend eines menschen- oder völkerpsychologischen Problems!«^{[10](#)} Ueber die merkwürdige Ausdrucksweise will ich nicht viel Worte verlieren, jedenfalls aber will May sehr ernst genommen werden, wann immer er schreibt. Was die verschiedenen Personen seiner Erzählungen reden, sind die Ansichten Mays, wenn und soweit er sie nicht etwa zurückweist oder sonst irgendwie zu erkennen gibt, daß seine Meinung eine andere ist.^{[11](#)}

In dem Roman **Et in terra pax** hat sich nun May die Aufgabe gestellt zu zeigen, wie alle Nationen der Erde friedlich mit einander verkehren könnten, wie sie alle eine glückliche Familie bilden könnten. Das Zaubermittel, alle in Frieden zu einen, soll die Liebe sein, und zwar in etwa die Liebe, wie sie das Christentum lehrt, wie sie aber andererseits ja schon auch jedes Menschenherz, auch das jedes Heiden kennt und gibt.^{[12](#)}

Zum Vertreter der falschen Art, die Völker zu einen, macht nun

//140//

May gerade einen Missionar, einen anglikanischen^{[13](#)} Fanatiker, der zugleich ein Vertreter des Hochmuts der christlichen Kaukasier ist, mit welchem sie auf alle übrigen Völker herabblicken. Dieser Missionar Waller will durch den Verstand wirken, will seine christlichen Wahrheiten allen aufzwingen und so die Welt verbessern, wobei er die gröblichsten Verstöße gegen die Liebe begeht. Die rechte Art, den christlichen, d. h. allgemein menschlichen Anschauungen zum Siege zu verhelfen, stellt May selbst dar. Auf irgendwelche dogmatischen Wahrheiten kommt es ihm gar nicht an, er wirkt nicht durch den Verstand, sondern durch Rechthandeln und Liebe auf das Herz der Mitmenschen, und es gelingt ihm z. B. im Handumdrehen, aus einem Muhamedaner, einem Verwandten des Propheten, einen Menschen zu machen, der seinen Feind liebt. Waller wird nun durch ein Gedicht Karl Mays bekehrt zur rechten Art der Missionierung. Daneben spielen noch einige Liebesgeschichten zwischen Engländern und Chinesen, um zu zeigen, wie auch die innigste Lebensgemeinschaft zwischen den verschiedenen Rassen möglich ist. Die Menge der sonstigen feinen Beziehungen, die die Hauptidee

interessant und anziehend machen, übergehe ich.

Die Hauptsache ist nun aber die Beantwortung der Frage: »Was meint May, und wie meint er es, wenn er den Missionaren, geistlichen und weltlichen Pionieren der europäischen Kultur zuruft in seinem Gedichte: Doch bringt nur Liebe mit; das Andre alles sei daheim gelieben . . . Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein!«

Mays Standpunkt ist nun dieser: Eine wirkliche absolute Wahrheit in religiösen Dingen und Lehren gibt es nicht. Die Religion entwickelt sich allmählich, wie sich alles auf Erden entwickelt. Man kann darum nicht sagen, diese Religion sei wahr, jene falsch, sondern höchstens dies, die eine Religion ist weiter entwickelt und entsprechend vollkommener, als eine andere. Diese Entwicklung zum Vollkommenen ist aber mehr auf Seite der Ethik als der Dogmatik. Die dogmatischen Lehren hängen mehr von der Individualität eines Volkes, seines Charakters, seiner Lebenslage und Umgebung ab. Auf die Dogmatik kommt also nicht viel an, sie ist nur eine mehr nebensächliche Verbrämung des eigentlichen Kernes: der Sittenlehre. Darum ist es Hochmut, wenn ein Missionar meint, sein Glaube sei allein der wahre und Hochmut treibe ihn nur an, das von ihm für einzig wahr Gehaltene allen anderen Menschen aufzuzwingen.[14](#)

Man sieht, May ist in das ganze Problem der Missionierung und Toleranz nur oberflächlich eingedrungen. Ganz abgesehen von der Offenbarung Gottes, die ja eine absolut wahre sein muß, erkennt May garnicht, daß der Menscheng Geist für die Wahrheit erschaffen ist. Meine

//141//

ganze Person kann ich doch nur für etwas einsetzen, was ich als wahr eingesehen habe. Wenn ich aber selbst das hohe Gut der Wahrheit in seiner wunderbaren Herrlichkeit eingesehen habe und besitze, dann wird es mich - gerade wenn ich edel denke - antreiben, auch andern dieses hohe Gut zu bringen, um sie zu beglücken. Das ist durchaus kein Hochmut, sondern liegt in der Natur des Menschengestes. Daß ich der Wahrheit nicht mit schlechten Mitteln dienen darf, daß ich andere nicht gewaltsam bekehren darf, ist selbstverständlich. Die Schönheit der katholischen Lehre von der Toleranz brauche ich hier ja nicht zu entwickeln. May kennt sie nicht, sonst hätte er sich seinen Roman, den man mit Recht eine Predigt nennen kann, sparen können.[15](#) Niemand leugnet, daß Fehler vorgekommen sind; diese sind aber nicht dem Christentum oder der Allgemeinheit zuzuschreiben, sondern dem einzelnen Menschen und der menschlichen Schwäche, die sich nicht auf einmal und in jedem zur vollen Höhe des christlichen Ideals emporheben kann.[16](#) das ja nicht einmal dem Heiden den Himmel verschließt nach Christi Worten: »Aber ich sage euch, daß viele von Aufgang und Niedergang kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis geworfen werden.«[17](#)

Natürlich ist es nun auch notwendig, May selbst reden zu lassen. So sagt er auf Seite 17: »So kann auch kein Mensch, kein Stand, kein Volk sich rühmen, von Gott mit irgend einer speziellen Auszeichnung begnadet worden zu sein. Eine hervorragende Periode ist nur das Produkt vorangegangener Zeiten, und es gibt in der Entwicklung des Menschengeschlechts keine Geistesrichtung oder Geistestat, welche aus sich selbst heraus entstanden wäre und der Vergangenheit nicht Dank zu zollen hätte.«[18](#) Damit ist die jüdische und christliche Auffassung vom auserwählten Volke, von den Propheten und Aposteln, von dem Priestertum vollständig verworfen.[19](#) Zugleich sei hier noch bemerkt, daß May Virtuos ist in der Kunst, Wahres und Falsches so zu verquicken, daß der unaufmerksame Leser mit einem Körnchen Wahrheit ganze Berge von Irrtümern mit verschluckt, daß es erst einem scharfen Nachdenken gelingt, sich vom Banne des Gelesenen zur Klarheit und Wahrheit durchzuringen, daß eben deswegen die Bücher Karl Mays ganz besonders gefährlich sind.[20](#)

Aber auch sonst redet May davon, daß man von einem auserwählten Volk Gottes nicht sprechen könne, und man wird sich nun nicht mehr wundern, daß er in einer allerneuesten Geschichte, die in einer katholischen Jugendzeitschrift erscheint, die Worte »auserwähltes Volk Gottes« in Anführungsstriche setzt.[21](#) Gleich im Anfang der Erzählung

//142//

kommt nun der Missionar Waller mit zwei vornehmen Chinesen Fu und Tsi in Berührung, die er sofort zum Christentum bekehren will. Fu nimmt, wie May schildert, den Versuch von der heiteren Seite auf; es ist ihm aber sehr ernst mit folgender Entgegnung, die ganz im Sinne Mays erfolgt, wie der Verlauf der Geschichte zeigt. Fu sagt (Seite 24): »Christus gibt uns die Summe (des christlichen Glaubens) im Evangelium Johannes, wo er sagt, daß das ganze Gesetz und die Propheten in dem Gebote enthalten seien: Liebe Gott, und liebe deinen Nächsten . . . Die Summe unseres (Confucianismus) Glaubens aber lautet: »Die wahre Glückseligkeit kommt uns vom Himmel hernieder, und die Menschen sollen sie neidlos und friedlich unter sich teilen.« Das ist doch genau dasselbe. Ihr Glaube und unser Glaube sind einander also gleich. Wenn ich dem meinigen gehorche, handle ich, wie ein Christ zu handeln hat, und wenn Sie tun, was der Ihrige gebietet, so sind Sie das, was Sie vorhin einen Confucianer genannt haben.«[22](#) Fu erkennt nicht, daß Verschiedenheiten zwischen Christentum und Confucianismus obwalten, das sind aber nur Nebensachen, deswegen darf keine Religion die andere falsch nennen. Er sagt dann wörtlich weiter (S. 25): »Indem Ihr Glaube ganz dieselben Früchte bringt, wie der unsere, beweisen Sie uns, daß er auf keinem Irrtum beruht, und wir würden ebenso unhöflich wie unklug handeln, wenn wir behaupteten, daß es für Sie notwendig sei, ihm zu entsagen und sich zu dem unsern zu bekehren.«[23](#) Man kommt dann auf den chinesischen Ahnenkultus zu sprechen. Dabei entwickelt Mary, die Tochter Wallers, ganz spiritistische Gedanken auch im Sinne Mays, der eine starke Neigung zum Mystischen und Spiritistischen in der Erzählung offenbart. Mary spricht (S. 26) von ihrer toten Mutter und sagt: »Ich kann sie mir nicht tot denken. Ich weiß, sie ist noch heute bei mir, wie sie stets bei mir gewesen ist. Der Unterschied ist nur, daß ich sie früher sah, jetzt aber nicht mehr sehen kann. Aber ich fühle sie. Seit ihrem Scheiden wohnt und wirkt in mir etwas, was vorher nicht vorhanden war. Die, welche der Sprachgebrauch so fälschlich Tote nennt, haben vielleicht größere Macht über uns, als wir uns denken können.«[24](#) Nach Beendigung des Gespräches sagt May, der Erzähler, ausdrücklich (S. 28): »Er (Fu) hatte jene seltene Art, zu sprechen, welche bei dem Zuhörer die Ueberzeugung erweckt, daß es gar nicht anders und besser gesagt werden kann, als es gesagt worden ist.«[25](#) Nun wird es niemand mehr wundern, wenn May der Tochter Wallers folgende Worte in den Mund legt (S. 38): »Du sagst (sie redet ihren Vater an), daß alles, was an eine andere (hier: die heidnische) Verehrung als unseres christlichen Gottes erinnere, fallen müsse, und magst vielleicht recht haben. Mir ist, wie Du weißt, dieser Gedanke als

//143//

zu streng erschienen, denn ich halte diesen Dienst für das ganz natürliche und noch unbewußte Lallen der Menschheit in ihrem frühesten Kindesalter.«[26](#) Seite 77 kommt May auf die äußere Gottesverehrung zu sprechen, besonders auf das Gebet. Er wertet das Gebet nicht sehr hoch, die wahre, echte Religiösität besteht in der inneren Frömmigkeit des Herzens.[27](#) Nach all dem Gesagten mutet die Anbahnung einer Bekehrung des Muhamedaners Sejjid Omar zum Christentum durch May (S. 91) nur wie ein Zugeständnis an einen empfindsamen christlichen Leser an.[28](#)

Nach gewissen einleitenden Betrachtungen (besonders Seite 100)[29](#) versteigt sich nun May zu folgenden Behauptungen, die er dem chinesischen Gelehrten Fang in den Mund legt (S. 12f.): »Fallen Sie mir nicht mit »Kulturaufgaben«, »civilisatorischen Pflichten« und »Sendboten des Christentums« in die Rede! Das sind Fiktionen, mit denen ein Kenner der Verhältnisse nicht irre zu machen ist! Wer von seiner Religion und von seiner Kulturform behauptet, daß sie die allein seligmachende und also ein Auserwählter Gottes sei, der ist eben ein Egoist in der höchsten Potenz, und Religion und Politik sind für ihn nur die Mittel, seine Selbstzwecke zu erreichen. Als Christ will er den ganzen Himmel und als Kaukasier die ganze Erde nur für sich allein haben.«[30](#) May merkt gar nicht, daß er gegen einen selbstgefertigten Popanz ankämpft. Wenn man aber einen ganzen Roman gegen den Toleranzbegriff und die Seligkeitslehre einer Kirche schreibt, möchte man sich doch erst genau erkundigen, wie denn die Lehren dieser Kirche in Wirklichkeit sind.[31](#) May hätte sich ruhig folgende Worte schenken können, die er den chinesischen Arzt Tsi sprechen läßt (S. 227ff.): »Und wenn Sie mir eine Religion bringen können, welche den Ausdruck »alleinseligmachend« gar nicht kennt, so bin ich überzeugt, daß gerade sie und nur sie die allein seligmachende ist! Wallers Glaube konnte um so weniger der wahre, der richtige sein, je entschiedener und unausgesetzter er ihn als den einzigen echten hinstellte.«[32](#) Logik ist die schwächste Seite bei May.

Natürlich sind das nicht alle Vorwürfe, die da gegen das Christentum vorgebracht werden; May mischt eine Menge wahre und falsche so durcheinander, daß es einer langen Auseinandersetzung bedürfte, um alles klar zu legen.³³ Weil nun die Vorwürfe aber nicht so sehr die von Fang und von Tsi als vielmehr die von May selbst sind, so weiß May gar nichts darauf zu erwidern, ja er fühlt sie als nur zu sehr berechnigte (S. 131 u. S. 232).³⁴ Der Humor bei der Sache ist natürlich auch da; denn aus der ganzen Erzählung geht hervor, daß Karl May sein Rezept für den Völkerfrieden als das allein richtige und allein seligmachende hält.

//144//

Dabei leidet May durchaus nicht an zu großer Bescheidenheit. Was er sich an Selbstverhimmelung leistet, wie er sich und sein Gedicht und seine Werke von anderen loben läßt, das muß man selbst lesen. (S. 229 bis S. 236).³⁵ Doch eines ist daraus hervorzuheben. May läßt sich von Tsi, der soeben das Gedicht gelesen hat, das Mays Evangelium predigt, huldigen und beschreibt dann die Wirkung, die das Gedicht auf Tsi schon äußerlich hervorgebracht hatte, folgendermaßen (S. 234): »Es war eine Klarheit, eine Innigkeit, ein Enthusiasmus, eine Glückessehnsucht (auf seinem Antlitz); es war - - er selbst, sein ganzes Wesen, Fühlen und Denken, aber verklärt, verschönt, vergeistigt durch die ihn erhebende Erkenntnis, in dem Verfasser dieser Verse einen Menschen entdeckt zu haben, der, obgleich ein Christ, doch in nicht mißzuverstehenden Worten alles das auszusprechen wagte, was von dem gegenwärtigen Christentume noch nicht ausgesprochen worden ist, obgleich die Menschheit schon seit ungemessener Zeit darauf gewartet hat.« Und Tsi sagt dann begeistert: »Könnte es (das Evangelium Mays) doch von jedem Munde zu jedem Ohre klingen.«³⁶ Tsi sagt dann auch von dem kranken Missionar Waller, der natürlich nur das Abbild der gesamten Christenheit ist (S. 248): »Er beschäftigt sich jetzt noch mit der letzten Zeile der ersten Strophe, also mit dem Gedanken, daß Christus nicht gestorben ist, sondern in jedem wahren Christen weiterlebt und weiterliebt. Das hat er, wie ja auch Ihre (Mays) ganze Christenheit, bis jetzt noch nicht begriffen.«³⁷ In allerdings merkwürdiger Verbindung und Art, aber doch sehr deutlich, läßt sich dann Karl May in der Vision des kranken Waller als den Propheten und Messias schildern, der das wahre Evangelium und Licht vom Himmel der Erde, die in Dämmerung liegt, endlich bringt.³⁸

Mehr kann man nicht verlangen. May will durchaus das Wahrheitsbedürfnis, den Wahrheitsdrang der Menschenseele opfern, ja tilgen, um eine Weltverbrüderung zu stande zu bringen. Er sieht nicht, daß es im Wesen der Wahrheit liegt, eine einzige zu sein, daß die wahre echte Sittlichkeit sich nur auf der Wahrheit aufbauen kann, daß der Wahrheitsdrang im Menschen, wenn künstlich erstickt, sich doch immer wieder mit elementarer Kraft freimacht, daß er sich nicht tilgen läßt,³⁹ daß es doch eine viel einfachere Lösung gibt, in Liebe das Unwahre so lange zu dulden, bis es durch Geduld und Liebe und Beispiel gelingt, die Wahrheit so siegreich darzustellen, daß sie das Unwahre besiegt. Freilich übersieht er dann auch ganz, daß es doch heidnische Sitten gibt, die so sehr der Menschlichkeit Hohn sprechen, daß ein christlicher Machthaber sie unterdrücken muß.⁴⁰ May übersieht vollständig, daß die

//145//

Schwierigkeiten der Völkerverbrüderung nicht aus der wahren Lehre kommen, sondern aus den Leidenschaften der Menschen, daß hier erst eine lange Erziehung der Völker vorangehen muß, daß das Christentum einen großen Teil der Erziehung geleistet und die Idee der Liebe zu einem Machtfaktor in der Welt gemacht hat.⁴¹ May übersieht, daß wir das Beispiel des liebenden Gottes dazu unbedingt brauchen und seine Gnade, und daß wir damit gezwungen sind, die Lehre von der Gottheit Christi anzunehmen, wovon er in der ganzen Erzählung nicht einen leisen Ton bringt, daß also doch die Sittlichkeit der Liebe sich auf der religiösen Wahrheit aufbaut.⁴² Was soll man noch weiter sagen. Genug! In das mehr als hochmütige Phrasengeklingel Mays⁴³ hör ich einen Ton klingen. Das ist das Lied von einem christlichen, katholischen Missionar, der sich zu den armen heidnischen Aussätzigen begibt, sich mit ihnen auf einer Insel gleichsam begraben läßt, um ihnen ganz ein zweiter Christus, ein zweiter Erlöser zu werden, der sie leiblich und geistig und geistlich erlöst und zur Glückseligkeit führt, der von einem dieser Aussätzigen in schrecklicher Undankbarkeit mit Aussatz vergiftet wird und doch alles verzeiht und in Mühseligkeit und Schmerz, in allen Leiden des Aussatzes seine Erlösertätigkeit fortsetzt bis an sein Ende. Das ist das geschmähte Christentum der allein seligmachenden Kirche.⁴⁴ Und steht ein Pater Damian allein?! Nein, tausende und tausende hehrer Lichtgestalten haben im Sinne des allein seligmachenden Glaubens gehandelt, wie Damian⁴⁵ und handeln so und werden es so lange tun, bis das Licht der Wahrheit allen aufgegangen, bis alle erlöst sind. Diese Kraft gibt kein anderer, als der Gottmensch Christus.⁴⁶

Seite 196 läßt May noch einen heidnischen Priester sprechen, der am Schlusse seiner Strafrede gegen die Christen meint: »Unser Glaube rächt die Sünde nicht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Ein Gott, der den Unschuldigen straft, kann man sich den wohl denken?«⁴⁷ Wenn man etwas nicht versteht, soll man doch die Finger davon lassen. Moses sagte damals in seiner Weise dasselbe, was die heutige Wissenschaft in ihrer Weise mit den Worten schildert: Die Eltern vererben Gutes und Böses den Kindern. Die Eltern, die die Gebote Gottes übertreten, schädigen sich nicht nur an Leib und Seele, sondern auch ihre Kinder belasten sie erblich. Eine eindringliche Mahnung an die Eltern, die Folgen ihrer Sünden wohl zu bedenken, Gott nicht zu versuchen, kein Wunder ihrer Sünden wegen von Gott zu verlangen, daß Gott den Lauf der Natur durch Wunder unterbrechen soll, damit der Eltern Sünde nicht an den Kindern sichtbar und fühlbar werde, damit sie, die Eltern, umso ungescheuter sündigen können. Nach welchem Maßstab aber Gott einst solche erblich belastete Kinder richten

//146//

wird, ist ganz Gottes Sache. Wo hat da nun ein Vorwurf gegen die christliche Religion Platz!⁴⁸

Was nun May sonst noch alles an Phantastereien hat, das muß man selbst lesen.⁴⁹ Unter anderem glaubt er auch an die Präexistenz der Seelen. (S. 247.).⁵⁰ Das ganze Buch steckt voll der Irrtümer, ganz besonders auch voll der Irrtümer des Modernismus.⁵¹

Es wäre nun mehr als verwunderlich, wenn diese Gedanken Mays nicht auch in den übrigen Reiseromanen zur Geltung kämen. Wenn es bloß auf die Erfüllung des Liebesgebotes ankommt und alles andere Nebensache ist, dann kann natürlich Mai⁵² sich ganz ruhig mit den Muhamedanern auf seinem Gebetsteppich niederknien und die muhamedanischen Riten beobachten und die Suren des Kuran beten, um so als Muhamedaner angesehen zu werden und etwas zu erreichen, was ihm als Christ nicht erreichbar wäre. Der Zweck heiligt die Mittel. Auch kann May einmal seinen Anschauungen entgegen handeln, wenn es ihm paßt. Nach seiner eignen Meinung soll man die Gefühle Andersgläubiger schonen; er weiß, daß es die Muhamedaner tief verletzen muß, wenn sie sehen, daß ein Christ die heiligen Stätten Mekkas betritt. Doch May will Mekka sehen und beschreiben. Der Zweck heiligt das Mittel. Um sein Leben zu schonen, macht er alle Riten der Muhamedaner mit, wird aber doch entdeckt und flieht mit größter Mühe. Es kommt ihm auch gar nicht darauf an, andere mit Wasser vom Brunnen Zem-Zem zu besprengen. Man lese Winnetou! Gewiß bringt ihn May zu christlichem Fühlen, zu christlicher Liebe. Das ist aber auch genug; alles andere ist Nebensache. Winnetou stirbt in Gegenwart Mays. Es genügt, daß der Heide Winnetou christlich liebt, eines anderen bedarf es für ihn nicht, auch nicht in der Todesstunde, das andere ist ja Nebensache.⁵³ Wie überschwänglich May beim Tode seines Pferdes Rih wird, ist wohl allen aufgefallen.

Der Indifferentismus und Modernismus Mays drängt sich nun nirgends in Karl Mays Erzählungen sehr auf (bis eben auf die Erzählung Et in terra pax.). May hütet sich sorgfältig, den Leser irgendwie zur Klarheit kommen zu lassen. Es könnte ja ein Konflikt in der Seele des Lesers entstehen, der Leser könnte stutzig werden, nachdenken und das Verkehrte finden. Nein, es wird alles so geschildert, daß der Leser meint, es muß so sein, es geht nicht anders, May muß so handeln; ja so sorgfältig werden alle Ecken und Kanten poliert, daß dem Leser durch die ganze Erzählung der Gedanke oder besser die Stimmung bleibt, May handelt schön und gut, und nur ein kleinlicher Mensch könnte hier nörgeln. So wird für den Indifferentismus und Modernismus die allergefährlichste Propaganda gemacht. May ist also durchaus kein ein-

//147//

wandsfreier Schriftsteller. Nochmals betone ich, daß er es wie kaum einer versteht, Wahres und Falsches so zu mischen und in einem so schönen Gewande[54](#) darzustellen, daß man schon aufmerksam sein muß, um nicht das Falsche unbesehen mitzuverschlucken.

Zum Schluß noch eines. May läßt sich in der Erzählung Et in terra pax folgendermaßen von Waller (Seite 275) anloben, nachdem er ihm eröffnet, daß er über die beiderseitigen Erlebnisse eben auch eine Erzählung schreiben wolle: »So ahnt mir, das Ihr hier noch tiefer als sonst steigen werdet.«[55](#) Das ist unserm May nun vollständig daneben gelungen. Wenige und sehr edle Naturen zu vereinigen in der günstigen Lage des Geldüberflusses, ist wahrhaftig kein Kunststück. May ahnt nicht einmal die Schwierigkeiten des Problems. Wäre er doch tiefer hinabgestiegen, dann hätte er etwas anderes zu Tage gefördert, freilich auch nicht so wohlfeilen Beifall einer nicht zum Nachdenken geneigten Menge gefunden. Gerade waren diese Worte geschrieben, da wurde ich aufmerksam gemacht, daß derselbe Roman nun erweitert und in der von May eigentlich gewollten Gestalt bei Friedrich Ernst Fehsenfeld in Freiburg i. Br. erschienen ist. Vor mir liegt der Druck des 11. bis 15. Tausend. Ich habe kein Wort zurückzunehmen, denn hier findet sich ganz dieselbe Tendenz, nur schärfer und schlimmer.[56](#) Man begreift wirklich nicht, wie die Wochenbeilage zum Bayerischen Kurier, Die Literarische Rundschau vom 27. Dezember 1906 von dem Roman »Und Friede auf Erden« sagen kann: »Grad solche Bücher sind uns heutigen Tages nötig!« Schon vom rein menschlichen Standpunkte aus muß man es bedauern, daß ein Buch, voll von verschwommenen Begriffen über Religion und Seelenlehre, in über zehntausend Exemplaren verbreitet wird, ein Buch, das die Unklarheit auf diesem Gebiete geradezu züchtet. Denn May ist sich selbst nicht klar, ist ein so großer Phantast, daß er auch nie zur Klarheit kommen wird, aber trotzdem will er Lehrer und Führer der Menschen sein und sie zu seiner eigenen Seligkeit in verschwommenen (unrichtigen) Begriffen über Gott und Welt und Mensch bekehren. Man lese nur sein Glaubensbekenntnis (Donauzeitung Nr. 3 Jahrg. 1907) So heißt beispielsweise der zweite Artikel: »Ich glaube an die himmlische Liebe, die zu uns niederkam, für die Sterblichen den Gottesgedanken zu gebären. Indem sie dieses tat, wurde sie für uns zur Gottesmutter Sie lebt und wirkt, gleichviel, ob wir sie verehren oder nicht. Sie ist die Reine, die Unbefleckte, die Jungfrau, die Madonna!« Das genügt schon.[57](#)

So nennt denn Karl Küchler in seinem Aufsatz »In Sachen Carl May« in der Germania vom 3. und 4. Mai 1907 mit Recht die beiden Romane

//148//

»Am Jenseits« und »Friede auf Erden« arge Entgleisungen* und spricht von dem »alternden May.« Er sagt: »Wie Karl May hier aus den großen Weltreligionen von Buddah, Christus und Muhammed eine neue Menschheitsreligion zusammenbaut, das ist ein Schauspiel, aber ein langweiliges . . . Dabei werden die weißen Kulturträger gegenüber den exotischen so stiefmütterlich behandelt, daß es peinlich wirkt. Ein Weltreisender hat viel gesehen und erlebt. Aber darum braucht er sich am Lebensabend nicht als Religionsstifter aufzutun.« Dabei will ich May die gute Absicht nicht absprechen. Denn die Liebe, die er uns Priestern abspricht,[58](#) besitzen wir, auch die Liebe zu ihm, unserem Gegner. Allein wir lieben auch unsere anvertrauten Seelen und müssen sie vor dem Irrtum warnen. Zudem legt May einen ganzen Feldzugsplan in dem Roman »Und Friede auf Erden« bloß, wie er die Jugend Europas für seine Ideen gewinnen will. (Ausgabe Fehsenfeld Seite 549 und 645.)[59](#) Wer je einmal diesen Roman gelesen hat, der wird mir recht geben, daß hier eine ernste Warnung am Platze ist. In vielen Fällen ist schon wirklich das Resultat zu verzeichnen, daß man alles unbesehen von May annimmt und für gut hält und glaubt, weil ja dieser Schriftsteller gerade von katholischen Zeitschriften sehr gelobt und empfohlen wird, und gerade in der neuesten Zeit und ohne einen Unterschied bei seinen Werken zu machen. May kann sich nicht beschweren, hier hat er den Kampf begonnen, wir verteidigen uns nur gegen seine schweren, sehr schweren Vorwürfe.

Mit Nachdruck richten wir die Frage an ihn: »Warum spricht May ein solches Verdammungsurteil gegen das gesamte kirchliche Christentum, insbesondere gegen die katholische Kirche, ohne gründliches Studium ihrer Lehren und ihrer Geschichte?«[60](#) Wie kann ich etwas verurteilen, ohne es zu kennen! Niemals würde er auf das gesamte Missionswesen Vorwurf auf Vorwurf gehäuft haben, hätte er auch nur einen Blick in die Annalen des Kindheit Jesu-Vereins getan. Da würde er ein so anziehendes, liebliches Wirken von geradezu himmlischer Liebe in Millionen von Herzen von christlichen Kindern und Missionaren erblickt haben, daß er verstummt wäre. Es ist nicht fein, die ganze Welt in Dunkel zu hüllen, um auf diesem Hintergrunde als die einzige Lichtgestalt zu erscheinen.

Wollte man alle Irrtümer Mays widerlegen, dann müßte man ein ganzes Buch schreiben. Eins aber ist zu betonen.

Nach May ist das Christentum keine geoffenbarte Religion, keine übernatürliche Lehre. Das Christentum ist im Laufe der Menschheitsgeschichte von selbst entstanden dadurch, daß die Menschen über sich

* Der Zweck dieser Zeilen ist der, gerade vor diesen beiden Romanen zu warnen.

//149//

und die Welt nachdachten und so allmählich sozusagen sich selbst, das rein Menschliche, die Humanität entdeckten. Das Christentum ist weiter nichts als Humanität, die nicht einmal rein bei den Christen vorhanden ist, sondern die noch der Ergänzung bedarf aus dem Schatze der menschlichen Errungenschaften des Heidentums, des Buddhismus, des Muhamedanismus.[61](#)

Weil also die menschliche Seele sich in ihrem natürlichen guten Empfinden so sehr mit dem Christentum begegnet, deswegen ist das Christentum nur Ergebnis des natürlichen Empfindens der Seele, deswegen ist das Christentum nichts als reine Menschlichkeit. So ungefähr ist der Schluß, aber der Schluß ist falsch.

Schon die ersten Christen wußten: **anima humana natura christiana** - die menschliche Seele ist von Natur aus christlich. Es kann nicht anders sein. Gott ist der Schöpfer des Menschen, seiner Seele, Gott ist der Urheber, der Gründer, der Bringer des Christentums. Wo ist da Platz für einen Zwiespalt im Wesen beider? Das Wesen beider muß ja harmonieren. Darf man aber übersehen, daß das Wesen der Seele herabgedrückt und verdunkelt und verwirrt ist durch die Sünde![62](#) Die Geschichte der Menschheit, die innere Erfahrung eines jeden sagt uns das immer wieder mit erschreckender Deutlichkeit, und auch das, daß die Menschheit nicht allein den Weg zurück zum reinen, sündenlosen Leben ohne Gottes Eingreifen gefunden hätte, daß schon die Erkenntnis des wahren Wesens unserer Seele und ihrer Bestimmung eine übernatürliche Offenbarung Gottes notwendig machte. Die Menschheit mußte und muß nach katholischer Auffassung mitwirken an ihrer Erlösung, aber nie war sie im stande, sich selbst zu erlösen, nie wird sie dazu allein fähig sein.

May meint, bis jetzt sei den Menschen das wahre Christentum nie richtig gepredigt worden, deshalb seien sie böse geblieben, nun aber er die Wahrheit glorreich rede, nun werde alles gut werden.[63](#)

May täuscht sich. Es bedarf einer höheren Autorität als einer menschlichen, um die Menschen zur Haltung der Gebote, zur Heiligung zu bringen.[64](#) Da muß der Mensch die Autorität Gottes und seine Gnade haben, in unserem altchristlichen Sinne eine übernatürliche Hilfe. Darum ist das Bestreben der Neuchristen oder besser Modernisten und Neuheiden, dem Christentum den Charakter als geoffenbarte christliche Religion zu nehmen, nichts anderes, als ein Aufhalten der Erlösung.[65](#) Darüber werden uns auch die schönsten Worte Mays über das Kreuz nicht täuschen. Wir lassen uns unsern Glauben nicht unvermerkt in einen andern verwandeln, wo zwar die Worte dieselben sind, aber die Begriffe ganz entgegengesetzte, wir bleiben beim alten Glauben.[66](#)

- ¹ Ein Anonymus spricht von der ›Maygemeinde‹ in einer frühen Besprechung von Mays Friede-Roman im Feuilleton der Augsburger Postzeitung vom 18. 11. 1904 unter dem Titel ›Karl May als Religionsphilosoph‹. ›Aus dem Lager der May-Gemeinde‹ ist ein Flugblatt Mays betitelt, das das Datum des 19. 8. 1907 trägt. (Abgedruckt im Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1979. Hamburg 1979 [Jb-KMG]. S. 283ff., faksimiliert S. 284.)
- ² Die *Frankfurter Zeitung* klagt: »Karl M a y , den der katholische Klerus länger als ein Jahrzehnt mit gutem Bedacht gefordert hat, wo er nur konnte, während der protestantische Klerus ihn ungehindert schalten und walten ließ. . . « (46. Jg. Nr. 311 Zweites Morgenblatt vom 9. 11. 1901 S. 1; zitiert bei Hainer Plaul: *Literatur und Politik*. Karl May im Urteil der zeitgenössischen Publizistik. In: Jb-KMG 1978 S. 195). Vgl. auch Karl May: Noch einmal: an den Anzeiger; dort bringt er die *Stimmen dreier erfahrener, hochehrwürdiger, geistlicher Herren*. (Mit ›Anzeigern‹ ist gemeint der Dresdner Anzeiger; Mays Text trägt das Datum des 21. 11. 1904, abgedruckt Jb-KMG 1972/73 S. 128ff., das Zitat S. 133. Dieser May-Beitrag gehört auch in das Umfeld des Friede-Romans.)
- ³ Aus dem Brief Mays vom 21. 12. 1906, mit dem er ›Mein Glaubensbekenntnis an die Passauer Donau-Zeitung sandte (in: Schriften zu Karl May, Band 2 der ›Materialien zur Karl-May-Forschung, Ubstadt 1975 S. 244, innerhalb des Nachwortes von Hansotto Hatzig abgedruckt).
- ⁴ Hans Wollschläger: Karl May, Grundriß eines gebrochenen Lebens. Zürich 1976, nennt meiner Erinnerung nach keinen Namen eines evangelischen Theologen bzw. Geistlichen, der als Gegner Mays für die Biographie des Radebeuler Schriftstellers wichtig geworden wäre. Das sollte man, so weit man evangelisch ist, allerdings keinesfalls konfessionslistisch für die eigene Konfession ausschalten; es waren einfach die Umstände nicht so, daß May im evangelischen Bereich im Zankapfel haben werden könnte im katholischen. Indirekt hat übrigens Karl May selbst vor falschem Konfessionalismus der May-Frage wegen gewarnt. In ›Auch ›über den Wassern‹ schrieb er unter dem Datum des 24. 5. 1910: *Der Nichtkatholik wird die hier gemachten großen Fehler nicht dem allein, aus dessen Feder sie kommen, sondern der katholischen Kirche überhaupt und dem katholischen Klerus besonders zuschieben, und das ist es, was ich als Ärgernis bezeichne*. (Abgedruckt in Jb-KMG 1976 S. 258) Erregen wir also das Ärgernis nicht, katholische May-Gegenscherft der katholischen Kirche - bei gleichzeitigem Vergessen stetiger katholischer May-Freundschaft! - zuzuschreiben, und erregen wir also auch nicht das spiegelbildliche Ärgernis, evangelische May-Freundschaft oder ›Schweigsamkeit im Falle May der evangelischen Kirche zuzuschreiben. Es gab ja auch evangelische Theologen, die gegen May eingestellt waren. So überschrieb z. B. Paul Schumann, Redakteur des ›Dresdner Anzeigers‹, in einem Beitrag für seine Zeitung vom 27.11. 1904 einen Abschnitt mit ›Protestanten gegen May und referierte in ihm den Inhalt eines Vortrags eines Pastors Dr. Heber, den dieser vor der Hauptversammlung des sächsischen protestantischen Landesvereins für Innere Mission gegen May gehalten hat, (Schumanns Aufsatz ist faksimiliert in dem auf S. 138 Anm. 7 vorgestellten Materialien-Band von Bernhard Kosciuszko, vgl. dort S. 139.) Wenn schließlich May am 11. 1. 1909 an Karl Pustet schreibt: *Ich begann, zu forschen. Ich erfuhr von Conferenzen von Pastoren aller Gergenden, in denen ›May als religionsfeindlich‹ behandelt wurde. . . «, dann denkt man bei ›Pastoren‹ zuerst, mindestens aber auch an evangelische Geistliche. (Briefzitat nach Jb-KMG 1985 S. 55)*
- ^{5a} ›Dr. P a u l Johannes Rentschka war Priester der Diözese Meißen. Er wurde am 18. 1. 1870 in Bautzen geboren. Nach dem Besuch der Volksschule und Religiasialpräparate in Bautzen wurde er Zögling des Wendischen Seminars St. Petri in Prag, wo er das Kleinstener Gymnasium besuchte und anschließend Philosophie und Theologie an der Karl-Ferdinand-Universität studierte. Seine theologischen Studien schloß er in Breslau ab. Er wurde am 8. 12. 1895 in Bautzen zum Priester geweiht. Er war Katechet und Domvikar in Bautzen von 1895-96, dann Katechet und Kaplan an der Dresdner Hofkirche von 1896-1901, anschließend 1901/02 Expositus in Dresden-Johannstadt. Von 1902-1906 war er beurlaubt zum Studium in Leipzig. 1905 promo-

- vierte er zum Dr. theol. mit der Arbeit ›Die Dekalogkathese des hl. Augustinus‹. 1906 war er Kaplan im damaligen Chemnitz (Karl-Marx-Stadt), von 1907-1911 wieder Kaplan an der Dresdner Hofkirche, von 1912- 1925 Pfarrer in Dresden-Pieschen, von 1925-1936 Pfarrer in Riesa, 1936 trat er in den Ruhestand und starb am 8. 6. 1956. - Diese Kurzbiographie verdankt Verf. einem Brief von Ordinariatsrat Dr. S. Steift vom Bischöflichen Ordinariat der Diözese Dresden-Meißen vom 14. 11.1986. Einem weiteren Schreiben vom 12.1.1987 - des gleichen Äbplens ist zu entnehmen, daß Rentschka 1902-1906 an der philosophischen Fakultät in Leipzig immatrikuliert war, während die Promotion an der katbol.-theol. Fakultät in Breslau vollzogen wurde. Man vgl. zusätzlich Anm.104 des instruktiven Aufsatzes von Ekkehard Bartsch: ›Und Friede auf Erden!‹ - Entstehung und Geschichte, Jb-KMG 1972/73 S.120, der zu entnehmen ist, daß Rentschka noch einen dritten Vornamen hatte (Peter, die dortige Reihenfolge: Joh. Paul Peter), daß die Kirche in Dresden-Pieschen St. Josef hieß und die in Riesa St. Barbara, daß der Ruhesändler Rentschka ab 1937 Seelsorge-Dienste in Struppen, Kreis Pirna, ausübte und daß dort gestorben ist.
- ^{5b} Bartsch ebd. Anm. 105
- ⁶ Wollschläger wie Anm. 4 S. 161: ›In der ersten Dezember-Woche sind sie wieder daheim.‹
- ⁷ Ubstadt 1985 S. 205ff.
- ⁸ Eine umfassenden Ansprüchen genügende Arbeit mußte die von Rentschka erwähnten Zeitungen nennen. Sie können aber hier - der Unkenntnis des Autors dieser Zeilen wegen - nicht benannt werden. Immerhin aber sei der Verdacht gelaufen, daß die Zeitangabe ›In den letzten Tagen‹ nicht in dem Sinne stimmt, in dem wir sie gebrauchen würden. Dazu vergleiche man, daß Rentschka nur auf schon länger erschienene Veröffentlichungen verweist. Auch Plaul im bereits in Anm. 2 erwähnten großen Aufsatz bringt nichts, was auf eine Pressekampagne zugunsten Mays Ende November 1906 hinwies.
- ⁹ Auf jeder Seite von ›Et in terra pax finden sich zwei Spalten; diese sind gezählt. Wenn Rentschka von ›Seite‹ schreibt - hier und später -, muß es immer ›Spalte‹ heißen. - Die hier von Rentschka zitierte Stelle findet sich in ›Und Friede auf Erden!‹ nicht mehr. Vgl. Hansotto Hatzig: Et in terra pax - Und Friede auf Erden. Karl Mays Textvarianten. In: Jb-KMG 1972/73 S. 166. - Hinweise auf Spalten der Pax-Erzählung hinfört mit ›P‹, auf Seiten des Friede-Romans mit ›F‹. Zitiert wird nach: Et in terra pax. Reprint Karl-May-Verlag/Graf+Vraag, Bamberg/Braunschweig 1976 bzw. nach: Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXX. Freiburg 1904. Wenn P- und F-Fassung voneinander abweichen, ist die F-Fassung zitiert.
- ¹⁰ Auch diese Stelle fehlt im Friede-Roman, vgl. Hatzig in Jb-KMG 1972/73 S. 168. - Rentschkas Zitieren erfolgt nicht zeichnengau; May schrieb *personifizierender*. Ähnliche Abweichungen werden hinfort nicht mehr notiert.
- ¹¹ So darf und muß man sagen, aber dann muß man auch ›versteckter‹ Sätze zur Kenntnis nehmen oder den Duktus des ganzen Werkes beachten. Rentschka geht später auf ein Gespräch des Chinesen Fu mit dem Missionar Waller ein. In diesem Gespräch sagt Waller: ›Diese ›Summe‹ der Religionen kommt mir ungemein verdächtig vor. Man hat darüber nachzudenken!‹ (P 25, F 35) Dies ist m. E. ein ›versteckter‹ Satz, mit dem sich May zu einem gewissen Teil zurücknimmt aus dem, was - freilich mit Mays Billigung - Fu doziet. Und wegen des Duktus des Werkes: Am Ende zeigt sich Fu weithin als Christ. (Beispiele dieser Art gibt es in P und auch in F.)
- ¹² Warum so unfreundlich ›Zaubermittel‹? Gibt es ein anderes? Freilich: ›Gibts diese Liebe auch schon jedes Heidenherz? Rentschka sagt, mit jedem Christen, hier ›nein‹. Aber sagt May, was Rentschka meint, er sage das? Aus späteren Anmerkungen wird deutlich werden, daß May nicht sagt, was Rentschka ihm unterstellt. May ist mit Rentschka einer Meinung, was den hier angesprochenen Tatbestand angeht.
- ¹³ Man kann sich vorstellen, daß für einen binnendeutschen Katholiken das Wort ›anglikanisch‹ ›englischsprachig‹ bedeutet. Aber diese Vorstellung fällt schwer, May selbst hat die (konfessionskundlich) richtige Bedeutung von ›anglikanisch‹ gekannt: *Ich habe katholische, protestantische, reformierte, lutherische, anglikanische, baptistische und andere Kirchen und Gebrauche beschrieben . . .* (Brief an Pustet vom 11. 1. 1909.

- Jb-KMG 1985 S. 43) In der Pax-Erzählung gab er wegen Wallers Konfession an: ›Und dabei gehört sein Christentum nicht einmal einem gewissen, kirchlich abgegrenzten Bekenntnisse an, sondern es beruht auf den Lehrsätzen, welche sich in seiner Familie nach und nach herausgebildet haben. . . « (P 103, F 142) Weiter: ›Er ist ja Herr seiner selbst und Missionar aus eigener Machtvollkommenheit.‹ (P 104, F 143) Noch einmal: *Der Missionar besaß nicht das wahre, echte, allgemeine, sondern ein ganz besonderes, persönliches Christentum . . . Waller hatte die Vokation zum Glaubensboten sich selbst erteilt, ohne dazu berufen und geeignet zu sein. . .* (P 106, F 145) Und wieder: ›Sein Christentum war ein selbst konstruiertes und bestand nur aus dieser leeren, öden Konstruktion, welcher Christi Geist und Christi Liebe fehlte. Er wurde nicht gesandt, sondern sendete sich selbst.‹ (P 231, F 434) - Rentschka gibt später zu erkennen, daß er auch mit dem Friede-Roman bekanntgeworden ist. In diesem Buch gibt es wegen Wallers Konfession noch weitere Auskünfte: ›Es ist ihm gelungen, durch Verbreitung jener religiösen Traditionen so eine Art von Sekte um sich zu bilden. . . « (F 142, vgl. auch Pax-Reprint wie Anm. 9 S. 286, Anm. 19) Sodann: ›Ich denke, was er braucht, von der religiösen Sekte. . . « (F 336) Es dürfte den bisherigen Zitaten nicht widersprechen, wenn ziemlich am Ende des Friede-Romans Waller sagt: ›Komm her zu mir, Ho-Schang! Ich sage dir, daß ich ein Priester bin. . . Ich will dich segnen, ich, der Christ, den Heiden!‹ (F 638) Merkwürdig dabei ist nur, daß es vorher hieß: *Der Ho-Schang . . . sah vor sich viele, viele seiner bisherigen Buddhisten . . .* (F 629), war also zur Zeit des Segens Wallers eigentlich schon kein Heide mehr. Lösungsmöglichkeit: Der Ho-Schang war der Überzeugung nach schon Christ, aber, weil noch nicht getauft, auch noch Heide.
- ¹⁴ Freilich ext im Friede-Roman spricht May von seiner Arbeit als einer *altruistischen* Studie (F 616). Aber auch ohne diese Versicherung läßt sich schon allein aus der Pax-Erzählung erheben, daß es May nicht um ein dogmatisches Buch geht mit dem Dogma, daß das Dogma überflüssig sei und es allein auf die Ethik ankomme. (Denn diese Überzeugung ist ja für den, der sie vertritt, auch ein Dogma.) Klopft man aber Mays Ausführungen auf Dogmatisches hin ab, dann kann man mit einem gewissen Recht sagen: ›Logik ist die schwächste Seite bei May‹ und ›Denn May ist sich selbst nicht klar, ist ein so großer Phantast, daß er auch nie zur Klarheit kommen wird. . . « - so später Rentschka, womit er Mays, freilich vergrößert und viel unfreundlicher, das sagt, was Wollschläger (wie Anm. 4 S. 140) so formuliert: ›Der Typus Dichter, dem May zuzurechnen ist, denkt ja im Grunde gar nicht oder kaum: er beschreibe die Gefühle, die ihn vor einem Begriff anfallen - und das dann allerdings mitternt in mächtig zelebrierten Bildern. . . « Dabei sollte man freilich nicht übersehen, daß auch May ohne ›Wahrheit‹ nicht auskommt. So spannt sich ein Bogen mit mehreren Pfeilen durch die Pax-Erzählung etwa von dem Satz, *welchen großen Einfluß der Glaube auf den moralischen Wert des Menschen ausübt* (P 8, F 10), in dem die Sinnlichkeit durchaus dem Glauben nachgeordnet ist, hin zur Rede von *einzig wahren Glauben* (P 244, F418), die den Christenglauben meint. Um im Bild vom Bogen zu bleiben: Unterhalb dieses Bogens in dem ihn durchierenden Wasser gibt es mancherlei Verwerre - z. B. aus einem bereits nur noch ›ehemaligen Buddhisten‹ wird plötzlich doch wieder ein Heide, wie in Anm. 13 aufgetrigt ist -, aber eine Systematik, die Rentschkas Erwägungen rechtfertigt, gibt es in Pax und Friede nicht.
- ¹⁵ ›Die Schönheit der katholischen Lehre von der Toleranz‹ kommt freilich bei May nicht vor, jedoch auch nicht in dem Sinn, daß ein Zerßbild von ihr abgelehnt wird, sehr wohl ein eine kaukasische Arroganz, die es tatsächlich gegeben hat und gibt. Überfordert man, als Zeitgenosse des Jahrhundertendes, einen deutschen Zeitgenossen des Jahrhundertanfangs, wenn man meint: Das müßte Rentschka doch wenigstens May May gesehen haben?! Wahrscheinlich - ja, denkt man an die heutige Diskussion um die Ausländerfeinde. Zudem: Der May des ›blauenrot Methylaun‹ war auch noch nicht von kaukasischer Arroganz frei, auch wenn May in F meinte, *bisher nur für die Liebe und den Frieden* (F 491) geschrieben zu haben (eine Selbstentschätzung, deren partielle Berechtigung hier freilich nicht geleugnet werden soll). Meine Überzeugung, ›Und Friede auf Erden!‹ sei das Buch einer Buße (Sonderheft Nr. 55 der KMG. Hamburg 1985 S. 32 Anm. 195), hat Erwin Koppen eindrücklich unter-

- mauert in ›Karl May und China, Jb-KMG 1986, z. B. S. 81: ›Man hat den Eindruck, daß der Autor so etwas wie eine doppelte Wiedergutmachung an China und den Chinesen anstrebt: Wiedergutmachung für das imperialistische Abenteuer des Boxerkrieges. Wiedergutmachung aber auch für die eigenen literarischen Sünden der Vergangenheit.‹ - Zur ›Stimmung‹ in Deutschland im Jahre 1901 vgl. Bartsch wie Anm. 5a S. 96-102!
- ¹⁶ Inwiefern ist dieser von Rentschka bejahte Gedanke der Rentschkas-Entwicklung bzw. -Erziehung etwas anderes als das, was sich bei May findet und Rentschka gerade erst gerügt hat? Wie verdächtig auch ›sich . . . emporbreite!‹
- ¹⁷ Der noch unverwandte Waller hält ›desh sogar jeden Christen, der nur im Geringssten anders denkt oder glaubt als er, für ewig verdammt und verloren!‹ (P 103, F 141) Der gewandelte dann kann vom Himmel reden als vom ›Christenland, wo auch die seligen Heiden Christen sind. . . « (P 240, F 404) Von ihm selbst heißt es im Blick auf seine Wandlung: ›Er wird das, was man nicht hier, in dieser Welt der Irrsalle, sondern dort in jenem Reiche klar gewordener Geister einen Christen nennt.‹ (P 270, F 474) Rentschka ist also hier mit May einig. Das läßt fragen: Glaub er doch - seiner früheren Rede zuwider - daß das Heidenherz die Liebe ›gibt‹, geben kann, und dann belohnt wird mit dem Himmel? Oder glaubt er an ein Gnadenwirken Gottes auch an den Heiden, so daß auch sie durch Gnade selig werden? Es ist schade, daß er die dogmatischen Implikationen seines Satzes vom Seligwerden einiger der Heiden nicht bedacht hat. Hätte das getan, hätte sich ihm Mays Pax- und Friede-Werk in einem günstigeren Licht gezeigt. Es scheint aber, als ob der ›konservative Dogmatiker‹ (Heidentum ist nichts!) und der ›Modernist‹ in Rentschka 1908 noch unvernöhnt nebeneinander gelebt hätten. - Die von Rentschka zitierte Bibelstelle: Matthäus 8, 11-12.
- ¹⁸ May fängt noch verflänglich an: *Die Menschheit gleicht der Zeit. Bede schreiten unauhaltam vorwärts, und wie keiner einzelnen Stunde ein besonderer Vorzug gegeben worden ist, so kann auch . . .* (F 24). Aber vielleicht empfindet man nur deswegen diesen Satz als verflänglich, weil Rentschka den Finger auf ihn legt. Möglicherweise würde man ohne Rentschka sofort begreifen, was May sagen will: Es gibt für den Menschen keinen Grund zum Eigenruhm. Denn May leugnet ja Besonderheiten nicht! Wie heißt es sogar im von Rentschka zitierten Abschnitt? *Eine hervorragende Periode (und wieder verbietet hier May den Eigenruhm und mahnt zur Demut), Und vorher schon. . . muß dorthin gehen, wo einst Gott selbst zur Erde kam und seine Engel sich den Menschen zeigen durften. . .* (P 7, F 9). Später wieder: da wird eine Kirche als dieser Gott geweihte Ort bezeichnet (P 220, F 399). Daß es May in der Pax-Erzählung gerade auch mit ungewöhnlichen Menschen zu tun hat, wird später Rentschka May zum Vorwurf machen. Im Friede-Roman jedenfalls kommen auch die entsprechenden Formulierungen. Der Segen eines malayischen Priesters ›war nicht der Segen eines gewöhnlichen Menschen, sondern eines Auserwählten‹ (F 385). Später ist der Ich-Erzähler Gast bei Leuten, die ihre Ahnen alle aufgeschrieben hatten und ihre Millionen nach Hunderten zählen konnten. Dazu die höchsten Gottesgäbe, die es auf Erden gibt: Talent und gar Genie! (F 577). Gleich darauf über die Chinesin Yin: *Dieses wundervore, gottbegnadete Wesen!* (F 578).
- ¹⁹ Wenn die Beobachtungen von Anm. 18 richtig sind, dann läßt sich dieser Schluß Rentschkas nicht ziehen, sondern dann muß man im Gegenteil behaupten, daß May und Rentschka wieder einmal einig sind. Man bedenke zudem, wie May Waller als nicht-berufen abtut (vgl. Anm. 13)!
- ²⁰ Man wirft gelegentlich May vor, daß er oftmals unpräzise rede, etwa auch in seiner Antwort auf den hier vorliegenden Rentschka-Artikel. Aber unzupräzise Globalverteilungen Rentschkas sind für ein sachliches Gespräch auch nicht hilfreich.
- ²¹ Bei der erwähnten katholischen Jugendzeitschrift handelt es sich um die ›Eiferanken‹, in denen vom Oktober 1907 bis März 1908 Mays Erzählung ›Schamah‹ erschien. Gleich eingangs erklärt May was Judaraber sind: *Araber. . . welche im Zusammenleben mit den Juden den überlieferten Haß gegen die Hebräer nach und nach aufgeben haben und sich den streng alttestamentlichen Ansichten des ›auserwählten Volkes Gottes‹ mehr zuneigen als den Christen*. (Karl May: Schamah. In: Der Krumir. Seltene Originalausgabe. Band 1. Reprint der KMG, herausgegeben von Herbert

- Meier. Hamburg o.J. (1985) S. 218; S. 2 des Oktoberheftes der ›Eiferanken‹ [Jg. XVIII]). Der unbefangene Leser denkt sich bei den inkriminierten Anführungszeichen nichts, der befangen gemachte liest Mays Erzählung ganz durch und entdeckt, daß eine der Hauptpersonen der Geschichte, der Knabe Thar, sehr wohl ein Auserwählter war, May aber im Laufe der Erzählung u. a. dessen ordentliche Erziehung einklagt, eine Erziehung, die Thars Begabungen Rechnung trägt und doch Überheblichkeit unmöglich macht. Vgl. S. 34ff. bzw. 228ff. oder S. 44 bzw. 238. Zudem kann sich der Ich-Erzähler auch im *Gelobten Lande* ohne Anführungszeichen aufhalten. (S. 4 bzw. S. 220) Im Reprintband ›Abdahn Effendi - Schamah, Bamberg und Braunschweig 1977, damit in der Schamah-Ausgabe innerhalb der Bibliothek Saturn, Stuttgart 1910, finden sich die angegebenen Stellen auf S. 5, S. 19ff., S. 32, S. 8. Rentschkas Formulierung ›in einer allerneuesten Geschichte‹ ließ mich zunächst vermuten, daß er - im Dezember 1908 - von einem im Oktober 1908 erschienenen Erzählungsanfang spricht (und dann wäre ihm die Geschichte mit Thar noch weithin unbekannt gewesen). In der Tat aber war Mays Erzählung im Dezember 1908 schon längst vollständig erschienen. (Auch diese Zeitangabe Rentschkas bestätigt die Vermutung von Anm. 8: Aber auch schon die Behandlung einer im Dezember 1908 schon sieben Jahre alten Erzählung wie ein eben erschienenes Werk weist in die gleiche Richtung.)
- ²² May schrieb ›verzeihen‹. Die Klammerzusätze (des christlichen Glaubens). (Parallelstelle: F 33f.
- ²³ F. 35. Der Konjunktiv *behaupeten* wohl in F, aber nicht in P (*behaupeten*).
- ²⁴ F. 37. - Es sei erlaubt, hier nicht auf das Thema ›May und der Spiritismus‹ einzugehen; man müßte dabei auch sprechen über ›Christentum und Spiritismus‹. - Ich selbst verstehe schlechterdings nichts vom Spiritismus. Wahrscheinlich ist es diesem Nichtwissen zu verdanken, daß ich ›spiritismusverdächtige‹ Stellen bei May toleriere als freilich etwas zu ›poetisch‹ geratene Formulierungen des Sachverhalts, der sich in der Bibel, etwa Hebräer 12,1 - Wolke von Zeugen um uns - und Hebr. 12,22f. findet.
- ²⁵ F 40
- ²⁶ F 56f. Die Formulierung und sogar vielleicht recht haben sollte man nicht einfach übersehen!
- ²⁷ F 107. Hier kombiniert May seine falsche philosophische Auffassung, die das Innere und das Äußere, das Geistige und das Leibliche unzulässig trennt, mit dem Gedanken ans Gebet, und daraus kommt tatsächlich eine Geringschätzung des ›leibhaftigen‹ Gebets. Dennoch ist Rentschka zu widersprechen: Es gibt bei May keine Geringschätzung des Gebetes selbst! Raffley z.B. fragt den Ich-Erzähler: ›Nicht wahr, Charley, ihr habt früher gebetet und betet auch noch he?‹ Die bejahende Antwort führt zu der Frage nach der Fürbitte und zur Bitte um solche Fürbitte. (P 172 und F 244) Schließlich sind fast alle Äußerungen des geseuenden Waller Gebete. Schon in P! - Zur sicherlich unverglickten Passage P 77, F 107 noch: Weder Sascha Schneider noch Hatzig nehmen May seine unzulässig trennende Auffassung ab, vgl. Hansotto Hatzig: Karl May und Sascha Schneider. Dokumente einer Freundschaft. Bamberg 1967 S. 48, 83 und 158, wobei Mays Erwägung dort S. 123 auch wieder nicht in den Wind zu schlagen ist (vgl. auch Ernst Seybold: Aspekte christlichen Glaubens bei Karl May. Sonderheft Nr. 55 der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1985 S. 8).

- 28 Hier endet der am 5. 12. 1908 gedruckte Teil. - P 91 entspricht F 122f. Erinnert sei an Omars Weg zum »*einzig wahren Glauben*« (P 244, F 418), ergänzt sei die Stelle: »*Er gibt seinen Kuran und seinen Mohammed gewiß niemals her, aber wie er seinen »Jesus, Mariens Sohn«, verehrt, so weit hinauf reicht ihm sogar der Islam nicht.*« (F 592)
- 29 F 136ff.
- 30 Beim Druck der Stellenangabe ist ein Fehler unterlaufen. Es muß heißen Spalte 127. Der gleiche Text F 174. Die Sperrung bei Rentschka findet sich nicht in P und F. - Positives zur Auserwählung ist hier Ann. 18 zusammengestellt!
- 31 Was Mr. Fang sagt, ist der Formulierung wegen angreifbar. Aber das darf man nicht nur behaupten, sondern muß man, den Text sezierend, aufweisen. Dabei wird sich zeigen, daß Mr. Fang Richtiges zu erkennen gab. Außerdem ist nicht sicher, daß May

//155//

- mit Fang ganz einer Meinung war, auch wenn hier nicht steht, was zum von Rentschka mit dem Hinweis auf P 100 gemeinten Gespräch gehört: *Seine Ansichten waren zwar nicht ganz die meinigen gewesen* . . . (P 107, F 147) Zudem: In einem Gespräch sind die Gedanken niemals so geordnet wie in einer systematischen Abhandlung! (Auch Rentschkas Artikel ist eher ein Geplauder als eine solche systematische Abhandlung!) - Doch muß man noch positiv angemerkt werden, daß sich Rentschka sachlich mit der Tendenz der May-Aussage identifiziert!
- 32 Es muß heißen 227f., nicht 227ff. Sperrung durch Rentschka. In F fehlt diese Stelle (vgl. Hatzig in Jb-KMG 1972/73 S. 161).
- 33 Wieder eine nicht billige Pauschalbehauptung. May dagegen differenziert: Gegen das wahre Christentum sagt er kein Wort, viele Worte aber dafür, alle seine Polemik gilt nur den Scheinchristen. So läßt er z.B. Mr. Fang sagen: »*Ich habe die Religion und die Kultur der Christen studiert und glaube, daß ich sie nun kenne. Ich weiß also, daß Sie sich jetzt in der höchst fatalen Lage befinden, als wahrer Christ die Scheinchristen verteidigen zu sollen* . . . « (P 127 und F 173 [mit leichter Kürzung] unmittelbar vor der Stelle, die Rentschka zitiert hat.) Dabei hatte Mr. Fang vorher schon zwischen wahren Christentum und Scheinchristentum unterschieden. Beachten wir Fangs Vorwurf gegen die »Christen«, »*deren angebotene Weltweisheit nicht weitergekommen ist, als nur zu der Behauptung, daß kein Gott die Welt regiere* . . . « (P 126, F 172f) Diesen Vorwurf kann man ja nun wirklich nicht dem »wahren Christentum« machen: May hat ihn auch nicht in diesem Sinne erhoben. Müßte das nicht jeder Leser bei der Lektüre von P und F merken und zwar so, daß er mit May differenziert und dann gegen May keine falschen Vorwürfe erhebt? Zumal Mr. Fang am Ende die Möglichkeit der Bekehrung Chinas zum Christentum erwägt: »*Den Glauben und die Liebe eines Bruders weist man nicht zurück!*« (P 130, F 178) Die May hat auf aufgezeigte Differenzierung kennt zudem Rentschka selbst; er schreibt: »Niemand leugnet, daß die Fehler vorgekommen sind; diese sind aber nicht dem Christentum oder der Allgemeinheit zuzuschreiben, sondern dem einzelnen Menschen . . . «
- 34 Das Ende der Rede Fangs F 180, dort aber nicht mehr ein Hinweis auf das Schweigen des Ich-Erzählers. (Vgl. Hansotto Hatzig: Et in terra pax - Und Friede auf Erden. Karl Mays Textvarianten. In: Jb-KMG 1972/73. Hamburg 1972 S. 152) Mit dem Hinweis auf P 232 meint Rentschka wohl die Stelle: *Ich ging, und zwar sehr schnell. Was wollte ich anderes machen?* In F 435 etwas anders.
- 35 F 441ff. Aber in diesem Bereich hat May in f gegenüber P umgestellt.
- 36 F 393 heißt die Stelle: *Es war eine Klarheit, ein Innigkeit, ein Enthusiasmus, eine Glückesehnsucht und zugleich schon Glückesahnung, es war - - - wahrscheinlich doch er selbst, sein ganzes Wesen, sein Fühlen und sein Denken, aber verkürrt, verschönt und vergeistigt durch etwas Anderes, was nicht zu ihm gehörte, sondern von außen her zu ihm gekommen war.* Man beachte: *etwas Anderes, was nicht zu ihm gehörte, sondern von außen her zu ihm gekommen war.* Das ist ein Beitrag zur Frage, ob das Heidenberg selbst Liebe hat und »gibt« oder ob es diese nicht doch von außen her, von Gott, der gnädig schenkt, bekommt. Ferner: Die bei Rentschka gesperrt gebrachte Passage (in P nicht gesperrt) findet sich nicht mehr in F.
- 37 & 437. Sperrung nicht in P und F, also von Rentschka. Sicherlich kann man gegen Mays Formulierung auf Gottes ständige Gnade und Wahrheit bei seiner Kirche hinweisen. Aber gleichzeitig kann man immer auch auf Neuaufbrüche in der allzeit bleibenden Kirche (Augsburger Bekenntnis Art. VII) hinweisen - und deren Vertreter reden und reden auch wie Dr. Ts!l
- 38 Wo?
- 39 Es stimmt, daß May zu konfessionalistischer Rechthaberei ein negatives Verhältnis hatte. Er läßt Mr. Fang reden von den »Christen«, »*die sich daheim ihres Glaubens wegen selbst bitterlich hassen und bekämpfen; . . .*« (P 126, F 172). Oder: »*Wer derart gegen den Glauben, . . . seines christlichen Mitbruders spricht und agitiert, . . .*« (F 615) Wobei dies letzte Zitat deutlich macht, daß May die dogmatischen Wahrheiten der christlichen Konfessionen als solche nicht schlecht gemacht haben möchte (und damit an ein modernes ökumenisches Konzept denken läßt, das auf Grundkonsens, Entdeckung der Einen Wahrheit in vielen unterschiedlichen Aussageformen und

//156//

- »versöhnte Verschiedenheit« aus ist). Wenn aber nun Rentschka an Hand solcher Äußerungen in P und F zur Erkenntnis kommt, daß May ein anderes Verhältnis zur Wahrheit hat als er selbst, dann wäre zweierlei angebracht: das Fragen, ob es denn so undifferenziert stimmt, daß »Mensch und Wahrheit« zusammengehören, und das Fragen, ob sich nicht doch bei May auf seine Weise ein positives Verhältnis zur Wahrheit findet. Dieses Fragen führte zuerst zur Einsicht, daß natürlich kein Mensch leben kann ohne Wahrheit, daß aber nicht jede Persönlichkeitsstruktur das gleiche Verhältnis zur Wahrheit zuläßt; es gibt das »dogmatisch-systematische Verhältnis zur Wahrheit« und das des »Typus Dichter« und Mensch überhaupt, der »im Grunde gar nicht oder kaum« denkt, denken kann, und zwar denken im Sinne von Dogmatik und Systematik (Vgl. »Wellschläger, wie Ann.4 S.140) Sodann führte dieses Fragen zur positiven Kenntnisnahme von Stellen wie dieser: »*Ich sah der Wahrheit in den Angesicht und will der Herrlichen mich anvertrauen. Wenn sie gelehrt, die Täuschung zu besiegen, der soll dem Schein nicht wider unterliegen.*« (P 259, F 472) Gesteigert dann: *Vor allen Dingen sei zu verhüten, daß der alte . . . starre, bläulere Geist der Wallerschen Familie, welche den Inhalt einer alten, bigoten Haaspostille hoch über das herrliche Gotteswort der Bibel setze* . . . (F 600) Sodann: *Es galt geistiges Leben und geistigen Tod!* (F 640) Und: »*Heute ebeud wird die alte Wallersche Haaspostille zugeschlagen und versiegt, für immer und für ewig; darauf können Sie sich verlassen!*« (f 648) In diesem Licht schmilzt auch einiges von dem »Humor« hinweg, den Rentschka feststellen zu können meiste.
- 40 Mag sein, daß May von bösen heidnischen Sitten in P nicht sprach; die Bosheit der von Weißen verdorbenen Malayan gehört ja nicht hierher: »*Die Bergmalayan stellen sich feindlich zu uns.*« Erst ganz weit oben in den Bergen findet man ein Unterkommen in einem Dorf, »*dessen Bewohner mit den Weißen noch so wenig in Berührung gekommen und also so friedlich gesinnt waren, daß sie uns gastfreundlich aufnahmen* . . . « (P 193, F 272) Aber in F steht von *Grausamkeiten* . . . , die man allerdings nicht in Schutz nehmen dürfe. (F 372). Kommentar dazu: »*Nur das richtige Maß, das richtige Maß bitte ich!*« (F 373)
- 41 Rentschka meint, May wolle ohne Dogma wirken, weil es die Wahrheit nicht brauche. Aus Rentschkas Ausführungen aber muß man schließen, daß er auch ohne Dogma missionieren wolle; nötig sei eine Erziehung der Völker mit dem Ziel der Eindämmung der Leidenschaften der Menschen. Allerdings: Am Zielpunkt dieser Erziehung angekommen, nehmen die Erzogenen dann die wahre Lehre zuzusagen von selbst an. Aber das meint auch May, wenn er die seligen Heiden im Himmel Christen nennt (P 240, F 404f) Zudem stellt die ganze Waller-Geschichte oder auch die mit dem Onkel Governor genau den Erziehungsprozeß dar, den Rentschka seinerseits ebenfalls primär für nötig hält.
- 42 Falsch! Vielmehr: May ist wieder mit Rentschka eing. Er kennt das Beispiel des liebenden Gottes: »*Wo ist die Liebe, die am ersten Tag der Menschheit Christi am geworden war, die ohne Dunkel in der Krippe lag . . . die sich willing bot, als Opferlamm, trotz aller Qual und Pein, durch einen unerhörten Marter Tod für Freund und Feind ein ewiges Heil zu sein?*« (P 268, F 470) Er kennt Gottes Gnade: Christus ist für »*Freund und Feind ein ewiges Heil*«. Und als Gebetsrest: »*Du hast sie uns gegeben, diese Liebe. . .*« (F 628) May reflektiert zwar nicht über die Logik, die uns zwingt, »*die Lehre von der Gottheit Christi anzunehmen*«, aber er bringt diese Lehre: »*Wo ist die Liebe, die am ersten Tag der Menschheit Christi am geworden war, . . .*« Und zur Wiederholung: . . . *dorthin . . . wo einst Gott selbst zur Erde kam* . . . (P 7, F 9). Sodann wird Evang. Joh. 3, 16 zitiert und kommentiert (F 322f.), vom Gottmenschen gesprochen (F 554) und über die Gottmenschheit Christi nachgedacht (F 592), wobei vorher schon Jesus als der *Einzig-Eine* (F 587) bezeichnet worden war und später immer wieder neu als Erlöser gepriesen wird (F 629, F 632). Und noch einmal eine Wiederholung: May weiß, *welchen großen Einfluß der Glaube auf den moralischen Wert des Menschen ausübt.* (P 8, F 10) Umgekehrt wird auch Rentschka nicht leugnen können: »*Aber ich klage die ganze sich »civilisiert« nennende Menschheit an, daß sie trotz aller Religionen . . .*« (P 198, F 278) Darum noch einmal: May ist wieder mit Rentschka eing!

//157//

- 43 Da Geschmackner verschieden sind, wird man hierzu wenig sagen können. Nur dies: Man sollte auch Mays Bemühungen um Demut nicht übersehen. Da ist z. B. die Rede von der *Liebe . . . die ohne Dünkel in der Krippe lag* (siehe Ann. 42), oder die Kombination von »*Christi Blut und Gerechtigkeit / Ist mein Schmutz und Ehrenkleid*« mit »*Werft von Euch fort den falschen Heilgensein*« (F 590), und die Passage: »*Verdienst, Verdienst! Bei diesem Worte lacht die ganze Hölle!*« (F 583. - Übrigens auch ein Beitrag zur Frage nach der geschenkten Gnade im Unterschied zu der von selbst vorhandenden Liebe.) Zudem gilt, daß Mays Friede-Roman gegen das Phrasengeklugel weißer Überheblichkeit angeht.
- 44 Von seinem Thema »bessern« hat May freilich kaum positive Züge christlicher Mission aufgezeigt, aber er hat sie doch auch nicht in Abrede gestellt! Er hat sie nur in dem Sinne schweigend übergangen, in dem Jesus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter auch nicht ausdrücklich erwähnt hat, daß es gewiß auch andere Priester und Leviten gab als die, die an dem, der unter die Räuber gefallen war, vorübergegangen sind. So haben denn auch viele christliche Leser in P und F keine Pauschalbeschuldigungen Mays des Christentums der alle seligmachenden Kirche gefunden.
- 45 Daß Boten wie Pater Damian wirken dürfen, sagt das Leit-Gedicht: »*Tragt euer Evangelium hinaus . . . doch bringt nur Liebe mit* . . . « (P 97f, F 133) Daß Boten wie Pater Damian wirkten, gibt May zu erkennen: »*Der Priester trägt die Liebe wohl hinaus*« (P 252, F 446). Daß sie »Erfolg« (das Wort sei gewählt, obwohl »Erfolg keiner der Namen Gottes« ist) haben, macht Pfarrer Heartman deutlich: »*Je länger man mit diesem herrlichen Gottesmann spricht und verkehrt, desto mehr sieht man ein, daß Christus das wirklich war, als was er sich bezeichnete, nämlich der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wir glauben hier alle an ihn!*« (F 517) Zu fragen ist allerdings: Warum erwähnt Rentschka einen Pater und dessen caritativen Einsatz und erzählt nichts von einem großen »Wahrheitsprediger«? Zudem: Wer denkt bei P. Damian nicht an Mays kleine Erzählung »Bei den Aussätzigen«? (Grazer Volksblatt vom 20. Dez. 1907, im Reprintband »Christus oder Muhammed. Marienkalender-Geschichten« S. 257ff.).
- 46 Hier endet der am 6. 12. 1908 gedruckte Abschnitt.
- 47 F 276
- 48 Daß May 2. Mose/Exodus 20,5 bringt, ist in der Tat zunächst merkwürdig, weil er bekanntlich die Meinung vertritt, daß es einen Belastungszusammenhang der Generationen gibt. Beim genauem Zusehen zeigt sich freilich ein Unterschied zwischen dem, was nach May die Bibel sagt, und dem, was er meint: Die Bibel straft auch noch Nachgeborene, May entnimmt aus dem belastenden Generationenzusammenhang Schuldentlastung: »*Freisprechung von seiner Schuld!* Logisch klarer und deutlicher Hinweis auf den eigentlichen, wirklichen Täter!« (F 345) »*Wie wahrhaft christlich, daß Sie diesen Einzelnen entlassen wollen, wenn auch nicht ganz!*« (F411) Zum Rentschka-Text: Ich vermute, daß viele konservative Mächristen seiner Zeit seine Worte als »modernistisch« empfunden haben. Aber vielleicht macht man sich als Mensch unserer Tage auch zu »schwarze« Vorstellungen von theologischen Ansichten anderer Leute früherer Zeiten.
- 49 Welche noch?
- 50 Wirklich gewiß? Der Text lautet: *Man spricht von Seelen, welche sich, und seien sie räumlich noch so weitgetrennt, ganz unbedingt auf Erden finden müssen, von Wesen, welche einst vereinigt waren und sich wieder zu vereinigen haben. Wer kann wohl sagen, ob das ein Aberglaube sei?* (F 422)
- 51 Wieder ein Pauschalurteil. Aber zum ersten Male jetzt der Vorwurf des Modernismus!
- 52 Daß Rentschka 1908 im Ich-Erzähler immer noch May sieht, ist erstaunlich. (Im Text Druckfehler: »Mai«; später: »Budda« und »kann«.)
- 53 Gewiß reflektiert May nicht über den Zusammenhang von christlichem Leben, christlichem Fühlen, christlicher Liebe und dem, was nach Rentschka, und nicht nur nach Rentschka, noch sein muß. Aber müßte man wenn man solches moniert, nicht selbst darüber reflektieren? Warum ist die »Nebensache« doch keine? Aber freilich wäre es auch wieder zuviel verlangt, wenn man solche Reflexionen in einer Buchbesprechung verlangen würde.

//158//

- 54 Hier kommt wieder ein Stück Achtung Rentschkas für den Schriftsteller May zum Vorschein. Vorher schon hieß es einmal: »interessant und anziehend« oder »vom Banne des Gelesenen«.
- 55 Fehlt in F (Vgl. Hatzig in Jb-KMG 1972/73 S. 166)
- 56 Es gibt in der Tat in F noch mehr verquere Stellen in dem Sinne, wie sie hier Ann. 13 und 14 erwähnt sind, aber ebenso gleichzeitig ist die Tendenz auf das »*herrliche, das ewig unvergleichliche Christentum*« (F 591) hin noch unübersehbarer als in P.
- 57 Dabei sind alle anderen Aussagen in diesem Glaubensbekenntnis, bei gewiß teilweise verfremdeter Formulierung und Mayscher schwebender Diktion, gut orthodox! (Vgl. Ernst Seybold: Plädoyer für Karl Mays Christlichkeit. In: M-KMG 68/1986 S. 11ff., und M-KMG 69/1986 S. 31f.)
- 58 »*Der Priester trägt die Liebe wohl hinaus*«, zitierten wir bereits (Ann. 45). Vorher schon heißt es: »*Priester Gottes müssen sein, die Menschheit kann sie nimmermehr entbehren. Und je mehr sie in der Erkenntnis Gottes fortschreiten, desto größer wird die Zahl und auch der Einfluß dieser Priester werden. Heil und tausendmal Heil dem Volke, welches so viel wahre Gottespriester besitzt, wie es fromme Väter hat!*« Und dann die Aussage, daß die hypergläubige »*Liebe glaubt, wenn er nur selbst recht selbunngewiß zu sprechen und zu blicken wisse, so könne er den Priester ganz entbehren.* Das ist die *Laienfrömmigkeit*, die sich über jedes Gotteshaus und Gotteswort erheben dünt! . . . « (P 228f., F 438f.) Das heißt: Nicht nur »Auserwählung« birgt die Gefahr der Arroganz in sich, sondern auch deren Leugnung zugunsten eines bloß »allgemeinen Priesterums!« Dies wissend, ist May am rechten Ort in rechter Weise sehr wohl für Auserwählung, wie wir ja auch schon aufgezeigt haben (Ann. 18). Noch eine Priesterstelle: »*Der Priesterstand meint doch wohl, Gott am aller nächsten zu stehen, und die Poesie ist göttlicher Natur. Die Kunst, die wahre, wirkliche Kunst, ist die edle Schwester des Glaubens. Aus welchem Grunde sollte diese Schwester groß die bevorzugten Jünger ihres Bruders mit Verachtung von sich stoßen?*« (F 383f.) Im Kontrast zu diesen Aussagen stehen die Polemiken gegen die mangelnde Vokation Wallers! - Schön übrigens, daß Rentschka konzidiert: »Dabei will ich May die gute Absicht nicht absprechen.«
- 59 Was der Hinweis auf F 645 soll, ist mir unklar. Wahrscheinlich liegt ein Druckfehler vor. Zur anderen Stelle: *Der Schalk in meinem Nacken nicht zustimmend* (F 363), als ich es las, dieses Stück Mayschen Humors. Hatte Rentschka echte Ängste vor Mayschen Strategien?
- 60 Da sich Rentschka wiederholt, muß auch hier wiederholt werden: May hat sich in der Schilderung Wallers eindeutig abgesichert gegen den Vorwurf, er wolle das kirchliche Christentum treffen. Der gewandelte Waller aber formuliert: »*. . . die Seligkeit für Jedermann. Was macht zum Himmelreich denn schon die Erde? Ein einziger Hirt und eine einzege Herde!*« (P 270, F 473) Das klingt mindestens so, als ob auch hier May für das Papstamt werben wollte. Aber schon im Fu-Waller-Gespräch, aus dem Rentschka zitiert, heißt es: »*. . . und Petrus wurde mir als derjenige Apostel bezeichnet, welchem die größte Macht des Christentums . . . übergeben wurde.*« (P 24, F 33).
- 61 Was Rentschka hier zusammenfassend noch einmal als Meinung Mays vorträgt, ist nicht Mays Meinung, wie gezeigt wurde. May ist mit Rentschka vielmehr einig. Allerdings: May hat ein »offenes Verhältnis« zu anderen Religionen, erhofft sich aber gerade dadurch den Missions-Erfolg: »*Er findet an jedem Glauben so viel Verwandtschaft mit seiner eigenen Religion und weiß das in so außerordentlich gewinnender und überzeugender Weise zu sagen. Und es geht Jedermann genau so wie mir: Je länger man . . .*« (F 517) Wenn nun Rentschka die Seligkeit von Gott abhängig macht und zu ihr auch Heiden kommen läßt, dann muß er Gott auch in den heidnischen Religionen wirksam sehen: Er könnte also auch ein »offenes Verhältnis« zu ihnen haben. Dies übrigens hat sich inzwischen auch in der röm.-kath. Kirche eingestellt, sogar mehr als im evangelischen Kirchenium. - Für den gesamten Sachverhalt ist aber auch die Beobachtung wichtig, daß Karl Mays Heiden alle Monatheisten sein. Seine buddhistischen Pilger verkehren in ihren Tempeln *Gott in ihrer Weise*, und einer der Pilger ruft aus: »*Unser Gott ist auch Euer Gott.*« (F 125 und 128) Dieser Satz sieht aber auch schon in P: »*Unser Gott ist auch der euerige!*« (P 196, F 275) Dieses »monotheistische Aufforrtung« mag religionsphänomenologisch verkehrt sein, nimmt aber von May bereits

//159//

ein gewichtiges Stück des - letztlich fälschlich - erhobenen Vorwurfs des Synkretismus.

^[52] Weil May das nicht übersieht, schreibt er ja P und F! Andererseits macht Rentschka hier deutlich, daß vom Theologischen her, das ihm bereits geläufig war, auch ein Stück Offenheit für Mays Humanität außerhalb des christlichen Raums möglich sein müßte.

^[53] Vgl. Anm. 37 - wobei zu ergänzen ist, daß die erwähnte Rede auch bei Katholiken nachweisbar ist und nicht bloß am Anfang einer neuen Konfession oder Sekte! Freilich: Der Elan neuer geistlicher Bewegungen geht denen, die nicht von ihnen ergriffen sind, auf die Nerven. Erst im zeitlichen Abstand gibt es allseits wieder Gelassenheit. Man muß May u n d Rentschka verstehen.

^[54] Als ob Gott nicht oft genug in P und F vorkäme! Zum Beispiel ist »Gottes Gericht« erwähnt (P 273, F 478), ist von »Christi Gebot« die Rede (F 590) und die höhere denn menschliche Autorität, die wir brauchen, verdeutlicht: in dem von Rentschka nicht geliebten Gespräch rund um die Pax-Spalte 100 wird erwähnt, »wie einst eine andere Mary zu den Füßen eines anderen und, wenn Sie gestunten, größeren Meisters saß . . . « (P 101, F 138)

^[55] Richtig ist: Da Gott den Weg der Erwählung ging, wäre eine Leugnung von Erwählung eine Leugnung der Offenbarung und in der Folge auch eine Leugnung der Erlösung. Nur: Solche Leugnungen finden sich bei May nicht, wie wir sahen. Es ging ihm nicht um Dogmatik, sondern um die Darbietung einer alträusischen Studie (vgl. Anm. 14): Die christliche Theologie pflegt das, was mich beschäftigen wollte, den »Heilsweg« zu nennen (F 409). Es ging ihm gewiß um Ethik, jedoch ohne die Absicht, christliche Wahrheit zu leugnen. Es ist sicherlich merkwürdig, daß er dabei die Ausdrücke »allein seligmachend« und »unfehlbar« abwertend verwendet und so oft von »Auserwählung« negativ spricht. Aber es gibt auch Zusammenhänge, da man ihn unmittelbar versteht. Zum Beispiel: . . . er machte den Eindruck auf mich, als ob er sich für unfehlbar halte, und mit solchen Leuten ist schwer umzugehen. (P 10, F 13) Bei Verwendung von »gut« und »besser« ist jedoch alles klar: »Bilde dir ja nie ein, daß du besser seist als andere Leute!« (P 146, F 204) Auch die folgende Formulierung dürfte bei niemandem Anstoß erregen: »Bei uns wird schon dem Kinde dieser menschenfreundliche, erlösende Geist gezeigt, der Jedem sagt, daß keiner über dem Andern stehe, sondern alle Welt berufen sei zum Aller-, Allerhöchsten!« (F 322) Nun müßte man freilich die bei den Fakten - Gleichheit aller und Auserwählung einzelner - in Beziehung setzen . . .

^[56] Rentschka spricht Christlich-Fundamentales, den orthodox gesonnenen Christen aller Konfessionen Gemeinsames an und legt es richtig dar. (Lassen wir hier eine Debatte über den Satz: »Die Menschheit mußte und muß nach katholischer Auffassung mitwirken an ihrer Erlösung . . .«) Diesem Richtigen gegenüber ist diejenige Auffassung, die Rentschka als »neuheidnisch«, »modernistisch« und »indifferent« abtut, falsch. Doch damit ist nicht gesagt, daß die als »Modernisten« usw. gescholtenen Zeitgenossen tatsächlich das Falsche vertreten haben, auch diese Leute können ja das Schicksal Mays erlitten haben (und so wird das auch heute weithin gesehen): aus Abweichungen von der eigenen Schulmeinung, die immer enghrüstiger ist als der Toleranzraum des kirchlichen Dogmas, und aus Mißverständnissen werden Ketzereien fabriziert, die mit der Meinung der Kritisierten nichts mehr zu tun haben. Rentschkas Forderung, May sollte sich genau informieren, bevor er über ein Thema schreibt, fällt auf ihn zurück. Allerdings: Lesen wir alle nicht meist so oberflächlich wie Rentschka? Darum Joh. 8,7b! - Zusätzlich noch: Da sind Randphänomene wie Mays »Spiritismus« und Formulierungen, die Mißverständnisse provozieren. Auch dies sei noch zur Entlastung Rentschkas gesagt. Wie formulierte May einmal? ». . . das richtige Maß, das richtige Maß bitte ich!« (F 373) Ich möchte es zugunsten Mays und Rentschkas, Rentschkas und Mays anwenden.

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//188//

CHRISTOPH F. LORENZ

»Nachforscher in historischen Dingen«

Hermann Cardauns (1847 - 1925): Publizist, Gelehrter, May-Gegner

I. Cardauns, der Streit um die ›Jugendliteratur‹ und der Fall Taxil

Unter den literarischen Gegnern, die Karl May in seinen letzten Lebensjahren so schwer zu schaffen machten, war Hermann Cardauns gewiß die interessanteste und ungewöhnlichste Persönlichkeit. Als Gelehrter, dessen Spezialgebiete die mittelalterliche Geschichte seiner Heimatstadt Köln und die Reformationszeit waren, als (freilich nur kurzzeitiger) Mitarbeiter der ›Monumenta Germaniae Historiae‹ und als langjähriger Chefredakteur der ›Kölnischen Volkszeitung‹ gehörte er zumindest zur katholischen Prominenz jener Zeit. Wie wenig dauerhaft dieser Ruhm war, mag man an der Tatsache ablesen, daß Cardauns heute weitgehend vergessen wäre, wenn er nicht zur Gegnerschaft Mays gezählt und auf diese Weise eine unerwartete ›Renaissance‹ durch die Karl-May-Forschung erlebt hätte. Wenn auch die Streitpunkte zwischen May und Cardauns weitgehend bekannt sind,¹ so liegt bislang eine genauere Studie über die Beziehungen zwischen dem sächsischen Schriftsteller und seinem rheinischen Kontrahenten noch nicht vor. Es kann hier nicht der Ort sein, Cardauns' umfangreiches Lebenswerk als Schriftsteller, Publizist und Historiker zu würdigen. Eine Kurzdarstellung der Cardaunsschen Vita liegt an anderer Stelle vor;² die wesentlichen Stellungnahmen der ›Kölnischen Volkszeitung‹ zum »Fall May« sind durch Bernhard Kosciuszko publiziert und um weiteres Material aus anderen Zeitschriften der Jahrhundertwende angereichert worden, so daß die Fakten durchweg zugänglich sind. Nicht zugänglich in ihrer originalen Druckfassung sind die beiden zentralen Artikel des Hermann Cardauns gegen May, die nicht in der ›Kölnischen Volkszeitung‹, sondern bezeichnenderweise in den ›Historisch-politischen Blättern‹, der in kulturhistorischen und geisteswissenschaftlichen Fragen führenden katholischen Zeitschrift des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, veröffentlicht wurden. Da der Textabdruck beider Aufsätze durch Rudolf Lebius nicht ganz zuverlässig

//189//

sich ist,³ legen wir im Anschluß an diesen Beitrag die Cardauns-Texte wieder im originalen Wortlaut vor.

Schon früher⁴ habe ich die Ansicht vertreten, Hermann Cardauns habe seine Angriffe gegen Karl May weniger aus persönlichem Interesse am Schaffen des Sachsen, als aus politischen bzw. taktischen Gründen auch in dieser Schärfe vorgetragen. Noch 1892 hatte Cardauns selbst (unter seinem persönlichen Zeichen η) in der ›Kölnischen Volkszeitung‹ das Erscheinen der ›Gesammelten Reiseromane‹ bei Fehsenfeld mit zwar nicht überschwänglichen, aber auch nicht unfreundlichen Worten angezeigt. »May's Reiseheld verbringt allerdings etwas unglaubliche Thaten«, schrieb Cardauns damals, »aber er steht thurmhoch über den Skalp-, Büffel- und sonstigen Jägern, für welche sich unsere Jugend oft mehr als wünschenswerth begeistert.«⁵ Das hieß allerdings nicht unbedingt auch, daß Mays Bücher »thurmhoch« anderer Abenteuerliteratur überlegen seien, wie der Schriftsteller später, unter anderem in seinen Flugschriften gegen Cardauns, resümierte; Cardauns war zu vorsichtig, um enthusiastische Urteile über eine Art von Literatur abzugeben, die ihm selber recht fern stand. Immerhin ist in jener frühen Rezension von einer »ernste(n) Lebens-Auffassung« und »gründliche(n) Kenntniß des geographischen und ethnographischen Details« und noch nicht von jenen »kolossalen Aufschneidereien« die Rede, die Cardauns in seinem Beitrag ›Ein ergötzlicher Streit‹ vom 5. 7. 1899 erwähnt. Aber 1899 hatte die ›Frankfurter Zeitung‹ bereits ihren ersten Artikel über May veröffentlicht (3. 6. 1899), der in vielen May-Lesern großes Mißtrauen weckte und vermutlich auch Cardauns bewogen hat, seine Meinung über May zu revidieren. Es waren nicht zuletzt auch äußere Umstände, die hier in für May recht unglücklicher Weise zusammentrafen: im Jahre 1896 hatte die ›Kölnische Volkszeitung‹ den

französischen Schriftsteller und »Antifreimaurer« Gabriel Jogand-Pagès alias Leo Taxil als dreisten Betrüger entlarvt. Nach Cardauns' eigener Darstellung in seiner Autobiographie⁶ hatte der Chefredakteur 1900 auf dem Münchener Gelehrtenkongreß erstmals davon gehört, May habe neben »frommen« auch »pornographische« Romane geschrieben. Cardauns mag schon damals der Verdacht gekommen sein, es könne sich bei May um einen »Schwindler à la Taxil« handeln. Von da an ändern sich Ton und Charakter der Cardaunsschen Ausführungen ganz erheblich. Aber davon später.

Obwohl Hermann Cardauns sich im Januar 1873 an der Philosophischen Fakultät der Bonner Universität habilitiert hatte (mit einer Edition der mittelalterlichen Kölner Chronik Koelhoffs), waren seine Chancen, eine Professur als Historiker in Bonn zu erhalten, denkbar

//190//

gering. Damals begann gerade der »Kulturkampf« in Preußen, das »Unfehlbarkeitsdogma« des Papstes führte zur Abspaltung der Altkatholiken, und der »Deutsche Verein für die Rheinprovinz«, protegiert von dem einflußreichen Bonner Geschichtsprofessor Heinrich von Sybel, sorgte als stark national-liberale Kraft dafür, daß ein als »ultramontan« (d. h. der Zentrumspartei nahestehend) bekannter Mann wie Cardauns von vornherein kaum eine Chance hatte, als Hochschullehrer zu wirken. Heinrich von Sybel selbst war dem Historiker Cardauns recht freundlich gesinnt; dennoch konnte Cardauns auf keinerlei Gelegenheit hoffen, bei der aktuellen politischen Lage 1873 im Hochschuldienst zu verbleiben. In dieser schwierigen Situation bot sich Hilfe von anderer Seite an: der Verleger Josef Bachem in Köln hatte sich im November 1870 bereits von seinem Mitarbeiter Fridolin Hoffmann, der auch Schriftleiter am »Rhein- und Mosel-Boten« war (und daß in dieser Zeitschrift 1902 Mays »Am Tode« erscheinen würde, konnte ja damals niemand ahnen) getrennt, weil Hoffmann zu den Altkatholiken gegangen war. So brauchte Bachem einen Schriftleiter vor allem für seine »Kölnische Volkszeitung«; der junge Historiker mit besten Bonner Universitätszeugnissen kam ihm da gerade recht. Der »Deutsche Verein« forderte seit 1874 lautstark die »Fortsetzung, Vertiefung und Verbesserung der kirchenpolitischen Gesetze«, ⁷ was nichts anderes hieß als Knebelung der Zentrumspartei und Fortsetzung bzw. Verschärfung des »Kulturkampfes«. Wortführer dieser nationalliberalen Gruppe war der Justizrat Vincenz von Zuccalmaglio (1806-1876) in Grevenbroich, ein Verwandter des bekannten Liederdichters, der sich in seinen »antiultramontanen« Schriften als »alter Fuhrmann« bezeichnete. Ihm antwortete Hermann Cardauns anonym in vier Sendschreiben, in denen er Zuccalmaglio der Fälschung historischer und rechtspolitischer Gegebenheiten, der »kläglichen Unwissenschaftlichkeit« und des »bornierten Hasses« beschuldigte.⁸ Im letzten Sendschreiben nannte sich Cardauns »η, Nachforscher in historischen Dingen«. Damit hatte er seine eigenen Ambitionen genau charakterisiert: es ging ihm in den kulturpolitischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen den Katholiken und dem preußischen Obrigkeitsstaat um die Wahrung der Objektivität; die Entlarvung ahistorischer, unwahrer Argumente und insbesondere das Nachprüfen von Quellen (Zuccalmaglio hatte sich nämlich auf eine Reihe von anderen Büchern fast wörtlich gestützt, ohne sie freilich zu erwähnen) war das Anliegen des Historikers Cardauns. Das »η« (wohl in Anspielung an das griechische Adverb »η«, was soviel wie »in Wahrheit, tatsächlich« bedeutet) wurde in der Folge auch für Cardauns' Tätigkeit als Chefredakteur der »Kölni-

//191//

nischen Volkszeitung« zu seinem ständigen Markenzeichen, indizierte es doch seine Selbsteinschätzung als unbestechlicher Verfechter und Nachprüfer der Tatsachen.

Seit dem 15. März 1876 war Cardauns in der Redaktion der »Kölnischen Volkszeitung« tätig; der Stuhl des Chefredakteurs war seit dem Ausscheiden Fridolin Hoffmanns verwaist geblieben, nun kam (neben Julius Fridolin Bachem, dem Neffen des Verlegers, der für die »kulturpolitische Tagesarbeit«⁹ zuständig war) mit dem Historiker Cardauns ein Mann in diese ultramontane Zeitung, der es verstand, ihr einen festen Leserkreis zu sichern. Jedoch gelang es infolge der Ereignisse des »Kulturkampfes« erst 1891, die Zeitung auch finanziell zu konsolidieren; danach warf sie sogar erheblichen Gewinn ab.¹⁰ Hinzu kamen noch andere Faktoren: die »Kölnische Volkszeitung« hielt schon seit Beginn der 70er Jahre enge Verbindung mit rheinischen Zentrumspolitikern und mit Geistlichen. Eine streng konfessionelle Bindung und eine damit verbundene Parteilichkeit (wie das beim »Rhein- und Mosel-Boten« in Koblenz zur Zeit Fridolin Hoffmanns der Fall war) suchten Julius Bachem und Hermann Cardauns aber zu vermeiden. Während der gesamten Zeit des »Kulturkampfes« und der neuen Kirchengesetzgebung nahm die Redaktion (das hieß weitgehend Cardauns) zwar stets deutlich Stellung gegen die Versuche der preußischen Regierung, die Katholiken zu bevormunden und weitere Gesetze zur Einschränkung der freien Religionsausübung zu erlassen, doch blieb der Ton dieser Artikel immer gemäßigt, im Gegensatz zu der in Bonn sitzenden »Deutschen Reichszeitung«, die katholische Interessen stets kompromiß- und oft auch instinktlos vertrat. Der

Unterschied zwischen den beiden großen rheinischen »Zentrumsblättern« war enorm: die »Deutsche Reichszeitung« hatte ihren Sitz in Bonn, dem Zentrum der papstfeindlichen Hetze im Rheinland, und glaubte sich daher um so deutlicher artikulieren zu müssen, die »Kölnische Volkszeitung« vertrat die Interessen des rheinischen Katholikentums vorsichtiger, letztlich aber wirkungsvoller. Im »heiligen Köln« war die Ablehnung des »Kulturkampfes« mit am stärksten. Die Kölner, in ihrer Geschichte schon mehrfach daran gewöhnt, ihre Eigenständigkeit gegenüber einer Besatzungsmacht (und viele empfanden den preußischen Staat als solche) behaupten zu müssen, hatten gelernt, ihre Interessen nachdrücklich, aber vorsichtig zu verteidigen. Trotz Verbannung und Verfolgung des Kölner Kardinals Paulus Melchers hielten ihm die Kölner beispielsweise tapfer die Treue. So war die »Kölnische Volkszeitung« genau am rechten Orte. Hier, wo man jede Willkür des preußischen Staates mit Argusaugen betrachtete, konnte die »Volkszeitung« als von der Zen-

//192//

trumspartei unabhängiges, ihr aber freundlich gesinntes Organ um so nachdrücklicher wirken. Gegen die Versuche, die Katholiken politisch und kulturell zu diskriminieren, setzte sich besonders Hermann Cardauns zur Wehr. Er war ein sehr sorgfältiger Beobachter all jener Strömungen auch innerhalb der Kirche, die der preußischen Obrigkeit Anlaß zum Eingreifen hätten geben können. Er wird sich auch insbesondere dessen bewußt gewesen sein, daß die mystische Richtung des Katholizismus viele Gläubige zu purem Aberglauben und zur Irrationalität verführte. Als sich der Marseiller Schriftsteller Taxil alias Jogand-Pagès 1885 als »bekehrter« Freimaurer vorstellte und bald darauf die ungeheuerlichsten Geschichten über angebliche okkulte und obszöne Praktiken der Freimaurer herausbrachte, gab es viele Katholiken, insbesondere manche Kleriker, die darin ein erwünschtes Mittel gegen die verhaßten Logen sahen und ihm begeistert zustimmten. Jogand-Pagès alias Taxil war eine der interessantesten und schillerndsten Figuren des 19. Jahrhunderts. Eine Zeitlang arbeitete er als Mitglied einer »geheimen Gesellschaft« gegen die katholische Kirche. Dann schien ihm seine Konversion erfolgversprechender und schlagzeilenträchtiger. Sein Mitarbeiter, der französische Arzt deutscher Herkunft, Dr. Charles Hacks, veröffentlichte 1893/94 sein Buch »Le diable au XIXe siècle« in dem sich - nebst anderen frei erfundenen Schauergeschichten - auch die von Miß Diana Vaughan, der Braut des Teufels Asmodens, findet. Dies wurde dann zum Ausgangspunkt der »Palladismus«-Legende, mit der Taxil später operierte, einer geschickten Mischung aus Aberglauben, Ironie (die allerdings nicht als solche erkannt wurde) und romanhaften Elementen. Mittelpunkt der Taxil-Hackschen Phantasien war der sogenannte »Palladismus«, d. h. Satanskult der Freimaurer, die unter der Leitung des Satanspapstes und Oberteufels Pike die Weltherrschaft anstreben. Ganz ohne Weiber ging die Chose auch bei Taxil nicht: darum erfand er in seinen Geschichten eine gewisse Sophia Walder, die angeblich im Jahre 1896 der Großmutter des Antichrist das Leben schenken sollte, und eben jene Miß Diana Vaughan, die als »Bekehrte« die teuflischen Machenschaften enthüllte.

Taxils Geschichten, so wahnhaft und unglaublich sie waren, fanden sogar beim Vatikan Gefallen (getreu Taxils Motto, wonach er den Leuten im Hafen von Marseille erzählen könnte, er habe gerade einen Tintenfisch gesehen, und sie würden es wirklich glauben¹¹), erst recht, nachdem Taxil seine eigene Frau schauspielreife Auftritte als »Miß Diana Vaughan« vollführen ließ. 1895 bekam »Diana Vaughan« sogar den päpstlichen Segen. Inzwischen regte sich aber Widerspruch in Deutschland: Pater A. Gruber, ein Jesuit, der zunächst Taxils Geschichtchen

//193//

Glauben geschenkt hatte, begann damit, deutliche Zweifel an Leo Taxil zu äußern, woraufhin Jogand-Taxil weltmännisch erklärte, Gruber müsse verrückt sein. Während im September 1896 ein großer »Anti-Freimaurer-Kongreß« in Trient an dem Tag eröffnet wurde, an dem Sophia Walder angeblich in Jerusalem die Großmutter des Antichristen zur Welt bringen sollte, braute sich in Köln ein Gewitter zusammen, das endlich die Entlarvung des Schwindlers Taxil vorbereitete. Dabei half der Zufall Cardauns und seinen Mitarbeitern allerdings ganz gewaltig: Taxils »Busenfreund« und Helfer Hacks-Bataille war ein entfernter Verwandter des Redakteurs Julius Bachem, den er vor dem Trienter Antifreimaurerkongreß aufsuchte und der ihn über Taxils »Schwindelunternehmungen« aufklärte. Daraufhin erschien in der »Kölnischen Volkszeitung« vom 26. September 1896 ein Artikel, in dem an Taxil einige peinliche Fragen bezüglich Miss Diana Vaughans Herkunft, ihres Geburtsdatums, etc. gestellt wurden. Als diese Fragen von einigen deutschen Geistlichen auch Taxil selber während des »Kongresses« überbracht wurden, reagierte dieser sichtlich nervös. Nicht ohne Behagen trieb Cardauns das gehetzte Wild immer mehr in die Enge. In einem Riesenartikel in der »Volkszeitung« vom 13. 10. 1896 nahm er »Le diable au XIXe siècle« förmlich auseinander, in einer Art und Weise, die später auch seine May-Artikel kennzeichnete. Cardauns wußte, daß er mit seinen Worten in ein Wespennest stach, doch schien ihm die Zeit dafür gekommen zu sein, denn schon sammelte Taxil in Italien und Frankreich eine große Anhängerschaft um sich. Cardauns über seine Warnungen vor Taxils Lügen: ». . . es ist Zeit, daß sie (solche Worte, Anm. d. Verf.) gesprochen und beachtet werden, wenn

die Kirche namentlich in Frankreich und Italien dem Schicksal entgehen soll, nicht nur nach außen kompromittiert zu werden, sondern auch innerlich schweren Schaden zu leiden.«¹² Hier wird sehr deutlich, daß es Cardauns nicht um die Entlarvung eines Hochstaplers an sich ging, sondern darum, Schaden von der Kirche abzuwenden. In der Tat gelang es der ›Kölnischen Volkszeitung‹ mit ihren Enthüllungen, nicht nur Taxil im April 1897 zu einem Geständnis seiner Machenschaften zu bewegen, sondern auch die ansonsten der katholischen Kirche nicht wohlgesonnenen Kreise auf ihre Seite zu ziehen. Nur gelegentlich fanden sich in nationalliberalen Blättern böse Worte über die ungeheure Leichtfertigkeit, mit der selbst hochgestellte Kleriker auf Taxils Leim gegangen waren. Und während sich Taxil noch öffentlich seiner Betrugsmanöver rühmte, warnte Cardauns in der ›Volkszeitung‹ vor »Einseitigkeiten und Übertreibungen auf dem Gebiet der Frömmigkeit, vor gewissen Auswüchsen ›erbaulicher‹ Volksliteratur, vor dem Ausschlagen kirch-

//194//

licher Gesinnung in unverständigen Zelotismus und eigensinnigen Konservatismus«. ¹³ Erstaunlich offene Worte, die von Cardauns' Mut zeugen; gleichzeitig wird deutlich, daß Cardauns an der damals besonders beliebten religiösen ›Erbauungsliteratur‹ wenig Geschmack fand.

In der Tat hat sich Cardauns auch später, als er nicht mehr Chefredakteur der ›Kölnischen Volkszeitung‹ war, energisch für eine anspruchsvolle und nicht bloß sentimentale, ›kirchenhörige‹ Literatur ausgesprochen. Im Jahre 1910 war der ›Modernismusstreit‹, die Debatte um modernere, reformatorische Strömungen in der katholischen Theologie, voll ausgebrochen; auch die ›Kölnische Volkszeitung‹ blieb davon nicht unberührt. Als im 145. Band der ›Historisch-politischen Blätter‹ unter dem Titel ›Gefahrdrohende Erscheinungen‹ die Redaktion der Münchener Zeitung gegen die »Modernisten« wetterte und insbesondere den Roman ›Jesse und Maria‹ der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti wegen seiner leicht überkonfessionellen Tendenz angriff, ¹⁴ meldete sich Hermann Cardauns als langjähriger Mitarbeiter der ›Historisch-politischen Blätter‹ zu Wort. Er warnte vor »Hyperkatholizismus« und empfahl ironisch, auf dem nächsten Katholikentag in Augsburg Karl May als Redner über die katholische Literaturbewegung zu bestellen. ¹⁵ Dies beweist, daß auch 1910 Karl May für Hermann Cardauns das Gegenteil von denjenigen Literaten darstellte, die er sich zur Fortführung der »katholischen Literatur« wünschte. Überhaupt waren Abenteuerromane und besonders die »blutrünstigen Indianergeschichten«, wie sie nicht nur Cardauns nannte, dem Gelehrten und katholischen Publizisten überaus verhaßt.

Wie sollte aber nach Cardauns' Ansicht eine ›katholische Jugendliteratur‹ aussehen? Das zeigen am besten die Romane und Erzählungen, die Cardauns in den achtziger und neunziger Jahren unter dem Pseudonym Heinrich Kerner veröffentlichte. Daß Cardauns überhaupt pseudonym schrieb, ist schon bezeichnend genug: ein Romane schreibender Chefredakteur der ›Volkszeitung‹, das war wohl seiner Auffassung von sich selbst nicht angemessen. Entsprechend sind denn auch seine Bücher: ›Walter der Erzpoet‹, 1887 bei Bachem erschienen, knüpft an die ›Archipoeta‹-Legenden des Mittelalters an, stellt den Helden aber als Helfer des Kanzlers Rainald von Dassel vor. Phantasie wird weitgehend ersetzt durch einen trockenen Stil; historische Genauigkeit ist dem Autor wichtiger als glaubwürdige Charaktere und packende Schilderungen. Ähnlich blutleer ist der Roman ›Die Abenteuer des Johann Rensch‹ (1888). Die Abenteuer eines Weltkartenzeichners im Mittelalter, die ihn bis an die Grenzen der damals bekannten Erde führen, sind wieder ›didaktische Literatur‹, mit genauer Quellenanga-

//195//

be am Ende und in unverkennbaren Bemühungen, den (jugendlichen) Lesern einiges Nützliche über das Mittelalter beizubringen, aber von der Handlung her eher unglaublich und verworren. ›Der Stadtschreiber von Köln‹ (1900) schließlich illustriert mittelalterliches Stadtleben anhand der dem ersten Stadtschreiber Gerlach van Hauwe in den Mund gelegten Erzählung. Hier kam Cardauns zugute, daß ihm das Kölnische Stadtleben in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts durch seine Ausgabe Kölner Stadtchroniken des Mittelalters für die ›Monumenta‹ und seine Habilitationsschrift bekannt war. Dennoch ist auch der ›Stadtschreiber‹ ein typisches Cardauns-Werk: interessant in den historischen Einzelheiten, stilistisch blaß und literarisch indiskutabel. Die Präzision und das Detailwissen des Autors führen immer wieder dazu, daß man meint, in ein Sachbuch geraten zu sein; die religiösen Akzente, die Cardauns geschickt setzt, geraten allerdings nie penetrant.

An Cardauns' eigenen Arbeiten läßt sich ablesen, wie sehr er Karl Mays Schriften (zumindest nachdem dieser ihm als ›Pornograph‹ bekannt wurde) abgelehnt haben muß. Seine Ansichten von einer Jugendliteratur waren jedenfalls von geradezu keimfreier ›Reinlichkeit‹: keine Gewalttätigkeiten, Abenteuer stets nur ›mit begrenzter Haftung‹ und möglichst ungefährlich, religiös gehalten und doch nicht süßlich (Mays Religiosität erschien Cardauns als Heuchelei), die Phantasie hatte der Schriftsteller

jedenfalls vor Abfassung seiner Bücher gänzlich zu vergessen. Nimmt man nun hinzu, daß Cardauns spätestens im Jahre 1900 May für einen ›zweiten Taxil‹ halten mußte (1899 heißt es noch: »Herrn May mit dem Pariser Schwindler auf dieselbe Stufe zu stellen, fällt uns nicht ein «)¹⁶, so wird verständlich, warum Hermann Cardauns seinen Vortrag über ›Literarische Curiosa: Leo Taxil, Robert Graßmann und - Karl May‹ mit May beschloß und ihm mit fünfzig Minuten beinahe doppelt so viel Zeit widmete wie seinen ›brothers in crime‹. Am 6. November 1901 rückt May für Cardauns an die Spitze der Gegner vice versa.

II. Cardauns über Mays ›Taxiladen‹

Der Vortrag über ›Literarische Curiosa‹ ist uns in ziemlich genauen Zeitungsberichten überliefert; immerhin hat ihn Cardauns in Dortmund, Elberfeld, Koblenz und Köln gehalten (Wollschlägers Version, wonach Cardauns ihn zum »abermalsten Male hergesagt« habe,¹⁷ ist falsch: mehr als diese vier Male sind nicht nachweisbar) und fand jedesmal ein breites Echo in der Presse. Nach den vorliegenden Berichten zu

//196//

urteilen, muß Cardauns damals ein wahres Meisterstück an rhetorischer Spitzfindigkeit vollbracht haben. Zunächst arbeitete er mit dem Steigerungsprinzip, indem er seinen Zuhörern suggerierte, der »Fall Taxil« sei gegenüber dem Unheil, das Graßmann und vor allem May in Deutschland anrichteten, nur klein gewesen.¹⁸ Es folgte seine Beschreibung der Affäre Taxil mit besonderer Berücksichtigung der Rolle der ›Volkszeitung‹. Dann widmete sich Cardauns dem Stettiner Schriftsteller und Buchhändler Robert Graßmann, vermutlich wird Cardauns selbst gemerkt haben, daß der »Fall Graßmann« seinen Zuhörern nicht geläufig sein könne, so daß er am Schluß beschwichtigend einflechten ließ, man müsse »Mitleid mit dem alten Manne, der dieses Zeug verfaßt hat«, haben. Peinliche Hinweise auf mögliche Geistesgestörtheit Graßmanns beschlossen diesen Teil. Die Ausführungen Cardauns' über Graßmann zeigen in besonders eindeutigem Lichte, wie skrupellos der sonst so integre Publizist und Gelehrte sein konnte, wenn es darum ging, die Gegner der ›katholischen Bewegung‹ unmöglich zu machen. In der Tat hatte Graßmann nichts anderes getan, als in einigen Broschüren raffiniert aufbereitete und manipulierte Auszüge aus den Schriften des heiligen Alfons von Liguori als Beweis für die angebliche Gefährlichkeit der katholischen Lehre verbreiten zu lassen. Ein solch primitiver Beitrag zum ›Kulturkampf‹ wäre unter gewöhnlichen Umständen der Worte nicht wert gewesen, doch Cardauns' Entrüstung, der Versuch, einen achtzigjährigen Nationalliberalen mit dem geisteskranken Nietzsche zu vergleichen und gleichzeitig auch Nietzsches Philosophie als Produkt eines geistig Gestörten zu interpretieren, zeigt exakt, wie sehr mit dem Rücken zur Wand und wie schonungslos der politische Katholizismus um diese Zeit zu kämpfen pflegte. Ganz in diesem Sinne liest sich denn auch das, was die Zeitungen von Cardauns' May-Vortrag behalten hatten: »gräuliche Kolportage-Fabrikate« seien Mays ›Münchmeyer-Romane‹, »in denen sich die tollste Erfindung mit abgründlicher (!) Unsittlichkeit der Darstellung vereinigt«,¹⁹ und ähnlichen Unfug mehr. In der Tat scheint Cardauns auf Details verzichtet zu haben; schon das Wort »Unsittlichkeit« genügte damals, um vor lauter Schamröte der Zuhörer nichts Weiteres mehr sagen zu müssen. Dabei wird man Cardauns sicherlich bescheinigen können, in bester Absicht und Überzeugung gehandelt zu haben: gemessen am ›Stadtschreiber von Köln‹ sind die ›Münchmeyer-Romane‹ tatsächlich »abgründlich unsittlich«, und daß die Presse in ihrer moralischen Entrüstung nicht einmal das richtige Wort (etwa »abgrundtief« oder »abgründig«) zu finden imstande war, ist auch ein interessantes Indiz für den damaligen pruden Zeitgeist. Immerhin entdeckten May-Freunde wie Lorenz

//197//

Krapp und E. A. Schmid, die sicher weder »Pornographen« noch »Fumisten« (wie Cardauns den Schwindler Taxil wegen des vielen gedanklichen Rauchs, mit dem er die Hirne seiner Leser umnebelte, nannte) waren, in den von Cardauns inkriminierten Stellen der ›Münchmeyer-Romane‹ nur noch Harmlosigkeiten, ein Beweis dafür, wie schnell moralische Verdikte hinfällig werden können. Der Anlaß für Cardauns, so erbarmungslos gegen May zuzuschlagen, dürfte letzten Endes die nach seiner Ansicht dick aufgetragene Christlichkeit der Mayschen ›Reiseerzählungen‹ gewesen sein. May war ja von katholischen Kreisen wie dem ›Hausschatz‹ als Katholik vereinnahmt worden und hatte sich im ›Kürschner‹ selber als solcher ausgegeben. Grund genug für Cardauns, der May ja aufgrund der ›Münchmeyer-Romane‹ für einen ›Pornographen‹ hielt, den sächsischen Schriftsteller nun als Heuchler großen Stils vorzustellen.

In seinem Aufsatz ›Herr Karl May von der anderen Seite‹ aus den ›Historisch-politischen Blättern‹ CXXIX (1902) entwirft Cardauns ein polemisches Bild von dem »Pseudo-Katholiken« May. Er beginnt mit einigen biographischen Fakten, unter anderem Mays Aufenthalt im Seminar Waldenburg. Von den Vorstrafen war damals noch nichts bekannt, und es spricht für Cardauns, daß er sie auch dann nicht erwähnte, als Lebius, weitaus weniger skrupulös als der rheinische Gelehrte, sie schon veröffentlicht hatte. Dennoch kann man über die vielen Übertreibungen und Kurzschlüsse des ›Herrn Karl May von der anderen Seite‹ nicht einfach hinweggehen; Cardauns war ja ein Meister der Polemik, wortgewandt und rücksichtslos, wenn es darum ging, einen Gegner bloßzustellen. Wenn er beispielsweise von Mays »katholisierenden Romanen« spricht, so erweckt er den Eindruck, als sei das »Katholisieren« das Hauptmerkmal Mayschen Schreibens, was ja noch nicht einmal der eingefleischteste May-Gegner unwidersprochen behaupten könnte. Cardauns hat vermutlich nie May wirklich gelesen, sondern nur Beweisstellen für seine Thesen gesucht, wie er es auch im Fall Taxil tat, als er sich einmal eben übers Wochenende seine Schriften kommen ließ.²⁰ Marah Durimehs »flammende Rede über den Primat des Papstes« muß im Zusammenhang mit dem gesamten Schlußkapitel von ›Durchs wilde Kurdistan‹ gelesen werden, dann reduziert sich die Papst-Eloge auf wenige Zeilen. ›Freuden und Leiden eines Vielgelesenen‹ werden zum berechtigten Anlaß für Hermann Cardauns, über Mays »ausschweifende Phantasie«²¹ ausführlich nachzudenken; für die in dieser sicherlich selbstgefälligen, aber eben von der Tragik des permanent an seinen Ich-Fiktionen herumarbeitenden May gekennzeichneten Erzählung unterschwellig vorhandenen Signale einer tiefen Zer-

//198//

rissenheit und Unsicherheit hatte Cardauns - wie sollte er auch - keine Antenne.

Ärger in jeder Beziehung ist das, was er über die ›Münchmeyer-Romane‹ zu sagen weiß, die er als »Hauptbeweisstück«²² für Mays »Taxiliaden« wählte. Gewiß steht hier vieles in den dicken Bänden, was vom damaligen Standpunkt her überaus anstößig war. Auf der Suche nach »unzüchtigen Stellen« hatte Cardauns ganz sicherlich keine Zeit, die umfangreichen Originaltexte wirklich zu lesen, vor allem aber keine Lust. Da die einschlägigen Presseberichte, etwa in der ›Reichspost‹ oder im ›Wanderer‹ (St. Paul, Minnesota), ihm von vornherein den Eindruck vermittelt hatten, es handele sich hier um »schmutzige Kolportage«, dürfte er von der stichprobenartigen Suche nach Unsittlichem mehr als angeekelt worden sein, so daß er auf eine Lektüre verzichtete. Daß Cardauns' Bemerkungen über die ›Münchmeyer-Romane‹ nicht eingehendem Quellenstudium - wie er selbst gern behauptete - entsprangen, sondern mehr oder weniger beliebig ausgefallen sind, belegen einige amüsante Details. Zwar hat Cardauns beispielsweise die Erstausgaben der ›Liebe des Ulanen‹ und der ›Deutschen Herzen‹ mit den Fischer-Ausgaben verglichen und konstatiert, daß bei Fischer keine zusätzlichen anstößigen Szenen zu finden waren (was ja auch stimmt), daß Fischer aber zum Beispiel die ›Deutschen Herzen‹ durchgehend überarbeiten ließ (allein eine Stichprobe am Anfang hätte Cardauns das zeigen müssen), läßt der »Nachforscher in historischen Dingen« unerwähnt.²³ Beim Vergleich der Episode von der »Höhle des Königsschatzes« aus dem ›Waldröschen‹ mit der späteren Fassung in ›Old Surehand‹ II ist es Cardauns aufgefallen, daß May eine »lüsterne Szene erfreulicherweise« weggelassen habe, doch nennt er - wie in diesem Texte durchgehend - keine Seitenzahlen, mit denen er seine Behauptung hätte belegen können (und wenn dann in ›Herr Karl May von der anderen Seite‹ doch einmal Seitenzahlen auftauchen, dann sind sie gern falsch, wie bei der oben erwähnten »Marah-Durimeh-Rede« über den Primat des Papstes). May hat in der ›Old Surehand‹-Bearbeitung seines frühen Textes auch die Haltung der Westmänner verändert, und die Indianer nehmen keine Skälpe mehr (anders als im ›Waldröschen‹); das hätte Cardauns unbedingt auffallen müssen. Er war wohl der festen Überzeugung, der ›katholischen Sache‹ einen Gefallen zu tun, wenn er den Pseudo-Katholiken May entlarvte, denn immerhin hatte May eine große katholische Anhängerschaft, und vielleicht hoffte Cardauns, mit seinen Angriffen späteren Behauptungen liberaler Zeitungen, die Katholiken seien May auf dem Leim gegangen, vorbeugen zu können. Da er aber nicht wie bei Taxil die Nase vorn gehabt hatte,

//199//

sondern sich im Grunde nur an die Angriffe der ›Frankfurter Zeitung‹ anhängte, gab es später dann einen heftigen Streit zwischen der liberalen ›Frankfurter Zeitung‹ und Cardauns um die Priorität in Sachen May. Cardauns verletzte mehr als einmal das Gebot der Fairneß. Nicht zu Unrecht witterte die ›Augsburger Postzeitung‹ Unrat, als Cardauns im Berufungsverfahren May gegen Lebius 1910 in Bonn über die Unsittlichkeit der ›Münchmeyer-Romane‹ befragt wurde und darauf nichts zu antworten wußte. »Der Zeuge Dr. Cardauns hat sich nun zehn Jahre lang mit diesem Stoffe beschäftigt«, schrieb die ›Postzeitung‹ nicht ohne Häme, »er hat über ihn vielfach geschrieben und auch öffentliche Vorträge über ihn gehalten. Darum hatte das Berliner Berufungsgericht von ihm die kompetente Aufklärung erwartet, doch blieb diese leider aus. . . . Er behauptete, die . . . Erklärungen erst in einem weiteren Termin geben zu können, da er heute nicht darauf vorbereitet sei. . . . Ob das Berliner Berufungsgericht noch Wert auf Aussagen legt, die

erst vorbereitet werden müssen, bleibt abzuwarten.« (Augsburger Postzeitung vom 30. 9. 1910.)²⁴ Zweifellos hatte Cardauns nach der Vorladung zur Vernehmung, die an seinem Bonner Wohnsitz stattfand, ahnen können, daß es hier um die ›Münchmeyer-Romane‹ gehen würde und zweifellos hätte er sich mit Allgemeinplätzen wie »Ehebruchsszenen« ebenso behelfen können wie 1902 in den Historisch-politischen Blättern; daß er aber gar nichts zu sagen hatte auf die Fragen des Gerichts, läßt den begründeten Verdacht aufkommen, daß die »genauere Prüfung« der Romane, die er 1902 in den »Historisch-politischen Blättern« bereits vorgenommen haben wollte, ausgeblieben war.²⁵

Überhaupt wird sich ein genauer Kenner des Inhalts der fünf umfangreichen Kolportageschmöker schon sehr wundern, wenn er Cardauns Zusammenstellung »unsittlicher Stellen« in den ›Historisch-politischen Blättern‹ von 1902 liest und überprüft. Das hat nicht nur mit einem erheblich gewandelten Moralbegriff zu tun; vielmehr bietet Cardauns das, was ihm beim flüchtigen Durchblättern der Bücher aufgefallen war, und das führt meist zu maßlosen Verzerrungen. Wenn er zum Beispiel im ›Waldröschen‹ »furchtbare Rohheiten, Verführung, Sittlichkeitsverbrechen, Ehebruch, gemeine Wüstlings- und Dirnen-Erlebnisse, eine unendliche Bordellgeschichte«²⁶ erblickt, so wird man sich vergeblich abmühen, das alles mit der tatsächlichen Handlung des Romans in Kongruenz zu bringen. Gewiß gibt es starke Brutalitäten im ›Waldröschen‹, aber schon bei den »Sittlichkeitsverbrechen« wird es prekär, denn der Begriff ist viel zu breiig, um mit bestimmten Situationen des ›Waldröschen‹ in Verbindung gebracht zu werden. Die »ge-

//200//

meinen Wüstlings- und Dirnen-Erlebnisse« können sich vielleicht auf den »Liebesrausch« des jungen Ferdinando beziehen, obwohl die Beschreibung wiederum auch für damalige Maßstäbe bedenklich übertrieben ist. Eine »unendliche Bordellgeschichte« gibt es jedoch keinesfalls; die in Paris spielende Nebenhandlung um den Garotteur Gerard Mason ist zwar in einer an Sue gemahnenden Unterweltsatmosphäre angesiedelt, und Mignon ist eine Bordell-dirne, doch geschieht absolut nichts Bordelltypisches, außer daß ein beraubter und zusammengeschlagener Mann (Graf Alfonzo) von den barmherzigen Samariterinnen besagten Hauses aufgelesen und gerettet wird (da hätte Cardauns ja sogar noch eine erbauliche christliche Moral entdecken können). Auch im ›Verlorenen Sohn‹ entdeckt Cardauns »fortgesetzt Bordell- und verwandte Geschichten mit Schamlosigkeiten, die sich der Beschreibung entziehen«²⁷ und die der empörte Gelehrte daher auch nicht beschreibt (was ihre Nachprüfung einigermaßen erschwert). Zugegeben: im ›Verlorenen Sohn‹ spielen einige Szenen wirklich in einem Bordell, aber außer Küssen verteilen die seltsamen Liebesdienerinnen keine anderen Gunstbeweise; fortgesetzt wird die Geschichte, die zusammen kaum 2% des Gesamttextes umfaßt, auch nicht mit Schamlosigkeiten, was ja wieder ein sehr vager Begriff ist. In der ›Liebe des Ulanen‹ fand Cardauns »einige Szenen von auserlesener Gemeinheit«²³ (ohne das wenigstens durch Seitenzahlen zu präzisieren); sehr merkwürdig aber ist, daß ausgerechnet dieser Roman ihm als »nicht so schlimm« wie ›Waldröschen‹ und ›Der verlorene Sohn‹ vorkam, wo doch gleich auf der ersten Seite der ›Liebe‹ so viele erotische ›Deutlichkeiten‹ zu finden sind wie sonst nirgendwo in den ›Münchmeyer-Romanen‹. Auch Cardauns' Ausführungen über den ›Weg zum Glück‹ sind wieder maßlos verzerrt und lassen sich von noch so spitzfindigen ›Exegeten‹ nicht ›retten‹: wenn man in dem »Riesenskapitel«, wo angeblich »Ein Ehebruch den andern (drängt)« und einmal »eine Unzuchtsszene geradezu scheußlich ausgemalt«²⁹ wird, das ›Samiel-Kapitel erblicken will, so muß man das doch entschieden einschränken. Ehebruch ist wohl nur das geringste unter den zahlreichen Verbrechen und Vergehen der Kronenbäuerin, eine mögliche ehebrecherische Beziehung mit dem Knecht Bastian bleibt vollständig undeutlich und nur angedeutet, und ihr ›Angebot‹ an den Knecht Fritz Hiller wird empört und unter Hinweis auf die Zehn Gebote abgelehnt: das ist keine »Ehebruchsszene«, sondern eher das Gegenteil, eine »Ehebruchs-Verhinderungsszene«. Cardauns hätte allerdings hier wohl eher begeistert sein sollen ob soviel Moralität; fügen wir nur hinzu, daß in Romanen wie ›Madame Bovary‹ oder ›Anna Karenina‹ das Ehebruchsthema

//201//

schon damals sehr eindringlich in die Literatur eingeführt worden war, so daß Cardauns' Entrüstung antiquiert wirkt. Die »scheußliche Unzuchtsszene« schließlich ist im ›Samiel-Kapitel nicht nachweisbar; ein neuerer Interpret ohne jede Textkenntnis hat neulich die »Schilderung, wie die beiden schurkischen Müller Baronin Etelka von Gulijan gefesselt und geknebelt lebendigen Leibes im Bett verbrennen« als mit jener Unzuchtsszene identisch erklärt. Nur hat das nichts mit Unzucht zu tun, ist (›bloß‹) brutaler Mord und kommt vor allem gar nicht im ›Samiel-Riesenskapitel vor.³⁰ Daß »deutlich hervorgehobene Ehebrüche« für den Handlungsablauf des ›Weg zum Glück‹ wesentlich sind,³¹ kann man ebenfalls nur bei mangelnder Textkenntnis behaupten. Die Ehebrüche des Silberbauern und des Finkenheiners gehören zur Vorgeschichte der Erzähl-Handlung, sie werden nicht Gegenstand eigener »Ehebruchsszenen« und auch nicht »deutlich hervorgehoben«. So bleiben denn Cardauns' Umschreibungen und Präsentationen Mayscher »Unzuchtsszenen« allesamt maßlos verzerrt und übertrieben. Cardauns war viel zu sehr Parteipolitiker

und Journalist, um sich die in jahrzehntelangem Kleinkrieg gegen die preußische Kulturkampfbürokratie erprobte Strategie der »Vernichtung« eines schwachen Gegners im Falle May versagen zu können. Allerdings muß man Cardauns zugutehalten, daß er in May tatsächlich einen zweiten Taxil erblickte und sich moralisch berechtigt fühlte, den »protestantischen Schwindler«, der für seine Werke sogar Empfehlungen der deutschen Bischöfe erlangt hatte, zu entlarven und an den Pranger zu stellen, um Einwänden aus dem liberalen Lager vorzubeugen, die Katholiken seien nach dem Taxil-Schwindel nun auch auf May hereingefallen. Erst als Mays Freunde wie Heinrich Wagner, der Chefredakteur der Passauer »Donauzeitung«, zum Gegenangriff auf Cardauns ansetzten, wehrte sich dieser mit seinem Artikel »Die »Rettung« des Herrn Karl May«. Hier wird nun - in sehr viel scharfsinnigerer und gewandter Weise als in »Herr Karl May von der anderen Seite« - jede Schwachstelle der Mayschen Verteidigungsstrategie (die ja von Cardauns' Standpunkt aus auch unverständlich erscheinen mußte) zerpfückt, seziert und den Blicken einer erbarmungslosen Öffentlichkeit preisgegeben. Insbesondere der Vergleich May - Fischer bot Cardauns Anlaß zu allerlei Ironie.³² Erst nach dem Erscheinen der »Rettung« setzte dann auch eine heftige Zeitungskampagne für und wider May, für und wider Cardauns ein, in die sich auch die »Kölnische Volkszeitung« einschaltete.³³ Zu jenem Zeitpunkt war Hermann Cardauns freilich längst unsterblich geworden: als »Ghulam el Multasim, der »Henker« des »Silberlöwen« III und IV.

//202//

III. Literarische Transformationen des Herrn Cardauns

Mit Hermann Cardauns war Karl May erstmals ein Mann feindlich entgegengetreten, dem er sich in keiner Weise gewachsen fühlen konnte; selbst ein Lebius in späteren Jahren war bei aller Dämonie irgendwie noch berechenbar (ein Erpresser halt, obskurer Schmierjournalist). Cardauns war anders: der Historiker, Hochschullehrer und Redakteur hatte sich in seiner über zwanzigjährigen Tätigkeit für die »Volkszeitung« ohnehin einen seelischen Panzer zugelegt, an dem alle Angriffe abprallten. An der Integrität des Hermann Cardauns war kaum zu zweifeln; auf alle späteren, teilweise sehr heftigen Anwürfe Mays antwortete er eher würdevoll und gelassen. Auch May hüllte sich zunächst weitgehend in Schweigen. Erst nach Erscheinen der »Rettung« brach sich seine Empörung in langen, wütenden Flugblättern Bahn;³⁴ hier ist auch deutlich erkennbar, daß sich May über Cardauns' wirkliche Absichten im Unklaren wahr. Die Beziehung Taxil-May-Kulturkampf war ihm, dem in politischen Dingen eher Unbedarften, nicht einsehbar. Stattdessen begann er schon im Flugblatt »Die »Rettung« des Herrn Cardauns« die Gestalt des Kölner Gegners zu transformieren, ins Lächerliche zu ziehen: als »goldige(s) Baby«, als »Hanswurst der Frankfurter Zeitung« und als »Münchmeyersche Soxhletflasche«.³⁵ Dies war spürbar mehr als beleidigend, aber doch so weit von der Realität entfernt, daß Cardauns nur noch mit einem mitleidigen Lächeln und milder Rhetorik auf diese Angriffe reagierte.³⁶ In der Tat war Cardauns in Mays Kopf schon längst zur literarischen Figur geworden, zum Gegner, dessen Gestalt sich transformiert hatte: literarischer Babyverstand konnte Cardauns im Ernst nicht attestiert werden, hatte der doch seinen Sachverstand in über zwanzig Jahren »Volkszeitung« und vorausgegangener Hochschultätigkeit unter Beweis stellen können. Cardauns als Bundesgenossen der Firma Münchmeyer zu interpretieren entbehrte ebenfalls jeder sachlichen Grundlage; May freilich sah nur die schädliche Wirkung der Cardaunsschen Behauptungen und fand in dem Bild der »Münchmeyersche(n) Soxhletflasche« eine Möglichkeit, seine Verachtung für Cardauns' angeblichen Versuch, das Münchmeyersche Gift in kleinen Portionen unters Volk zu bringen (zumal die »Soxhletflasche«, für die Ernährung von Kleinkindern gedacht, wiederum an das »literarische Baby« Cardauns gemahnt). Als »Hanswurst« der »Frankfurter Zeitung« schließlich ließ sich Cardauns nur dann interpretieren, wenn man von den weitgehenden politischen Meinungsverschiedenheiten zwischen der »Frankfurter Zeitung« und

//203//

der »Kölnischen Volkszeitung« absah; indem in Mays fiktivem *Kasperltheater* die »Frankfurter Zeitung« Cardauns zum »Professor der Geschichte in Bonn« machen will,³⁷ deutet sich auch in Mays heillos verzerrter Darstellung an, daß May über Cardauns' Hochschulvergangenheit durchaus im Bilde war.

Die Flugblätter Mays zeigten deutlich, wie sehr sich Mays Cardauns-Bild, verständlich haßverzerrt, von der Wirklichkeit entfernt hatte. Es soll hier darum auch ein Blick auf die literarischen Porträts geworfen werden, die May von Cardauns zeichnete. Zum einen tritt er als Ghulam el Multasim, der *Blutträger*, im »Silberlöwen« III und IV in Erscheinung: *Er war ein schöner Mann von gegen sechzig Jahren, schwarzgrau bebartet, sehr wohlhabend gekleidet und außer mit ausgelegten Schießwaffen mit einem krummen Säbel versehen . . . Ich habe überhaupt keine besonders große Vorliebe für sogenannte schöne Männer, und wenn sie*

sich selbst bei gewöhnlichen Gelegenheiten so herausputzen wie dieser hier, so lasse ich sie am liebsten ihrer Selbstbewunderung über.³⁸ Dieses geradezu liebevolle (oder besser: haßvoll) anschauliche Porträt ist nicht wörtlich zu verstehen; Cardauns war zur Zeit des ›Silberlöwen‹ III vierundfünfzig Jahre alt, seine bekanntgewordenen Photographien zeigen keinen schönen Mann, sondern den bekannten Typus des bärtigen, bebrillten deutschen Gelehrten. Es ist nicht zu entscheiden, inwiefern für Mays Romanbeschreibung auch persönliche Eindrücke maßgebend wurden; immerhin hatte May Cardauns selbst am 6. 11. 1901 in Dortmund über ›Literarische Curiosa‹ gehört, so daß das unmittelbare Erleben in den Text mit eingegangen sein könnte. Wichtiger ist hier nur, daß Ghulams Schönheit seine inneren Defekte nur mühsam verbergen kann. Cardauns/Ghulam tritt im Vollgefühl seiner Reputation und seiner Erfolge als Steuerpächter (d. h. Pächter der ewigen Seligkeit, Mays permanente Metapher im ›Silberlöwen‹ für die »Ultramontanen«) auf; seine Brutalität als Vertreter des Unrechts und der herrschenden (bösen) Gewalt, wird dadurch noch verstärkt, daß er als *Bluträcher*, d.h. Repräsentant eines starren, veralteten Systems (wollte May hier auf Cardauns' publizistische Tätigkeit im Dienste des politischen Katholizismus anspielen?) in Erscheinung tritt. Erst zu Beginn des ›Silberlöwen‹ IV wird dann deutlich, daß Ghulam mit den Mitteln der Hinterlist und des Betrugs arbeitet: mit Öl eingeschmiert (Metapher für Cardauns' Gewandtheit im Schreiben), sucht er den Ustad und seine Helfer zu ermorden und wird festgenommen, durch die Dummheit des Pedehr aber gelingt ihm die Flucht. May zeichnet hier aus seiner Sicht die Jorde-Zuschrift an die ›Elberfelder Zeitung‹ nach, die den Verlag Bachem der »literarischen Piraterie« bezichtigte und zu

//204//

einem Rechtsstreit zwischen Bachem und dem Verlag Fehsenfeld führte, in dessen Verlauf Fehsenfeld einem Vergleich zustimmte.³⁹ Wie wütend May über das Verhalten Fehsenfelds war, zeigen die Bemerkungen über das Versagen des Pedehr zur Genüge.⁴⁰ Wichtig für die romanhafte Deutung der Cardauns-Gestalt ist neben der Charakterisierung (Heimtücke, Verschlagenheit, Pochen auf scheinbare Rechte) vor allem die Tatsache, daß der »Henker« nur Handlanger der »Schmugglerbande« der »Sillan« ist (und »Schmuggel« bedeutet im Mayschen Spätwerk fast immer: Schwindel auf geistigem literarischem Gebiet), nur Werkzeug des Ahriman Mirza alias Fedor Mamroth: der »Hanswurst« der ›Frankfurter Zeitung‹ wird hier, fünf Jahre vor Mays einschlägigem Flugblatt, schon sichtbar.

Ist im ›Silberlöwen‹ die Gleichsetzung Ghulams, der am Ende von seinen eigenen Henkerswerkzeugen erschlagen wird, mit Cardauns überdeutlich, so bleibt offen, in welcher Weise May später Cardauns in ›Winnetou‹ IV porträtierte. Dazu hat sich Dieter Sudhoff eingehend geäußert;⁴¹ wichtig ist für unseren Zusammenhang, daß hier, im Jahre 1909, Cardauns als Gegner in den Hintergrund getreten zu sein scheint. Sowohl der Professor Simon Bell als auch sein Kollege Edward Summer sind Mitglieder des Komitees, das ein falsches Winnetoubild propagiert, also Feinde Mays; während aber Paper und Evening (nach der Deutung Sudhoffs Lebius und Gerlach) deutlich negativ gezeichnet sind, bleiben Summer und Bell als untadelige, aber fehlgeleitete Gelehrte Respektspersonen, Gegner zwar, aber eben rein »literarische«. Es ist bemerkenswert, wie milde May inzwischen geworden war; sowohl Summer als auch Bell könnten beide gut für Cardauns stehen. In Ergänzung Sudhoffs sei noch darauf verwiesen, daß Cardauns Doktor der Philosophie war (Bell ist Philosophieprofessor), Hochschullehrer (wenn auch erst gegen Ende seines Lebens Professor) und daß er ehemals klassische Philologie studiert hatte (wie Summer). Vielleicht stellen die beiden Gestalten also ein Doppelporträt des Hermann Cardauns dar.

Es gehört zu den seltsamen Dingen, die im Reich der Literatur gelegentlich vorkommen, daß Cardauns heute nur noch durch die ›Karl-May-Forschung‹ im Blickpunkt des Interesses steht. Wenn er das geahnt hätte! Interessant scheinen mir Themen Cardaunsscher Vorträge die sich in seinem Nachlaß fanden: ›Die Sklaverei in Afrika‹ oder ›Der Kampf gegen den Mahdi‹. Als wär's ein Stück von May . . . Die Frage ist müßig und spekulativ, aber nicht reizlos: hätten May und Cardauns der Phantast und der Gelehrte, Freunde werden können, wenn sie nicht aus politisch-taktischen Gründen in verschiedenen Lagern gestanden hätten?

//205//

¹ Vgl. besonders die Dokumentation von Berhard Kosciuszko: Im Zentrum der May-Hetze. Die Kölnische Volkszeitung. Mit einer Vita Cardauns von C. F. Lorenz. Ubstadt 1985. (Materialien zur Karl-May-Forschung. Band 10).
² Kosciuszko wie Anm. 1 S. III-IX
³ Rudolf Lebius: Die Zeugen Karl May und Klara May. Berlin-Charlottenburg 1910 S. 176-210
⁴ Vgl. Anm. 2
⁵ Kosciuszko wie Anm. I S. I
⁶ Hermann Cardauns: Aus dem Leben eines deutschen Redacteurs. Köln 1912 S. 197
⁷ Manfred Bierganz: Hermann Cardauns (1847-1925). Politiker, Publizist und Wissenschaftler in den Spannungen des politischen und religiösen Katholizismus seiner Zeit. Diss. Aachen 1977 S. 60
⁸ Ebd. S. 60
⁹ Ebd.S.69

[10](#) Ebd.S.67
[11](#) Cardauns wie Anm. 6 S. 196
[12](#) Bierganz wie Anm. 7 S. 351
[13](#) Ebd. S. 356f.
[14](#) Ebd. S. 401ff.
[15](#) Ebd. S. 402
[16](#) Kosciuszko wie Anm. 1 S. 4
[17](#) Hans Wollschläger: Karl May. Zürich 1976 S. 114; vgl. dazu Bierganz S. 500
[18](#) Kosciuszko wie Anm. 1 S. 81
[19](#) Ebd. S. 82
[20](#) Bierganz S. 349
[21](#) Historisch-politische Blätter CXXIX S. 535
[22](#) Ebd. S. 533
[23](#) Ebd. S. 537
[24](#) Archiv Christoph F. Lorenz
[25](#) Cardauns wie Anm. 21 S. 532
[26](#) Ebd. S. 534
[27](#) Ebd. S. 534
[28](#) Ebd. S. 535
[29](#) Ebd. S. 535
[30](#) Rudi Schweikert: Germanistisches Elend. Frankfurt a. M. 1985 S. 107. Schweikerts Buch gehört zu den Kuriosa auf dem Buchmarkt; da die bemerkenswerte Textunkennntnis des Verfassers unter anderem dazu führt, daß er ein wörtliches Zitat des Anfangs von Cardauns' ›Die »Rettung« des Herrn Karl May« nicht als solches erkennt (S. 97f.), muß sein Traktat wohl als Beschreibung seines eigenen »Germanistischen Elends« verstanden werden.
[31](#) Ebd. S. 107
[32](#) Cardauns: Die ›Rettung‹ des Herrn Karl May, Historisch-politische Blätter CXL. S. 286-309
[33](#) Vgl. Kosciuszko wie Anm. 1 S. 34-43
[34](#) Jb-KMG 1979 S. 276 - 321
[35](#) Ebd. S. 302
[36](#) Kosciuszko S. 37ff.
[37](#) Jb-KMG 1979 S. 294
[38](#) Im Reiche des Silbernen Löwen III. Freiburg (1898) S. 518f.
[39](#) Wollschläger wie Anm. 17 S. 114f.
[40](#) Silberlöwe IV. Freiburg (1903) S. 189ff.
[41](#) Dieter Sudhoff: Karl Mays »Winnetou IV«. Ubstadt 1981 (Materialien zur Karl-May-Forschung Band 6) S. 67-71

Mein Dank gilt Frau Dr. Hildegard Cardauns und Herrn Prof Dr. Burkhard Cardauns, Brauweiler, für die freundliche Genehmigung, in den Nachlaß ihres Großvaters Hermann Cardauns Einsicht zu nehmen, und für lange, fruchtbare Gespräche.

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//206//

HERMANN CARDAUNS

Herr Karl May von der anderen Seite*

Veranlassung der folgenden Ausführungen ist nicht das Pamphlet,[1](#) das im Januar d. J. »ein dankbarer May-Leser« anscheinend zuerst in Elberfeld[2](#) verbreiten ließ und das seitdem auch anderswo massenhaft verbreitet worden ist. Der Entschluß, Herrn May dem deutschen Publikum im Allgemeinen und seiner blindgläubigen Gemeinde im Besonderen »von der andern Seite« zu zeigen, stand längst fest und war schon im vorigen Jahre in einem Vortrage zu Dortmund (6. November) ausgeführt worden, dessen wesentlicher Inhalt nach dem Bericht der Tremonia[3](#) durch einen großen Theil der deutschen Presse lief. Eine Menge von Blättern der verschiedensten Richtungen äußerte sich zustimmend, ablehnend meines Wissens nicht ein einziges - da begriff man im Lager der »May-Käfer«, daß etwas geschehen müsse, und ließ die Broschüre los. Dieses handgreiflich von K. May selbst wenn nicht geschriebene so doch inspirierte Machwerk, das um die Sache sorgfältig herumgeht, um so eifriger aber mit Reklame für den großen Mann und blanken Erfindungen operirt, hat mich nicht veranlaßt, an meinen Ausführungen auch nur ein Wort zu ändern; höchstens hat es zu Wege gebracht, daß »die Wahrheit über Karl May« jetzt noch etwas deutlicher gesagt wird, als es sonst geschehen wäre.

Sachlich wird mein Aufsatz nicht viel enthalten, was ich nicht schon in verschiedenen öffentlichen Vorträgen - bei dem allmählichen Anschwellen des Materials in sehr verschiedener Form - gesagt habe. Außer den Quellenbelegen werde ich nur Dinge beifügen, die an sich nicht wesentlich, aber zur Kennzeichnung des ganzen May-Rummels werthvoll sind. Die eigentliche Grundlage der Beweisführung werden May's eigene Schriften und Erklärungen bilden, in erster Linie die fünf wüsten Romane, die er in den Achtziger-Jahren, mit einer einzigen Ausnahme pseudonym oder anonym, erscheinen ließ und von der Verzeichnung in Kürschner's Literatur-Kalender ausgeschlossen hat. Die Charakteristik dieser vielfach geradezu infamen Produkte und ihre Vergleichung mit g l e i c h z e i t i g erschienenen Werken ganz anderer Art wird zur Evidenz zeigen, in welchem Maße es diesem seltsamen Manne gelungen ist, weite Kreise viele Jahre lang an der Nase herumzuführen, und wie nothwendig es war, dem endlich ein Ende zu ma-

* Probleme bei der Darstellung von Zeichen in Frakturschrift wurden zunächst dadurch gelöst, daß sie fett und in [] gesetzt. Wenn also ein Buchstabe in [] und fett gesetzt ist, ist er als ein Fraktur-Zeichen zu lesen. Nicht fett gesetzte Zeichen in [] wurden vom jeweiligen Autor in die entsprechenden Klammern gesetzt; die Internet-Redaktion

//207//

chen. Um so nothwendiger, als einerseits jene Produkte jetzt, wenn auch von May desavouirt, in neuer Auflage erscheinen, andererseits Hr. May in seinen ›Himmelsgedanken‹ (Freiburg, Fehsenfeld 1901) unter die religiösen Lyriker gegangen ist. Da ist die dringende Gefahr vorhanden, daß namentlich die Jugend, die bisher für May's Reise-Erzählungen schwärmte, durch schmutzige Colportage-Romane vergiftet wird.

Hie und da ist der plumpe Versuch aufgetreten, die Frage auf das *c o n f e s s i o n e l l e* Gebiet hinüber zu spielen. Aber die katholische Familienzeitung Deutscher Hausschatz, die ihn früher zu ihren bevorzugten Lieblingen zählte, befindet sich in sehr großer und sehr gemischter Gesellschaft, worüber gleich Weiteres, und schon unter diesem Gesichtspunkt sollte man sich hüten, ihn als »Ultramontanen« zu frisiren.⁴ Umgekehrt fällt es mir nicht ein, für May's literarische Sünden den Protestantismus verantwortlich zu machen, weil der Mann *P r o t e s t a n t* ist. Ich erwähne diesen Umstand auch nur 1) als Abkühlungsmittel für seine katholischen Verehrer, und 2) weil er ein so merkwürdiges Licht auf May's *k a t h o l i s i r e n d e* Romane wirft. Die mir längst bekannte Thatsache wird mir neuerdings von verschiedenen protestantischen Bekannten May's bestätigt. Ich beschränke mich auf die Feststellung der (amtlich bezeugten) Thatsache, daß er 1856-57 dem Proseminar, dann mehrere Jahre dem Fürstlich Schönburg'schen Seminar Waldenburg (Sachsen) angehörte, einer Anstalt, die nur evangelische Schüler aufnimmt. Damit erledigt sich die Angabe eines mir kürzlich zugegangenen Schimpfbriefs aus New-York, er heiße eigentlich Karl Mayer und sei am 2. September 1872 von einem katholischen Geistlichen in Amerika getauft worden. Offenbar handelt es sich um einen schlechten Scherz. Ein sonstiges Zeugniß für das Gerücht von seinem Uebertritt zum Katholicismus ist mir nicht bekannt geworden.⁵ May selbst hat zwar je nach Bedarf in seinen Romanen fleißig katholisirt, aber meines Wissens nie behauptet, er sei katholisch, und seinen Himmelsgedanken fehlt jede confessionelle Färbung.

D e r R e i s e s c h r i f t s t e l l e r . Etwa seit den Achtziger-Jahren erregten die abenteuerlichen Geschichten Karl May's (laut Kürschner's Literatur-Kalender Dr. phil., geb. zu Hohenthal in Sachsen am 25. Februar 1842) wachsendes Aufsehen. Eine Reihe derselben erschien im Deutschen Hausschatz (Pustet'scher Verlag in Regensburg), wodurch er Eingang in weitere katholische Kreise fand, aber auch sonst begegnete man ihnen vielfach. Massenhaft schrieb er für den Colportage-Verlag H. G. Münchmeyer in Dresden, worüber unten mehr; in Rosegger's Heimgarten (Jahrg. 1877/78) erschien mit seinem Namen eine

//208//

morgenländische Erzählung »Die Rose von Kahira«⁶ und eine Humoreske »Die falschen Excellenzen«; eine gräßliche Klapperschlangengeschichte habe ich einmal in irgend einem Volkskalender, eine höchst schaudervolle Geschichte vom »blutigen Fuchs« in einem Jahrbuch für Knaben gefunden, ich glaube im Guten Kamerad (Union, deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart); eine Episode aus dem Leben des alten Dessauers, »Fürst und Leiermann«, stand in der Volksbibliothek des Lahrer hinkenden Boten, »Die Wüstenräuber« im 4. Band (1885) der Bachem'schen Romansammlung.⁷

Seit 1892 erschienen bei F. E. Fehsenfeld (Freiburg i. Br.) »Karl May's gesammelte Reiseerzählungen« (27 Bde.). Auf diese Sammlung hat sich längere Zeit die Kritik fast ausschließlich beschränkt.

Es sind Ich-Erzählungen. Hr. May (auch Kara ben Nemsî Effendi genannt oder Old Shatterhand, weil er es so ausgezeichnet versteht, unzählige Feinde mit einem einzigen Fausthieb zu Boden zu schmettern) erzählt s e i n e e i g e n e n Erlebnisse, und die sind so wunderbar wie der Mann selbst. Er weiß alles und bringt alles fertig. Er spricht eine Menge der verschiedensten Sprachen und Dialekte mit fabelhafter Geläufigkeit, besitzt sehr respektable theologische, ärztliche und sonstige wissenschaftliche Kenntnisse, vor allem aber ist er unübertrefflich in allen Sport- und Kriegskünsten. Reiten kann er wie ein Cowboy, laufen wie ein Hirsch, schwimmen wie ein Fisch, und vollends im Anschleichen und Fährtsuchen macht er den findigsten Indianerhäuptling platt, allenfalls mit Ausnahme seines Busenfreundes Winnetou, des großen Häuptlings der Apachen; sein Bärenjäger und sein Henry-Stutzen mit 25 Schüssen verfehlen niemals ihr Ziel, aber auch mit Lasso und Bola, Säbel und Kolben, Schlacht- und Wurfbeil, Lanze und Messer weiß er gleich sicher umzugehen. Kein Wunder, daß er in den verschiedensten Welttheilen die gewaltigsten Heldenthaten verrichtet. Daß er gefangen, gefesselt, eingeschlossen, an den Marterpfahl gebunden wird, aber dank seiner großen Schlaueit und Tapferkeit glücklich davonkommt, das geht in die Dutzende, denn merkwürdigerweise versäumen seine Todfeinde regelmäßig, ihm rechtzeitig eine Kugel vor den Kopf zu geben, und dann brennt er durch. Ein Segen für die Menschheit! Denn wer sollte all die dummen Kerle retten, die wegen Nichtbeachtung seiner Instruktionen in die größte Lebensgefahr gerathen? Wer sollte all das Geld verschenken, das er selbst so gründlich verachtet? Mit ihm würde ja der reinste Uebermensch zu Grunde gehen, dessen ganzer Lebensweg mit Werken der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit gepflastert ist!

Dabei ist er ein sehr frommer Mann, gelegentlich auch rechtgläubi-

//209//

ger Katholik. Hier einige Beispiele aus den im 23. Band unter dem Titel »Auf fremden Pfaden« vereinigten kleineren Erzählungen. Ein mohammedanisches Kind schwebt in dringendster Gefahr, in einem Salzsumpf zu ertrinken, und die anwesenden Tuareg rufen den Propheten an; »ich setzte mich, als ob uns gar nichts dränge, gemächlich wieder in den weichen tiefen Sand;« erst als die Leute dreimal gerufen haben: »Jesus der Sohn Marias ist größer,« bequemt sich dieser christliche Menschenfreund zu einer ungeheuerlichen Rettungsthat (S. 250). Wenn er eine Strafpredigt gegen die verruchten Armenier hält, gebraucht er »mit Absicht das Wort Schismatiker« (S.395); es gibt ja auch katholische Armenier! In einem Winkel Kurdistans wohnen mohammedanische Schiiten im selben Dorf zusammen mit frommen Katholiken, denen der Erzähler am Rosenkranzfest Laiengottesdienst mit Predigt hält. Während die Schiiten im Vertrauen auf eine mohammedanische Heilige in den Kampf mit benachbarten Kurden ziehen, bleiben die Katholiken betend zurück, Herr »Ich« besiegt die Kurden auf eigene Faust, baut ein neues Dorf mit Kirche und Marienbild und läßt den beschämten Schiitenhäuptling als Marienverehrer zurück (Maria oder Fatima S. 455ff.). In anderen Bänden stirbt sein Freund Winnetou eines höchst erbaulichen Todes unter den Klängen eines Marienliedes - irre ich nicht, so hat Hr. M. es auch in Musik gesetzt - und eine alte Chaldäerin irgendwo hinten in Asien hält eine flammende Rede über den Primat des Papstes (Ges. Reise-Erzählungen II, S. 629).

A u f s c h n e i d e r e i u n d R e k l a m e . Das Alles ist nun ja an und für sich nicht schlimm. Das Erfinden ist das Vorrecht des Romanciers, auch des Ich-Erzählers, und ob ein Jules Verne in der ersten

oder in der dritten Person phantasirt, ist gleichgiltig. Ob er es zu arg treibt, ist zunächst eine Geschmacksfrage, und wenn er in jugendliche Hände kommt, eine Frage der Pädagogik, aber auf das achte Gebot wird man einen geschickten Münchhausen nur unter besonderen Umständen prüfen. Die aber liegen hier vor. Man braucht es Hrn. May nicht übel zu nehmen, wenn er das Blaue vom Himmel herunter erzählt. Auch wer dabei den Kopf schüttelt, kann seine mannigfachen Kenntnisse, seine Formgewandtheit und Erfindungsgabe anerkennen, wenn auch mit starken Reserven bezüglich der Wiederholungen und des mangelhaften Stils. Hier soll auch nicht eingehender von der Wirkung die Rede sein, welche ausschweifende Romantik auf jugendliche Leser ausübt oder doch ausüben kann - der Eine hat darüber bitter geklagt,⁸ der Andere tröstet sich mit der Erwägung, daß seine Reiseromane schlimmere Lektüre verdrängen - aber ernstlich übel nehmen muß man es ihm, wenn er ernst genommen sein will. Und das thut Hr. M. Im

//210//

19. Band findet man als Titelbild einen sehr unternehmend dreinschauenden Herrn mit Schlapphut, Kanonenstiefeln und einem mächtigen Schießprügel, Unterschrift: »Old Shatterhand (Dr. Karl May) mit Winnetou's Silberbüchse«; auf einer Verleger-Reklame erscheint »Old Shatterhand (Dr. Karl May)« mit Lasso und einem Halsschmucke, der anscheinend aus Bärenzähnen besteht. Am Schluß eines dreibändigen Romans⁹ führt er bittere Klage über einen verlogenen amerikanischen Advokaten und bemerkt mit gemüthlicher Selbstironie: »Wenn so ein Mr. Fred Murphy m e i n e E r l e b n i s s e für die seinigen erklärt, so kommt man leicht auf den Gedanken, fernerhin hübsch daheim zu bleiben, Mr. Murphy aber reisen zu lassen.« Ich fürchte, das Daheimbleiben bei »seinen Erlebnissen« hat er gründlich besorgt. In der kolossalen Selbstreklame, die er im Deutschen Hausschatz¹⁰ unter dem Titel »Freuden und Leiden eines Vielgelesenen« drucken ließ, versichert er mit dem ernstesten Gesicht, » m e i s t S e l b s t g e s e h e n e s u n d S e l b s t e r l e b t e s « geschrieben zu haben. An anderer Stelle¹¹ erfahren wir: »Ich bemerke, daß ich nicht eigentlich schriftstellere, sondern E r l e b n i s s e n i e d e r s c h r e i b e.« Am 6. Juni 1899¹² schreibt er an ein Blatt in Speyer aus dem »Bischari-Lager, sechs Reitstunden von Schallal in Nubien entfernt«, er reise jetzt nach dem Sudan, dann über Mekka nach Arabien zu seinem alten Freund Hadschi Halef und mit ihm durch Persien nach Indien. »Sie sehen, daß meine Bücher nicht in meiner Studirstube entstehen.« Leider erfahren wir durch einen weiteren Brief¹³ vom 12. Okt. 1899, datirt von Colombo auf Ceylon, einem recht civilisirten Ort, daß dieser kleine Spaziergang durch den Ausbruch der Pest unmöglich gemacht worden sei; darum reise er zunächst nach Sumatra, dann nach Indien, Persien und den Tigris hinab zu seinen geliebten arabischen Haddedihs, für die er früher einmal eine glorreiche Schlacht gewonnen hatte. Erfreulicher Weise hat er »ein reiches, ausgedehntes Goldfeld« entdeckt, »vielleicht ein orientalisches Klondyke, aber dieser Fund läßt mich sehr kalt; ich brauche ihn nicht. Ja, wenn die Gegend in der Nähe einer deutschen Colonie oder Ansiedelung läge, dann würde ich vielleicht nicht schweigen, aber Fremden - - ? Nein!« Und so ist zu befürchten, daß Hr. M. »dieses Geheimniß mit ins Grab nehmen« wird.

Aber mehr als das! Hr. M. will nicht nur »meist Selbstgesehenes und Selbsterlebtes« berichten, er schreibt auch aus den denkbar idealsten Beweggründen, er ist ein A p o s t e l und M i s s i o n a r . Unzähligemal läßt er sich das in seinen selbstgeschriebenen »Freuden und Leiden« bescheinigen, und in den der Broschüre des »dankbaren May-Lesers« beigegebenen Belobigungsbriefen desgleichen. Wenn der Prinzipal ei-

//211//

ner Cartonnagefabrik - laut Zeugniß einer Arbeiter-Deputation - erklärt, er »wäre ein wahrer Segen für seine ganze Cartonnage«, so ist das einer der gedämpften Ausdrücke. Alle möglichen Leute werden durch die Lektüre seiner Bücher bekehrt, Socialdemokraten und ein »protestantischer Millionär«, »ein böser Mensch«, der »Vater und Mutter in das Grab geärgert« hat, wie »acht Studenten der Philosophie« usw. Kein Wunder bei seiner tiefen Frömmigkeit! »Was ich bin und schaffe, das bin und schaffe ich durch Gottes Barmherzigkeit. Wenn meine Erzählungen hier und da Gutes wirken, so habe ich dies nächst Gott nicht mir, sondern den Gebeten meiner Leser zu verdanken.« Das Gebet ist der Fels, »auf den er sich so oft in der Noth gerettet«; durch »die Zuschriften, welche sich auf die religiösen, ethischen und socialen Wirkungen seiner einfachen (!) Erzählungen beziehen«, fühlt er sich »am tiefsten berührt«. »Ich will«, schreibt er am 6. Juni 1899,¹⁴ »meine Leser für alles Gute, Schöne und Edle begeistern und ihre Herzen zu Gott führen. Vor einiger Zeit schrieb mir ein Regierungsrath: ›Sie schreiben nicht Reiseerzählungen, sondern Predigten an die Völker.‹ Dieser Herr hat mich begriffen.« Und am 15. April 1901:¹⁵ »Ich habe nun über ein Vierteljahrhundert lang - man beachte die aus später sich ergebenden Gründen sehr bemerkenswerthe Zeitangabe - an der schriftstellerischen Aufgabe gearbeitet, die deutsche Volksseele hinaus zu fremden Völkern zu führen, damit sie sich für den Gedanken begeistere, daß diese Seelen ebenso wie sie Gott gehören. Diese Missionsarbeit ist nicht ohne Erfolg gewesen.«

May - Schwärmerei und Kritik. Wie man sieht, beansprucht M. sehr entschieden, ernst genommen zu werden, und das ist ihm in kaum glaublicher Weise geglückt. Man hat nicht nur seine Bücher verschlungen, sondern ihm auch alles Mögliche und Unmögliche geglaubt und ihm persönlich eine ans Burleske streifende Verehrung gewidmet. Was er in seinen »Freuden und Leiden« von den Briefen und Besuchen erzählt, die er an einem einzigen Tage erhalten habe, ist gewiß nicht bloße Renommage, und Dutzende von tollen Anerkennungsschreiben in den Broschüren des »dankbaren Lesers« ebenso wenig. Ich habe zu viele Beweise von der hypnotisirenden Wirkung bekommen, welche die Abenteuer Old Shatterhands selbst auf sonst ganz vernünftige und gebildete Männer machten, um bei den eigentlichen »May-Käfern« irgend etwas für unmöglich zu halten. Daß sich in einer rheinischen Stadt ein besonderer May-Club gebildet hat,¹⁶ ist durchaus glaublich, und von den Audienzen, die er auf Reisen seinen Verehrern ertheilte, sind die drolligsten Geschichten erzählt worden. Sein Verle-

//212//

ger Fehsenfeld sorgte fleißig für seinen Ruhm. Eine Menge deutscher Bischöfe, vermuthlich alle, hat er mit den Werken des großen Mannes beglückt, und die einlaufenden Antworten ließ er natürlich zu Reklamezwecken drucken. Ein Theil der Herren hat die Sammlung belobt, hauptsächlich weil sie im Gegensatz zu anderer Lektüre reinlich war, andere haben sich auf eine höfliche Quittung beschränkt; von Einem weiß ich, daß er die Bescheerung ungelesen zurückgeschickt hat - andere, die Hr. Fehsenfeld nicht nennt, werden es ähnlich gemacht haben. Kritik oder gar entschiedenen

Widerspruch fand er selten. Namentlich bei den ersten Bänden war man vielfach froh; in ihnen ein Gegengewicht gegen volksverderbende Bücher und namentlich eine »spannende« Lektüre für die Jugend gefunden zu haben, die in sittlich-religiöser Hinsicht keinen Anstoß bot.¹⁷ Es ist eine Ausnahme, wenn schon Anfang 1898 eine amerikanische katholische Zeitung¹⁸ eine Warnung bringt, und wenn im gleichen Jahre Dr. Muth¹⁹ von der »literarischen Geschmacksverderbniß dieser reiseliterarischen Taxiliaden« spricht, »mit ihren als **captationes benevolentiae** eingeflochtenen religiösen Phrasen«.

Erst im folgenden Jahre wurde man in weiteren kritischen Kreisen aufmerksam. Die Nachricht eines bayerischen Blattes, May's Werke sollten, als für die Jugend gefährlich, aus den Bibliotheken mehrerer Mittelschulen ausgeschlossen werden, veranlaßte damals ausgedehnte Preßerörterungen. Es ist nicht gerade schmeichelhaft für die kritische Veranlagung mancher journalistischen Kreise, daß dabei ernsthaft die Frage diskutiert werden konnte und mußte, ob M. wirklich seine Reisen gemacht und seine Abenteuer erlebt habe. Die weitaus überwiegende Mehrzahl freilich faßte den curious Fall vorzugsweise von der komischen Seite auf, und in jenen Tagen ist manche gute und schlechte Humoreske zum Preise Old Shatterhands geschrieben worden.²⁰ Dabei fiel natürlich manches scharfe Wort über M.'s seltsamen Anspruch, ernst genommen zu werden, und nicht minder über sein dick aufgetragenes Christenthum. In diesem Punkte begegneten sich die intimsten Gegner. Es war nicht bloß die Frankfurter Zeitung,²¹ welche »die süßlich-fromme Propaganda für den wahren Glauben widerwärtig« und »den Kultus der Unwahrheit unmoralisch« fand; eine ruhig abwägende Würdigung des Nassauer Boten²² schloß sich diesem Urtheil an, und als die Köln. Volkszeitung²³ den Satz aussprach: »Wir können uns nicht helfen, uns ist der Mann zu fromm«, meinte wieder das demokratische Frankfurter Blatt, dieses Wort werde wirken wie ein Peitschenhieb. Andererseits fand M. Vertheidiger und selbst begeisterte Paladine. Hr. Richard Plöhn schrieb eine Apologie für den geliebten Meister nach

//213//

der andern.²⁴ Ein rheinisches Blatt sprach unter spitzigen Bemerkungen gegen die Tadler seinen Glauben aus, »daß er die meisten Reisen selbst gemacht und das Erzählte zum größten Theile auch erlebt habe«, erachtete aber doch im Uebrigen M. für »stolz, eingebildet, einen Schwärmer und Phantasten.« Das Stärkste soll eine süddeutsche Zeitschrift geleistet haben, indem Sie - ich habe das betreffende Heft nicht zur Hand - von M.'s »Laienmission, Wanderapostolat und Bekehrungen« sprach und ihn als Reisenden neben - Sven Hedin und Nansen stellte!

Eine Unterhaltung mit solchen Kritikern etwa über May's Sprachkenntnisse und die Treue seiner Ortsschilderungen würde schwerlich Erfolg haben. Erheblich leichter wird eine Verständigung erfolgen, wenn wir M. unter einem anderen Gesichtspunkte als dem seiner Glaubwürdigkeit als Reporter betrachten. Wir kommen damit zu einem unerquicklichen Kapitel von höchst mangelhafter Reinlichkeit, aber es ist nicht zu vermeiden.

D i e e r s t e n E n t h ü l l u n g e n . Bei den Preßerörterungen von 1899 brachte ein amerikanisches katholisches Blatt²⁵ die kurze Notiz: »K. M. hat neben seinen Reiseromanen auch noch - nun, sagen wir es gerade heraus! - *S c h u n d r o m a n e* (Die Liebe des Uhlans, Waldröschen u. s. w.) geschrieben«. Diese kräftige Andeutung blieb unbeachtet. Erst Anfang 1901 kam die Kugel ins Rollen. Im Wahlzettel (Leipzig, C. W. B. Naumburg) Nr. 54 vom 19. März 1901 erschien folgende

halbseitige Anzeige:[26](#)

In Bezug auf Karl May's Illustirte Werke, angekündigt von H. G. Münchmeyer, Dresden, mache ich alle Sortimenter, welche dabei etwa an meine bekannten »Reiseerzählungen« denken, darauf aufmerksam, daß ich gegen die genannte Firma gerichtlich vorgegangen bin. Radebeul-Dresden. Villa Shatterhand. Karl May.

Am 23. März erließ Adalbert Fischer, »Inhaber der Firma H. G. Münchmeyer«, in Nr. 58 des Wahlzettels vom 25. März eine Entgegnung, in der es heißt:

Die unter dem Gesamttitel »Karl May's Illustirte Werke« erscheinenden Romane und Reiseerzählungen sind von d e m s e l b e n Karl May, der die »bekannten« Reiseerzählungen geschrieben hat. . . . Von einem gerichtlichen Vorgehen gegen mich ist mir zur Stunde leider noch nichts bekannt, obgleich ich seit zwei Jahren Hrn. K. M. fortgesetzt aufgefordert habe, seine diesbezüglichen, vollständig unbegründeten Drohungen wahr zu machen. Ich erkläre ferner, daß sämtliche Werke von K. M., die in meinem Verlage erschienen sind, in mein unbeschränktes Eigenthum übergegangen sind. Ich bitte den Buchhandel um fernere thätigste Verwendung für die zu K. M.s besten und ureigensten Schöpfungen gehörenden Werke meines Verlags.[27](#)

//214//

Sofort antwortete K. M. mit einer Erklärung vom 26. März (Wahlzettel Nr. 60 vom 28. März):

Ich schrieb [für Münchmeyer] die Erzählungen, um die es sich hier handelt. M ü n c h m e y e r wußte, daß ich keine Zeit hatte, die Korrekturen oder gar die fertigen Werke wieder durchzulesen, und so entdeckte ich nur durch Zufall, daß er m e i n h e i m l i c h e r M i t a r b e i t e r gewesen war. Er hatte geändert, weil sein Verlangen nach L i e b e s s c e n e n vernachlässigt worden war. Ich brach mit ihm und habe seitdem kein Wort mehr für ihn geschrieben. Diese Werke waren so geschrieben, daß sie später ohne alles sittliche Bedenken Aufnahme in meine »Gesammelten Werke« finden konnten. . . . Herr F i s c h e r liefert diese Werke nicht nach meinen Originalen, sondern U m a r b e i t u n g e n.

In derselben Nummer und am gleichen Tage machte Fischer dazu eine »letzte Entgegnung«, in der es heißt:

Von einer Mitarbeiterschaft des Hrn. Münchmeyer an den Werken des Hrn. K. M. erfahre ich erst durch des Letzteren Erklärung. Meines Wissens bestand Hrn. Münchmeyers Mitarbeiterschaft lediglich darin, Korrekturen zu machen und Streichungen im Manuscripte vorzunehmen. Daß Herr Münchmeyer Verfasser von den Liebesscenen sein soll, wird Hr. K. M. kaum im Ernste behaupten können. . . . Die Umänderungen [in der Ausgabe der Illustirten Werke May's durch Fischer], von denen Hr. K. M. redet, betreffen keineswegs den Inhalt, sondern sind rein formelle.[28](#)

Die sonstigen Auseinandersetzungen May's und Fischers über geschäftliche Fragen, Stand des Processes u. sind für weitere Kreise ohne Interesse. Um so interessanter ist der Federkrieg, der kurz darauf in der Wiener R e i c h s p o s t geführt wurde. Das Blatt hatte (Nr. 77 vom 3. April 1901) vor einer neuen Ausgabe »schmutziger Colportage-Romane« mit M.'s Namen gewarnt und mitgetheilt, die Redaktion des Deutschen Hausschatz (Pustet'scher Verlag in Regensburg) habe die Verbindung mit M. lösen müssen. Darauf antwortete M. am 15. April (Reichspost 17. April):

Ich habe n i e m a l s e i n e t h i s c h a n f e c h t b a r e s Wort geschrieben. Jetzt nun tritt ein mir vollständig fremder Verleger [Adalbert Fischer] mit s o g e n a n n t e n Werken von mir auf. Er hat einen Verlag [Münchmeyer] gekauft, für welchen ich früher einmal geschrieben habe, g a n z e b e n s o s i t t l i c h r e i n w i e s t e t s. Er hat diesen Verlag eingestandenermaßen nur zu dem Zwecke gekauft, meine alten Werke . . . in einer seinen Zwecken entsprechenden Umarbeitung herauszugeben. Welche Zwecke das sind, sieht man den beigegebenen Illustrationen sofort an, ohne daß man zu wissen braucht, daß ihm in kurzer Zeit zwei unsittliche Romane confiscirt worden sind und er am 5. April wegen unzüchtiger Schriften wieder verurtheilt worden ist. . . . Es handelt sich [bei seinen angeblichen »Illustirten Werken«, die er aufs Strengste verurtheile], nicht um Erzeugnisse einer Sturmperiode, die ich niemals gehabt habe, sondern um B e a r b e i t u n g v o l l s t ä n d i g s i t t e n r e i n e r Originalarbeiten von mir.

//215//

Der Pustet'sche Verlag habe nicht mit ihm gebrochen, sondern umgekehrt.

Weitere Schlußfolgerungen vorbehaltend, mache ich hier schon auf einen sehr auffälligen Widerspruch

aufmerksam: In der Erklärung M.'s vom 26. März wird die Schuld für das, was er sehr zart »Liebesscenen« nennt, auf den »heimlichen Mitarbeiter« M ü n c h m e y e r geworfen, von den »Umarbeitungen« durch F i s c h e r ist in ganz anderem Zusammenhang die Rede; am 15. April ist der Sündenbock Münchmeyer verschwunden und ersetzt durch seinen Nachfolger Fischer, der M.'s »vollständig sittenreine Originalarbeiten« zu unzüchtigen Zwecken umarbeitet!

In diesem Stadium griff der Pustet'sche Verlag ein durch eine Erklärung vom 27. April (abgedruckt Reichspost Nr. 106 vom 9. Mai):

Wir waren aufmerksam gemacht worden, daß K. M. 1883-1887 bei H. G. Münchmeyer H i n t e r t r e p p e n - R o m a n e der allerbedenklichsten Sorte herausgegeben habe. Nachdem wir uns durch Autopsie von dem ü b e r a l l e M a ß e n u n s i t t l i c h e n I n h a l t überzeugt und uns die wiederholte Erklärung des Verlegers [Fischer] gesichert hatten, »daß der Verfasser der Romane identisch sei mit K. M., der für Fehsenfeld in Freiburg schreibe«; wurde M. von uns befragt. May antwortete am 16. Juli 1897 hierauf: »Ich werde die Münchmeyer'sche Verlagshandlung gerichtlich belangen und Ihnen das Resultat mittheilen«. Dr. K. M. hat aber weder den Rechtsweg beschritten noch auch sonst den allermindesten Versuch gemacht, sich von der schweren Anschuldigung zu entlasten. Damit war für uns die Sache entschieden.

M. hat dann am 12. Mai (Reichspost vom 18. Mai) erklärt, er klage, wann und wie es i h m passe, seine Arbeiten seien »von Münchmeyer und Pustet verstümmelt worden. Ich habe nie etwas sittlich Unreines geschrieben. Meine Originale sind schon früher und jetzt zum zweitenmale verstümmelt worden. Aber selbst wenn ich in vergangenen Zeiten in der mir nachgelogenen Weise gesündigt hätte, so würde ich das mit meinem Herrgott, nicht aber mit irgend einem Verlagsbuchhändler abzumachen haben«.

K. M. hat hier eine andere Instanz vergessen: das deutsche Publikum. Demselben können seine Streitigkeiten mit diesem oder jenem Verleger, sogar der Ausgang seines Processes²⁹ mit Hr. Fischer höchst gleichgiltig sein, aber es besitzt doch ein Recht darauf, zu erfahren, ob ein Schriftsteller von der großen Tugend und apostolischen Wirksamkeit des Hr. M. im Nebenamt P o r n o g r a p h i e getrieben hat oder nicht. Diese Frage ist schon im vorigen Jahr von P. Ansgar Pöllmann³⁰ angeschnitten worden. Da sein Material sehr unvollständig war - er hat die Erklärungen in der Reichspost nicht gekannt und keinen der

//216//

fraglichen Original-Romane vor sich gehabt - fand er den Fall zwar bedenklich, enthielt sich aber eines bestimmten Urtheils. So blieb die genauere Prüfung mir vorbehalten.

D i e » S c h u n d r o m a n e «. In den Achtziger-Jahren erschienen aus K. May's Feder im Münchmeyer'schen Verlag fünf Romane von gewaltigem Umfang, vier pseudonym in Colportageheften, einer mit seinem Namen in der »Illustrierten Unterhaltungsbibliothek Deutscher Wanderer«. Jahreszahlen tragen diese Erscheinungen nicht, aber schon durch Russell's Gesamtkatalog des deutschen Buchhandels ließ sich das Nöthige feststellen, und innere Gründe haben dessen Angaben bestätigt. Auch die in der oben angeführten Pustet'schen Erklärung angegebene Entstehungszeit stimmt fast genau überein.³¹

Als Hauptbeweisstück wähle ich den ersten Roman: »W a l d r ö s c h e n oder die Verfolgung um die Erde. Großer Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft. Von Capitän Ramon Diaz de la Escosura,« 109 Lieferungen zu 10 Pfg. mit ganz miserablen Bildern, 2612 Seiten zu 45

Zeilen, also weit über 100,000 Zeilen. Verfasser ist Karl May. Das 11. Kapitel »Die Höhle des Königsschatzes« (Lief. 16-21, S. 376-481) kehrt fast wörtlich als Episode wieder in dem Roman Old Shurehand (II, 251-420), der bei Fehsenfeld in May's Reise-Erzählungen erschienen ist; eine lüsterne Scene ist hier erfreulicher Weise weggelassen. Als Erscheinungsjahr gibt der Gesamtkatalog 1882 an; dazu stimmt, daß die 51. Lieferung die Einladung zur Subskription auf Luther's Handpostille anlässlich des Luther-Jubiläums von 1883 enthält.

Es ist ein Hintertreppen-Roman ungeheuerlichster Art, aus dem Hundertsten ins Tausendste gehend. Der Stil ist ähnlich, aber schlechter wie in anderen Romanen, und es begegnet uns eine Menge alter Bekannter; gelegentlich werden Old Shatterhand, Winnetou, Sans-ear, Firehand genannt, wir hören von dem Bärentödter und dem Henry-Stutzen [u]. Für die Erfindungsgabe zwei Probchen. Wiederholt kommt die großartige Scene vor, daß Jemand so dicht über einem Teich voll hungriger Krokodile aufgehängt wird, daß er die Beine in die Höhe ziehen muß, widrigenfalls sie ihm abgebissen werden; mehrmals werden Leute durch Gift irrsinnig gemacht, aber man kann sie heilen durch den Geifer eines Menschen, der durch Kitzeln bis an die Grenze der Tollwuth gebracht wird! Zwischen solchem Zeug gar nicht üble Gedichte, auch fromme, als Hauptwürze aber eine großartige Schamlosigkeit. Von den endlosen Kuß- und sonstigen Liebesscenen will ich gar nicht reden. Ein bevorzugtes Thema bilden tiefe und tiefste Negligees, durchsichtige Kleider, Nuditäten, üppige Formen, lüsterne Bilder aller

//217//

Art, furchtbare Rohheiten, Verführung, Sittlichkeitsverbrechen, Ehebruch, gemeine Wüstlings- und Dirnen-Erlebnisse, eine unendliche Bordellgeschichte - oft bis zur Unerträglichkeit ausgemalt, und unzählige Male derart bei den Haaren herbeigezogen, daß man den Zweck, Befriedigung der niedrigsten Instinkte, mit Händen greifen kann. Zuweilen geht es längere Zeit leidlich anständig her, die letzten Kapitel sind von groben Anstößigkeiten frei, aber am Schluß wird »der Verlorene Sohn« desselben beliebten Verfassers angekündigt, und dann geht es mit frischen Kräften wieder los.

»D e r V e r l o r e n e S o h n oder der Fürst des Elends«, wo ebenso fleißig die Schweine gehütet werden wie im »Waldröschen«, erschien 1884 in 101 Colportageheften. Vielleicht ist die Sache hier noch schlimmer als im »Waldröschen«; ganze Riesenkapitel von 100-200 Seiten enthalten fortgesetzt Bordell- und verwandte Geschichten mit Schamlosigkeiten, die sich der Beschreibung entziehen. Auch hier findet sich der Vers von »Christi Blut und Gerechtigkeit«, der in einem kurdistanischen Abenteuer der May'schen Reise-Erzählungen eine Rolle spielt, und fast wörtlich einige Verse, die 1901 wieder in May's frommen Himmelsgedanken auftauchen.

In dasselbe Jahr (1884) fällt »D i e L i e b e d e s U h l a n e n, Originalroman aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges«, durch 109 Hefte des Deutschen Wanderes laufend, nicht so schlimm wie die beiden vorher genannten Romane, übrigens wieder echtes Colportage-Futter, einige Szenen von auserlesener Gemeinheit.

Sofort im folgenden Jahre (1885) kommt: »D e u t s c h e H e r z e n d e u t s c h e H e l d e n, vom Verfasser des Waldröschen und Der Fürst des Elends«, 109 Colportagehefte, anfangs in Konstantinopel, Egypten und Tunis spielend und hier nicht ungeschickt, wenn auch mit tollen

Unmöglichkeiten und einer Dirnengeschichte von 35 Seiten ausgestattet. Später springt die Erzählung nach Amerika und dann nach Sibirien über. Summa 2610 Druckseiten, hier und da ein halber Druckbogen oder mehr mit schmutzigen Szenen, eine Portion einzelner Ekelhaftigkeiten, das Ganze ethisch etwa auf dem Standpunkt der »Liebe des Uhlans«.

Endlich 1887: »D e r W e g z u m G l ü c k, vom Verfasser des Waldröschen, Der verlorene Sohn, Deutsche Herzen [u].«, wieder 109 Colportagehefte. Am Schluß wird der Tod König Ludwigs II. im Starnberger See (13. Juni 1886) erwähnt, der eine Hauptrolle spielt. An ausschweifender Phantasie leistet dieser Roman wieder Erkleckliches, und an Schmutz desgleichen. Er mag nicht in solcher Massenhaftigkeit auftreten, wie im Waldröschen und im Verlorenen Sohn, aber wüste

//218//

Anspielungen, Lüsternheiten, Schamlosigkeiten begegnen noch immer dutzendweise. Den Kern eines einige hundert Seiten füllenden Kapitels bildet eine Verführungsgeschichte, und in einem andern Riesenkapitel hört alles auf: Ein Ehebruch drängt den andern, und einmal wird eine Unzuchtscene geradezu scheußlich ausgemalt. Daß hier wie in den anderen Romanen Menschenliebe, Edelmuth, Patriotismus und Christenthum faßweise verzapft werden, macht den Fall nur noch widerwärtiger.

Aber stammen denn diese Scheußlichkeiten wirklich aus May's Feder? Er selbst behauptet ja und läßt neuerdings wieder von seinem »dankbaren Leser« andeuten:[32](#) sein »heimlicher Mitarbeiter« Münchmeyer habe »geändert«, um mehr »Liebesscenen« auftischen zu können, und als er (May) es endlich gemerkt, habe er ihm den Stuhl vor die Thüre gesetzt. Man denke: Ein Schriftsteller von höchster Tugend und Sittlichkeit, der während fünf Jahren für einen Colportage-Verlag fünf Romane von weit über einer halben Million Druckzeilen schreibt, wirft in all der Zeit aus Zeitmangel keinen Blick in die Correkturen und in die fertigen Werke, und mittlerweile, fünf Jahre lang, schreibt ihm der verruchte Verleger in seine hochsittlichen Manuscripte nicht etwa einzelne »Liebesscenen« hinein, sondern viele Dutzende der schändlichsten Schmutzereien, ja ganze pornographische Riesenkapitel, hunderte und wieder hunderte von Druckseiten, bis der ahnungslose Verfasser »nur durch Zufall« dahinter kommt! Dann aber geht er nicht etwa an's Gericht, er flüchtet nicht in die Oeffentlichkeit, erläßt keinen donnernden Protest zur Rettung seiner schmachvoll besudelten schriftstellerischen Ehre, nein er schweigt, schweigt dreizehn Jahre lang, von 1887, wo »Der Weg zum Glück« erschien, bis anfang 1901, wo er endlich zum Reden gezwungen wird. Daran kann auch der stärkste Mann nicht glauben.

Aber nehmen wir einmal an, daß es so starke Männer gibt - unmöglich ist ja für die ganz Dummen eigentlich gar nichts - und daß diese Ausrede May's noch erörterungsfähig sei: auch für diesen Fall ist gesorgt, und zwar durch May selbst. Die Geschichte vom »heimlichen Mitarbeiter« Münchmeyer hat May am 26. März 1901 zum Besten gegeben; sie war insofern nicht übel, als Münchmeyer damals g e s t o r b e n war (irre ich nicht, 1891), und die Todten reden nicht. Aber schon am 15. April 1901 hatte Mai seine eigene Geschichte vergessen. Da ist keine Rede mehr von Münchmeyer, der ihm seine Romane verschmutzt haben soll, da ist es der böse Adalbert Fischer, der seine »sittlich reinen« alten Sachen »in einer seinen (d.h. pornographischen) Zwecken entsprechenden Umarbeitung herausgibt«. Da ist May nicht

//219//

nur an einen **L e b e n d e n** gerathen, der diese Behauptung rundweg bestreitet, sondern sie läßt sich auch **u r k u n d l i c h** widerlegen. Die Urkunden sind hier einerseits die **e r s t e n A u f l a g e n** der Romane »Liebe des Uhlans« und »Deutsche Herzen«, andererseits die von Fischer veranstalteten **N e u a u f l a g e n**. Zufällig sind mir die letzteren zuerst in die Hände gekommen, und ich notirte mir eine Reihe von Anstößigkeiten, mehrere ganz massiver Art, obwohl es sich hier, wie schon bemerkt, um die verhältnißmäßig anständigeren der fünf Romane handelt; erst später konnte ich mir die ersten Auflagen verschaffen und feststellen: **d i e s ä m m t l i c h e n n o t i r t e n S c e n e n s t a n d e n s c h o n d a r i n**. Ich habe keinen Grund, den Anwalt Fischer's zu spielen, aber soweit ich vergleichen konnte, kommen auf sein Schuldconto nur einige gemeine bzw. bedenkliche Illustrationen; den Text hat er zum Mindesten nicht verschlimmert, und May's bezügliche Beschuldigung ist eine **b l a n k e E r f i n d u n g**. So sieht es mit May's Insinuation gegen den **L e b e n d e n** aus; wie glaubhaft seine Anklage gegen den **T o d t e n** ist, ergibt sich ohne Weiteres.

Nun könnten gute Menschen noch einwenden: Aber **w o z u** dieser Feldzug gegen unseren lieben hochverehrten Hrn. K. M. ? Vielleicht ist er ein reuiger Sünder! Er thut's ja nicht mehr, er wehrt sich gegen die Neuauflagen, und läßt neben den sexuell einwandfreien »Reiseerzählungen« sogar die hochfrommen »Himmelsgedanken« drucken - warum ihn also in seiner Bekehrung stören? Leider hat diese wohlwollende Ausnahme zwei große Haken: 1) Ist Hr. M. wirklich ein so guter Mensch und Schriftsteller **g e w o r d e n**, dann ist es doch recht häßlich von ihm, daß er sich mit kolossalster Selbstreklame als einen **i m m e r w ä h r e n d e n** Tugendbold aufspielt und seine alten Sünden mit eherner Stirn ableugnet, ja andere Leute fälschlich dafür verantwortlich macht; und 2) hat er es fertig gebracht, **g l e i c h z e i t i g** in »Missionsarbeit« und im Gegentheil zu machen. Seine reinliche und seine unreinliche Periode **f o l g e n** sich nämlich nicht, sondern sie **f a l l e n z u s a m m e n**, mindestens für den Zeitraum 1882-87. Für den Deutschen Hausschatz des Pustet'schen Verlags hat er seit dem 5. Jahrg. (1878/79) geschrieben. Er hat diese Thätigkeit bis zum großen Krach etwa 20 Jahre lang fortgesetzt, zwischen durch aber Schmutzromane drucken lassen. Und zwar unter sehr erschwerenden Umständen. Am Schluß des Romans »Durchs wilde Kurdistan« (Gesammelte Reiseerzählungen II, 629) findet sich sein nächtliches Gespräch mit Marah Durimeh, der alten Christin, die mitten unter wilden Völkern als Engel des Friedens wirkt. »Ich habe heut«, spricht sie, »das Christenthum verkündet, aber nicht das Christenthum des Wortes, über dessen Sinn die Abgefallenen

//220//

streiten, sondern das Christenthum der That, daran Niemand zweifeln kann. Sendet Männer, vor denen sich der Unterdrücker fürchtet, dann wird das Wort von einem **H i r t e n u n d e i n e r H e e r d e** sich erfüllen. Hat nicht dieser eine Hirt bereits seinen **S t e l l v e r t r e t e r a u f E r d e n**? Warum wendet ihr selbst euch von ihm weg?

K e h r t z u i h m z u r ü c k, dann seid ihr einig, und die Macht dessen, der euch sendet, wird die

Erde zu dem heiligen Lande machen, in dem Milch und Honig fließt!« Nun schildert der Erzähler sich selbst als »Boten der That«. »Dann ergriff sie (Marah Durimeh) langsam mit beiden Händen meine Rechte. Herr, sagte sie, ich liebe Dich.« Man könnte die Scene poetisch und ergreifend finden, wenn man vergessen dürfte, w e r sie schrieb und w a n n sie zuerst gedruckt wurde. Aber sie steht im Deutschen Hausschatz VIII, 406, im Jahrgang 1881/82; das i s t j u s t d i e g l e i c h e Z e i t, allenfalls eine Kleinigkeit früher, in der auch das infame »Waldröschen« des »Kapitäns Ramon Diaz« entstand, und dann schrieb dieser, d. h. Hr. May, fünf Jahre für Münchmeyer und für Pustet, rechts und links! Und dabei passirte es diesem Mariensänger und Papstverehrer, daß er einen in Tunis zum Islam übergetretenen Deutschen radebrechen läßt: »Ist es nicht ejal, ob wir sagen Allah oder ob man lautet auf Gott und den heiligen drei Königen! Hat die Religion dem Herzen, so sind die Aeüßerlichkeiten keinem Werth und Bedeutung«.33 Und an anderer Stelle: »Sie knieeten nebeneinander und beteten. . . . Welchen Namen man ihm auch geben möge, ob man ihn Herr, Gott, Manitou oder Allah nenne, er ist doch ein und derselbe . . . der nicht nach der Verschiedenheit der Bekenntnisse fragt. . . Vor ihm sind alle gleich. Christen, Juden, Türken, Heiden. Nicht das Bekenntniß thut es, nicht die Confession, sondern der eine, große Gottesgedanke«.34 Hr. M. kann so, aber er kann auch anders.

Das ist Hr. K. M., alias Kara ben Nemsi, alias Old-Shatterhand, alias Kapitän Ramon Diaz de la Escosura, alias, wie aus Kürschners Literaturkalender ersichtlich, K. Hohenthal, alias E. v. Linden, alias Latreaumont! Das ist der Mann, der »nie etwas sittlich Unreines«, »niemals ein ethisch anfechtbares Wort geschrieben hat«, der »über ein Vierteljahrhundert lang (so geschrieben 1901, also mindestens seit 1876) an der schriftstellerischen Aufgabe gearbeitet hat, die deutsche Volksseele hinaus zu fremden Völkern zu führen, damit sie sich für den Gedanken begeistere, daß diese Seelen ebenso wie sie Gott dem Herrn gehören.«35

Der Kern der vorstehenden Feststellungen ist schon seit November v. J., anlässlich meiner Vorträge über »Literarische Curiosa« im Allgemeinen und Hrn. M. im Besonderen, durch zahllose deutsche Blätter

//221//

gegangen; sie fanden Zustimmung auf der ganzen Linie, auch in Zeitungen, die mir politisch und religiös schroff gegenüberstehen. Hr. M. selbst hat nicht geantwortet, man müßte denn einen Privatbrief von ihm als Antwort betrachten, der am 28. November 1901 in der Münchener Zeitung gedruckt wurde; hier heißt es: »Ich habe mir nicht das Mindeste vorzuwerfen. Die Angriffe sind keineswegs geeignet, auf meine Seelenruhe störend einzuwirken. Diese Gegenströmung trägt mir die Gebilde einer mir bisher unbekannten geistigen Atmosphäre zu, und ich l a u s c h e s c h w e i g e n d, um ja nicht durch störende Einwürfe zu verscheuchen, was meine Menschenkenntniß zu bereichern hat«. Hr. M. »lauscht schweigend.«36 Mir schien es angebracht, zu reden. Vor Jahren, als ich den tapferen Kapitän Diaz de la Escosura zu kennen noch nicht die Ehre hatte, habe ich einmal die Parallele zwischen Hrn. K. M. alias [u]. und Hrn. Gabriel Jogand alias Leon Taxil alias Miß Diana Vaughan nur in ganz beschränktem Sinne acceptirt, übrigens aber abgelehnt. Heute sehe ich ein, daß die beiden Herren doch näher verwandt sind.

1 »Karl May als Erzieher« und »die Wahrheit über Karl May« oder die Gegner Karl May's in ihrem eigenen Lichte von einem dankbaren May-Leser. Freiburg i. Br. F. E. Fehsenfeld. 1902. Preis 10 Pfg. 159 S. 8.

2 Auf D i e n s t a g 14. Jan. war dort mein Vortrag über Literarische Curiosa (Taxil, Graßmann, May) angekündigt. Pünktlich am S o n n t a g 12. Januar erschien in der Elberfelder Zeitung ein Riesen-Inserat, welches mittheilte, »Karl May als Erzieher« sei »für 10 Pfennige von M o n t a g M i t t a g an in den Buchhandlungen [u]. zu haben«.

3 »Leo Taxil, Robert Graßmann und Karl May«. Feuilleton der Tremonia Nr. 474 vom 8. November.

4 So geschehen in der Literar. Rundschau f. d. evangel. Deutschland (Beilage zur Kirchl. Correspondenz, Ulm) Nr. 1 Januar 1902 S. 8, wo eine May-Persiflage der Münchener Jugend mit der Ueberschrift »Der ultramontane Klassiker Karl May« ab gedruckt wird.

5 Man mußte denn Gewicht auf eine Notiz in Nr. 42 des (Coblenzer) Rhein- und Mosel-Boten vom 20. Februar 1902 legen: »Wir haben persönlich aus dem Munde von Karl May's Schwester vernommen, er sei Katholik«. Dahinter wird ein Loblied abgedruckt, das der (protestantische) Pfarrer E. Bollow in Leubus in Nr. 1 Jahrg. 1898 des Evangelischen Gemeindeblattes »Der Protestant« auf Karl May angestimmt hat; darin erscheint May als »überzeugter katholischer Christ« und »seltener Charakter in der Kirche Roms«. Auf S. 148 der Broschüre des »dankbaren May-Lesers« findet sich dasselbe Citat, aber mit Lücken: u. a. ist der »katholische Christ« durch einen einfachen »Christ« ersetzt, und das zweite Epitheton ist spurlos verschwunden! Offenbar gehört der »Dankbare« unter die Wissenden.

6 Bedenkliche Glossen dazu macht P. Pöllmann in dem Aufsatz »Neuestes von Karl May«, Histor.-polit. Blätter, Band 127 (1901) S. 827.

//222//

7 Der »dankbare May-Leser« hat dies zum Ausgangspunkt einer längeren Phantasie (S. 31ff.) gemacht, deren Grundlage eine B r i e f f ä l s c h u n g massivster Art bildet. Eingehender Nachweis Köln. Volksztg. Nr. 73 vom 24. Januar 1902. Ganz dasselbe Märchen war in Nr. 14 der Elberfelder Zeitung vom 14. Jan. 1902 zu lesen, nur wird hier die Fälschung durch das Sätzchen » K a r l M a y e r z ä h l t e m i r « eingeleitet. Seitdem hat der Adressat der May'schen »Erzählung« i n a l l e r F o r m w i d e r r u f e n (Elberf Ztg. Nr. 58. Zweites Blatt vom 27. Febr. 1902). Die nöthigen Schlüsse über K. May, seinen »dankbaren Leser« und das Verhältniß dieser beiden Herren können den Lesern überlassen bleiben.

8 Brieflich ist mir eine Reihe bitterer Beschwerden über diese Wirkung von Jugendlehrern, namentlich von katholischen Geistlichen zugegangen. Georg Ruseler behandelt in Warnecke's Monatsblätter für deutsche Literatur VI (1901/02) S. 31 die »May'schen Räuberromane« als »eine Gefahr für unsere Jugend«. Die Deutsche Postzeitung (1902 Nr. 4) läßt diesen »Volksverderber« sogar »Jugendverwüstung« treiben, anscheinend ohne seine schlimmsten Leistungen zu kennen. Bei einer Gerichtsverhandlung in Freiburg i. Br. (20. Juli 1901) gegen zwei jugendliche Verbrecher betonte Medicinalrath Dr. Fritschi als Sachverständiger (nach dem Bericht der Frankf Ztg) den »Einfluß ungeeigneter Lektüre, wie gewisser May'scher Bücher«. Auf das Schärfste beurtheilt »den phantasiereichsten aller Fabulisten« W. v. Heidenberg (Literar. Warte v. 1. Febr 1902 S. 305,310), der bereits auf die von mir vollzogene »Entlarvung« Bezug nimmt.

9 Gesammelte Reise-Erzählungen 22, 612. Eine ähnliche Anspielung daß er E r l e b t e s berichte, ebenda 19, 562.

10 Wer diese Schilderung »eines b e s c h e i d e n e n , durch seine Erfolge schwer niedergedrückten Schriftstellers« in ihrer ganzen Ueppigkeit auf sich wirken lassen will, versäume nicht, sich das Original zu verschaffen. Es wird ihm eine sehr vergnügte Viertelstunde bereiten. Auszüge in der Frankf. Zgt. vom 17. Juni 1899 und in der Köln. Volksztg. vom 5. Juli 1899.

11 Aus »Im Land des Mahdi« citirt von Pöllmann, Histor. polit. Bl. Bd. 127 S. 825.

12 Pfälzer Ztg. vom 16. Juni 1899.

13 Dortmunder Tremonia vom 8. Nov. 1899.

14 Pfälzer Ztg. vom 16. Juni 1899.

15 Wiener Reichspost vom 17. April 1901.

16 Frankf. Ztg. 17. Juni 1899.

17 Eine Unzahl Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften verschiedener Richtung hat die May-Broschüre S. 146 zusammengestellt. An der Spitze prangt in Fettdruck eine anerkennende Besprechung der Köln. Volksztg.; von den k r i t i s c h e n Sätzen die vor einer Reihe von Jahren in demselben Blatt gestanden haben, hören wir nichts.

18 Der Wanderer (St. Paul) Nr. 1580 vom 16. Febr. 1898

19 Veremundus, Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? S. 71.

20 Einige Jahre später haben sich mehrere Blätter des dankbaren Stoffes in ihren Faschings-Nummern bemächtigt, so 1901 die Münchener Neuesten Nachrichten in einem »Indianer-Roman von K. M. Die blaue Schlange«. Am Schluß wird M. nach fürchterlichen Abenteuern von einem glorreich besieigten Indianerstamm zum Häuptling gewählt, antwortet jedoch: »Kinder, euer Antrag ehrt mich, aber der Verein für Volksverdummung in Deutschland hat mich engagirt, und ich muß in drei Wochen 20 neue Bände Reisebeschreibungen zur Verrottelung der Leserwelt meines Vaterlandes abliefern«. Fastnacht 1902 persiflirte ihn das Aachener Echo der Gegenwart (9. Februar) in einem Feuilleton: »Ich in Aachen«.

21 17. Juni 1899.

22 2. Juli.

23 5. Juli.

24 Ein drolliger Brief vom 11. Juni erschien in der erwähnten Nummer der Frankf Ztg eine donnernde Philippica »Karl May und seine Gegner«, 14 Feuilletonspalten, in drei Nummern der Dortmunder Tremonia (26. Sept. ff.).

25 Der Wanderer (St. Paul) 1659 vom 23. August 1899.

26 Eine ähnliche Anzeige stand im Leipziger Buchhändler-Börsenblatt.

//223//

27 Eine großentheils wörtlich übereinstimmende Erklärung Fischers vom gleichen Tage (Buchhändler-Börsenblatt Nr. 69) bezeichnet auch »die Liebe des Uhlanen« als von K. M. herrührend und fügt bei: »Hr. K. M. hat Hauptfiguren und ganze Handlungen aus den von ihm für meinen Verlag geschriebenen Werken ohne mein Wissen und Willen in den

- »bekannten« Reiseerzählungen verwendet».
- [28](#) Neuerdings erläßt A. Fischer noch eine Erklärung in F. E. Fischers (Leipzig) Mittheilungen für Colportage- **[u]**. Geschäfte (Nr. 3, März 1902): »Die Beschuldigung, daß der Gründer meiner Firma, der verstorbene Heinrich Münchmeyer, oder ich in Karl May's Werke meines Verlags die darin enthaltenen Liebesscenen **[u]**. hineingebracht hätte, weise ich energisch zurück. Ich bin geschäftlich zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich alle Werke meines Verlages selbst lesen könnte, aber mein Redakteur und meine Correctoren versichern mir - und ich glaube ihnen dies - daß der ganze Gedankengang und die ganze Handlung in May's Werken aus meinem Verlage Form und Inhalt dieser Scenen bedingen, und daß sie Karl May in Radebeul selbst geschrieben hat und geschrieben haben muß».
- [29](#) Gedroht hat M. mit Proceß im Sommer 1897. Im März 1901 ließ er durch die Redaktion des Wahlzettels (Nr. 60) die Erklärung seines Rechtsanwalts bestätigen, daß er »das Gesetz angerufen habe«. In welchem Stadium sich dieser Rechtshandel jetzt befindet, ist mir unbekannt.
- [30](#) Histor.-polit. Blätter. Erstes Juniheft 1901.
- [31](#) Als Verfasser aller fünf Romane ist May genannt im Verlags-Katalog von H. G. Münchmeyer (ohne Jahr) S. 2, wo religiöse Bilder, Schauerromane, Patriotica u. s. w. in anmuthiger Mischung angepriesen werden. Ein Curiosum findet sich S. 9; hier werden hintereinander angezeigt ein »Auszug aus dem Großen Leben Christi von dem hochwürdigen Martino von Cochem«, der »Familiентempel, Andachtsbuch für alle Christen« und »Doktor Martin Luthers Haus-Postille«. Zur Abwechslung hat dieser vielseitige Verlag auf dem Umschlag eines May'schen Colportage-Romanes auch einmal »Gold-, Silber- und Talmi-Waaren« angekündigt.
- [32](#) Karl May als Erzieher S. 13 wird das sehr zart gemacht: »Er (May) fand nicht die Zeit den Druck mit dem Manuscript zu vergleichen. Man konnte ändern, ohne daß er es bemerkte«. S. 47 hören wir dann, »daß ein gewisser Fischer seine über zwanzig Jahre (!) alten Sachen in einem ganz ungeänderten Gewande als »Neuheiten« von ihm her ausgegeben habe«. Abgesehen von der Wiederholung dieser doppelten Insinuation drückt sich das Pamphlet an der heiklen Frage selbst vorbei - man müßte denn einen Wasserfall von hohlen Deklamationen für eine Antwort halten.
- [33](#) Deutsche Herzen, Colportage-Ausgabe von 1885. S. 240.
- [34](#) Ebenda 584.
- [35](#) Genauere Angabe der betreffenden Stellen oben.
- [36](#) Wie hübsch sein »dankbarer Leser« ihm das abgeguckt hat, mag man in Karl May als Erzieher S. 7 nachlesen: »Die Wahrheit kann niemals die Besiegte sein. Ihre beste und unwiderstehlichste Waffe ist das Schweigen« **[u]**.

A n m e r k u n g d e r R e d a k t i o n

Der Nachdruck folgt den »Historisch-politischen Blättern« auch in der Schreibweise »Old Shurehand« und »Uhlanan«. Die Anmerkungen wurden jedoch fortlaufend gezählt und wie im Jahrbuch üblich an den Schluß gestellt.

Eine Reihe der in diesem Artikel angeführten Zeitungsartikel sind in KMG Publikationen veröffentlicht worden:

in den Jahrbüchern der KMG:

- 1970: Material zur Klondyke-Geschichte
- 1974: Frankfurter Zeitung v. 3. 6., 7. 6., 9. 6., 17. 6.. 1. 7., 7. 7. 1899
Tremonia v. 27. 9., 28. 9. 29. 9. 1899
- 1982: Material zu den Reichspostbriefen

//224//

in den Mitteilungen der KMG:

Nr. 18/1973: Pfälzer Zeitung v. 16. 6. 1899

in Materialien zur Karl-May-Forschung Bd. 10:

Bernhard Kosciuszko: Im Zentrum der May-Hetze. Die Kölnische Volkszeitung. Ubstadt 1985:

Bayerischer Courier v. 31. 5. 1899

Der Wanderer (St. Paul) v. 23. 8. 1899

Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel v. 28. 1. 1901, 21. 2. 1902, 14. 7. 1902

Tremonia v. 8. 11. 1901

Franfurter Zeitung v. 9. 11., 12. 11. 1901; 4. 4., 27. 4. 1902

A. Pöhlmann in Historisch-politische Blätter 11/1901

Elberfelder Zeitung v. 12. 1., 14. 1., 17. 1., 21. 1. 1902

Rhein- und Mosel-Bote v. 20. 2. 1902

Sämtliche Karl May betreffende Artikel der Kölnischen Volkszeitung

Inhaltsverzeichnis

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//225//

HERMANN CARDAUNS

Die ›Rettung‹ des Herrn Karl May*

Es ist jetzt stark fünf Jahre her, seit ich in den Histor.-polit. Blättern (Band CXXIX S. 517ff.) »Herrn Karl May von der andern Seite« schilderte. Auf meine Ausführungen über den literarischen Wert der May'schen Romane, über Aufschneiderei und Reklame, May-Schwärmerei und Kritik bezw. äußerste Kritiklosigkeit komme ich hier nicht zurück. Ich sehe mich nur durch den zur »Rettung« des Herrn M. namentlich seit Herbst 1906 veranstalteten großen Feldzug veranlaßt, auf die **K e r n f r a g e**, nämlich auf die in den achtziger Jahren bei H. G. Münchmeyer in Dresden erschienenen »**S c h u n d r o m a n e**« nochmals zurückzukommen, nebst einigen Illustrationen zur Glaubwürdigkeit der von Mays »dankbaren Lesern« in die Welt gesetzten Behauptungen. Die ungeheure Polemik in Zeitungen und Flugschriften werde ich dabei nur gelegentlich berühren. Darüber ein ganzes Buch zu schreiben, wäre aufgrund des vor mir aufgestapelten Materials eine Kleinigkeit. Aber die öffentliche Meinung wird mehr profitieren, wenn ich diese - teilweise allerdings hochkomischen - Arabesken tunlichst beiseite lasse und mich in der Hauptsache auf unanfechtbares Quellenmaterial beschränke, d.h. auf **ö f f e n t l i c h e E r k l ä r u n g e n** und **A k t e n**. Die May-Gemeinde - es gibt in ihr viele harmlose Menschen von rührender Kindlichkeit, für die ich kein böses Wort habe, aber auch Leute von ganz anderen Qualitäten - pflegt es allerdings genau umgekehrt zu machen: Ganz wie ihr Herr und Meister hat sie eine ausgesprochene Abneigung gegen die nackten Tatsachen, gegen den objektiven Sachverhalt mit lästigen Daten und unangreifbaren Feststellungen; eine ebenso ausgesprochene Vorliebe für die Phrase, für donnernde Rhetorik und sentimentales Geschwätz, für das Hell-Dunkel und das Herumfahren mit der Stange im Nebel - alles Gründe, die Sache nun erst recht auf festem Boden und im unerbittlichen hellen Tageslicht auszufechten.

D i e F r a g e d e r » S c h u n d r o m a n e « b i s z u m J a h r e 1 9 0 2. Ich habe Ende 1901 und Anfang 1902 zuerst in einigen Vorträgen und dann in den Histor.-polit. Blättern im einzelnen festgestellt, daß in den achtziger Jahren im Verlage von H. G. Münchmeyer (Dresden) fünf schmutzige, zum Teil geradezu scheußlich gemeine Romane Karl Mays

* Probleme bei der Darstellung von Zeichen in Frakturschrift wurden zunächst dadurch gelöst, daß sie fett und in [] gesetzt. Wenn also ein Buchstabe in [] und fett gesetzt ist, ist er als ein Fraktur-Zeichen zu lesen. Nicht fett gesetzte Zeichen in [] wurden vom jeweiligen Autor in die entsprechenden Klammern gesetzt; die Internet-Redaktion

//226//

(einer mit seinem Namen, einer unter dem Pseudonym »Kapitän Ramon Diaz de la Escosura«, der Rest anonym, aber deutlich als geistiges Eigentum dieses exotischen Kapitäns gekennzeichnet) erschienen, genau zu derselben Zeit, wo er im »Deutschen Hausschatz« sexuell einwandfreie Romane, hie und da mit katholischer Färbung, obwohl Protestant, drucken ließ. Diese Feststellung ist **a b s o l u t u n b e s t r i t t e n** geblieben. Im allgemeinen war die Tatsache schon früher behauptet worden, ohne daß Hr. May und seine Freunde sie zu

bestreiten versuchten. Wohl aber hatte er ein über das anderemal versichert bzw. angedeutet, seine **O r i g i n a l m a n u s k r i p t e** seien vollständig reinlich gewesen. Böse Menschen - bald beschuldigt er den 1892 verstorbenen Münchmeyer, bald den (jetzt ebenfalls verstorbenen) Buchhändler Adalbert Fischer in Dresden, der 1899 das Geschäft Münchmeyers von dessen Witwe käuflich erwarb - hätten seine Romane »geändert« und »umgearbeitet«. Es handelte sich um einen höchst bedenklichen Kolportageverlag, eine Gesamtleistung von über einer halben Million Druckzeilen mit pornographischen Riesenkapiteln und unzähligen kleinen Schmutzereien, zusammen hunderte von Druckseiten unreinlichen und unreinlichsten Inhaltes. Fünf Jahre beanspruchte der Druck dieser fünf Romane. Der ahnungslose Hr. May aber »hatte keine Zeit, die Korrekturen oder gar die fertigen Werke wieder durchzusehen«; »nur durch Zufall« hat er den »heimlichen Mitarbeiter« Münchmeyer entdeckt und bis ins 20. Jahrhundert hinein gewartet, ehe er über die angebliche Schurkerei seines mittlerweile längst verstorbenen Verlegers das erste Wort in der Oeffentlichkeit sagte.

Meine mündlichen und schriftlichen Ausführungen wurden damals, soweit ich übersehen konnte, in der Presse fast allgemein als richtig anerkannt. Hr. May antwortete zunächst überhaupt nicht, er zog es vor, »schweigend zu lauschen, um ja nicht durch störende Einwürfe zu verscheuchen, was meine Menschenkenntnis zu bereichern hat«. Ich erinnere mich nur noch, daß er in der Einleitung zu einem Romane seine literarischen Gegner höchst geschmackvoll mit Maden verglich, die sich untereinander auffressen, bis die letzte und fetteste zerplatzt. Aber als kriegserfahrener Indianerkämpfer schickte er einige seiner jungen Männer vor, um mir den Garaus zu machen. Wie diese es anstellten, um meinen Skalp zu erbeuten, und wie die Geschichte auslief, habe ich damals (Histor.-polit. Bl. S. 520) nur ganz kurz angedeutet. Hier einige Ergänzungen.

P r o z e ß i n E l b e r f e l d. Schon am 14. Jan. 1902 erschien in der »Elberf. Zeitung« (Nr. 14) ein Eingesandt, welches mir den Standpunkt klar machte und damit eine Räubergeschichte verband, die Hrn.

//227//

May mit dem Verlag der »Kölnischen Volkszeitung« passiert sei. Der Einsender versicherte einleitend, diese »rührende Episode aus der Geschichte des literarischen Freibeutertums« habe ihm »Karl May erzählt«, und fügte nochmals ausdrücklich bei: »So erzählte Karl May. Er steht mir freundschaftlich nahe und ist ein Ehrenmann«. Der Verlag der Köln. Volksztg. antwortete sofort mit einer Beleidigungsklage, und am 27. Febr. 1902 (Elberf. Ztg. Nr. 58) erklärte derselbe Einsender mit Namensunterschrift, er »bedauere, das **O p f e r e i n e r T ä u s c h u n g** geworden zu sein« und nehme die Vorwürfe gegen mich und gegen den Verlag zurück; mit anderen Worten: Hr. May, der »Ehrenmann«, habe ihm Dinge gesagt, die nicht wahr seien. Damit war dieser Fall erledigt. Das Nähere findet sich in der »Köln. Volksztg.« Nr. 192 vom 12. März 1902.

P r o z e ß i n F r e i b u r g i . B r . Genau dasselbe Ergebnis hatte eine zweite Beleidigungsklage. Ebenfalls im Januar 1902 erschien bei Mays neuem Verleger **F . E . F e h s e n f e l d** zu Freiburg i. Br. eine umfangreiche Broschüre: »Karl May als Erzieher« und »die Wahrheit über Karl May« oder die Gegner Karl Mays in ihrem eigenen Lichte, von einem dankbaren Mayleser - handgreiflich entweder von M. selbst geschrieben oder von ihm inspiriert und mit Material versehen. Er hat das Zeug in 100,000 Exemplaren drucken lassen. Da die Flugschrift neben anderen schönen Dingen auch die erwähnte Räubergeschichte enthielt, wies der Kölner Verlag zunächst in eingehender Darlegung (Köln. Volksztg. Nr. 73 vom 24. Jan. 1902) nach, daß die Grundlage der Geschichte eine **m a s s i v e B r i e f f ä l s c h u n g** sei und erhob gegen Hrn. Fehsenfeld als Verleger der Broschüre Klage, die am 24. Juni 1902 vor dem Freiburger Schöffengerichte zur Verhandlung gelangte. Das Ende vom Liede war ein glatter **W i d e r r u f** des Hrn. Fehsenfeld, in dem es heißt: »Ich erkenne an, daß die Geschäftsbeziehungen zwischen Karl May und den Privatklägern (Verlag der Köln. Volkszeitung) in der Broschüre Karl May als Erzieher **[u]**. **u n r i c h t i g d a r g e s t e l l t** sind und ich nehme die in der Broschüre enthaltenen Beleidigungen gegen die Privatkläger mit dem Ausdrücke des Bedauerns zurück«. Das Vergleichsprotokoll wurde in fünf Blättern auf Kosten des Beklagten veröffentlicht, der auch die Kosten der Privatklage, einschließlich der

Anwaltskosten, trug. Es war für Hrn. Fehsenfeld eine teure Geschichte - er mag sich bei dem »dankbaren Mayleser« bedanken, der ihm diese Suppe eingebrockt hat.

Prozeß in Friedberg (Hessen). Ein dritter Prozeß - diesmal war M. Kläger - spielte im Jahre 1904. In der Broschüre des Hrn. Max Dittrich, eines begeisterten Maylesers (Karl May und seine Schriften.

//228//

Eine literarisch-psychologische Studie für Mayfreunde und Mayfeinde. Dresden 1904.) wird als Ausgangspunkt der Klage folgende Notiz einer Jugendzeitschrift zitiert:

Dem bekannten Schriftsteller Karl May wurde vor ein paar Jahren öffentlich nachgewiesen: 1) daß seine angeblich selbst erlebten Taten und Abenteuer pure Erfindung seien; 2) daß er nicht, wie man vielfach glaubte, Katholik, sondern Protestant sei; 3) daß er nicht bloß Beiträge in katholische Zeitschriften liefere, sondern auch unsittliche Schriften verfaßt und unter anderem Namen veröffentlicht habe. Auf diese gegen ihn öffentlich erhobenen Angriffe zeigten sich bei ihm Irrsinnserscheinungen - ob wirkliche oder nur verstellte, ist nicht näher bekannt geworden - und wurde er daraufhin tatsächlich in eine Irrenanstalt gebracht.

Gegen Ende des gleichen Jahres ergriff Hr. May in dieser Angelegenheit selbst das Wort. Im November 1904 war ihm Prof. Dr. Schumann, Redakteur des künstlerischen und wissenschaftlichen Teiles des »Dresd. Anzeigers«, scharf zu Leibe gerückt, wobei er sich anerkennend auf meine Feststellungen in den »Histor.-polit. Bl.« bezog (»Dresd. Anzg.« Nr. 315 v. 13. Nov.). M. antwortete (»Dresdener Nachrichten« Nr. 322 vom 20. Nov.) in einem sehr gereizten offenen Brief. Hier heißt es:

Sonderbarer Weise empfehlen Sie, der protestantische Redakteur, die wüsten May-Hetzereien Ihres ultramontanen Antipoden Cardas [Schreib- oder Druckfehler statt Cardauns]. Max Dittrich gibt den Wortlaut jener Beleidigungen, auf welche ich Strafantrag gestellt habe. . . . Als sogenannter Zeuge stand ihnen [den Beklagten] zur Seite Ihr Hr. Dr. Cardas, der berühmte Hetzer gegen May. Ich reiste hin, um den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, und das hatte man nicht erwartet. . . . Sie [die drei Beklagten] widerriefen, bedauerten den Vorfall und unterschrieben alles, was ich von ihnen verlangte. . . . Man will nicht länger dulden, daß ein hyperultramontaner Redaktionspapst sich einbilde, der Herr und Meister der ganzen katholischen Kirchen- und Laienschaft zu sein.

Hübsch gesagt! Nur fehlt die Hauptsache, nämlich: Weshalb hat Hr. M. geklagt und was ist widerrufen worden? In seiner Antwort (Dresd. Anzg. Nr. 329 vom 27. Nov.) wies Prof. Schumann den Appell M.s an die konfessionellen Leidenschaften in vornehmer Weise zurück und zitierte aus einer von mir erbetenen Aufklärung folgende Sätze:

Von dem Ausgang des in Friedberg (Hessen) spielenden Prozesses ist mir nichts bekannt; Zeuge bin ich in demselben nie gewesen [ich hatte mich, als der Rechtsvertreter des Beklagten sich an mich wendete, als Zeuge zur Verfügung gestellt]. Soviel mir bekannt, hatte May die Klage auf die Behauptung beschränkt, er sei im Irrenhaus gewesen, worüber ich nichts sagen konnte. Wäre ich als Zeuge über seine Kolportage-Romane vernommen worden, so hätte ich um so mehr gesagt.

//229//

Erst nachträglich bin ich in den Besitz des Materials gekommen, welches diese Sätze bestätigt. Beklagte waren der Redakteur P. und der Verleger A. der Jugendzeitschrift und der Verfasser B. der inkriminierten Notiz. Vor mir liegt die gegen den Redakteur P. gerichtete Klageschrift, datiert 11. Mai 1904. Der Rechtsvertreter des Hrn. May zitiert darin den ganzen oben wiedergegebenen Passus, stellt aber Strafantrag (»eine angemessene hohe Freiheitsstrafe«) nur wegen des Irrenhaussatzes und wegen eines weiteren gleichgültigen Satzes: »Es ist schade für jede Minute, die Sie für diesen Mann (May) verwenden«. Bezüglich der ersten drei Punkte (darunter der Vorwurf wegen »unsittlicher Schriften«) heißt es kostbarer Weise:

Hierin offenbart sich die Absicht, den Privatkläger sittlich herabzuwürdigen. Allein der Privatkläger erachtet seinen Ruf als Schriftsteller und Mensch derart begründet, daß er getreu seinem Grundsatz auf Erzeugnisse der Zeitungspressen nichts erwidert, so objektiv unwahr auch die nur bezeichneten Behauptungen sind. Die Erwiderung ist für den, der sie sucht, in seinen Schriften enthalten. Der Privatkläger will sich daher nur vorbehalten, in einem weiteren gerichtlichen Verfahren auch die gerichtliche Bestrafung wegen der in den nur aufgeführten Behauptungen enthaltenen schweren Beleidigungen zu verlangen, sofern ihn hierzu doch ausnahmsweise noch das besondere Verhalten des Privatklägers bestimmen sollte.

Wie man sieht, ist in dieser wunderlichen Klageschrift der Hauptpunkt sorgfältig ausgeschieden. Der Widerruf der Redaktion und

des Verlags war denn auch allgemein gehalten, der Verfasser aber beschränkte sich ganz korrekt auf die Zurücknahme der »Notiz über Krankheitserscheinungen des Schriftstellers Karl May«. Von dem »den Privatklässer sittlich herabwürdigenden« Vorwurf wegen »unsittlicher Schriften« ist in keiner dieser Erklärungen die Rede! Veröffentlicht hat Hr. M. die Erklärungen meines Wissens n i c h t, sie sind mir erst nachträglich auf anderem Wege bekannt geworden. Auch wurde mir mitgeteilt, K. May habe auf die Veröffentlichung jeglicher Erklärung v e r z i c h t e t. Soviel steht absolut fest: Ueber die Frage der » u n s i t t l i c h e n R o m a n e « hat die Friedberger Beleidigungsklage des Hrn. M. n i c h t d a s m i n d e s t e ergeben.

D e r R e t t u n g s f e l d z u g. Das soll jetzt anders geworden sein. Vor mir liegen verschiedene, namentlich süddeutsche Blätter, in denen mit größter Bestimmtheit behauptet wird, Hr. M. habe in einem großen Prozeß gegen die Witwe Münchmeyer glänzend obgesiegt und sei vollkommen gerechtfertigt. Gelegentlich werde ich mit einigen Lob-

//230//

sprüchen bedacht, aber der Kern bleibt: Ich sei bei meinem Auftreten gegen M. hereingefallen, und auch die Mahnung an die Pflicht des Widerrufs, sowie grobe Beschimpfung fehlt nicht. Hier einige Proben.

Die Führung übernahm, soweit ich sehe, Herr Heinrich Wagner, Chefredakteur der Passauer Donauzeitung. Er hielt zunächst einen Vortrag. Dann folgten, im Anschluß an denselben, nicht weniger als 12 Artikel in der Donauzeitung (Nr. 314ff. vom 23. Nov. 1906 ab). Endlich ist diese Artikelserie auch als Broschüre erschienen: Karl May und seine Werke. Eine kritische Studie von Heinrich Wagner. Passau 1907. »Sie zeigt«, heißt es in der anonymen Reklame-Notiz einer Monatsschrift, die in demselben Verlag wie die Broschüre erscheint, »wie das Schaffen Mays einzig und allein dem Studium der Menschenseele gilt. Gleichzeitig führt Verfasser den Nachweis, wie unbegründet die Angriffe gegen Karl May in der Richtung sind, daß er gleichzeitig sittlich reine und sittlich verwerfliche Romane geschrieben haben soll. Die Unschuld Mays wird in überzeugender Weise nachgewiesen«.

Hr. Wagner hat die Güte, zu erklären (Donauztg. Nr. 321, Broschüre S. 20), ich sei »einseitig informiert worden«; sonst hätte ich bei meinem »ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl« mich »niemals zu einem derartigen Vorgehen [gegen May] verstanden«. Leider vermisse ich für die Einseitigkeit meiner »Informationen« jeden Beweis. Hr. Wagner wiederholt einfach Mays bekannte Behauptungen: Adalbert Fischer [Münchmeyers Nachfolger] habe Mays Werke »furchtbar verändert und mit durchaus nicht einwandfreien Abbildungen versehen«, herausgegeben. »May hat weder von Münchmeyer noch von Fischer jemals eine Korrektur in die Hand bekommen und also nie Gelegenheit gehabt, den Inhalt mit seinen Manuskripten vergleichen zu können. Es wurden ihm nicht einmal die regelmäßigen Pflichtexemplare geliefert. Er konnte also die fertigen Romane nicht lesen und hätte dazu auch keine Zeit gehabt« (Nr. 322 Broschüre S. 26). Ich wiederhole meine Feststellung, daß sich die furchtbarsten Unsittlichkeiten schon in den Münchmeyer'schen Ausgaben finden, in den achtziger Jahren, lange bevor Fischer das Münchmeyer'sche Geschäft übernahm. Zwischen dem Erscheinen dieser Schändlichkeiten und der ersten Erklärung, in welcher May die Verantwortung für dieselben ablehnt, liegen 14 bis 19 Jahre, denn das infame ›Waldröschen‹ erschien 1882, ›Der Weg zum Glück‹ 1887, Mays erste mir bekannte Erklärung 1901 (vergl. meine genauen Angaben »Histor.-polit. Bl. CXXIX, S. 533ff.). Ferner beruft sich Hr. Wagner (Donauztg. Nr. 324, Broschüre S. 30) auf eine notarielle Erklärung Adalbert Fischers vom Februar 1903: »Sofern in den bei Münchmeyer erschienenen Schriften des Hrn. K. May etwas Unsittli-

//231//

ches enthalten sein sollte, stammt das nicht aus der Feder des Hrn. K. M., sondern ist von dritter Seite früher hineingetragen worden«. Quellenangabe fehlt. Darüber später. Endlich versichert Hr. Wagner (Donauztg. Nr. 322, Broschüre S. 28): »May übergab die Angelegenheit dem Richter und bereits in zwei Instanzen hat May seinen Prozeß gewonnen; in der dritten Instanz, welche seine Gegner angerufen haben, muß das Urteil erst noch gefällt werden«.

Um dieselbe Zeit teilte Hr. Lorenz Krapp (Liter. Beil. zur Augsburger Postzeitung Nr. 52 vom 27. November 1906) mit: »May strengte einen Prozeß an, der mit einem Vergleich endete, in dem anerkannt wurde, daß die betr. [unsittlichen] Stellen nachträgliche Interpolationen des Verlegers seien.«² Hr. Krapp hat dem »Problem May« allein in der Augsb. Postztg. zwei Artikel (Nr. 52 und 54) gewidmet und dann noch Hrn. Dr. Ettlinger, der (ebenda Nr. 57) über »die neue Reklamekampagne« ein verständiges Wort sagte, eine lange Replik gewidmet. Einige Monate später erzählte das Straubinger Tageblatt (Nr.33 vom 9. Februar 1907): »Karl May hat seinen Prozeß gegen die Münchmeyer [die Witwe des längst verstorbenen Verlegers Münchmeyer] nunmehr auch in dritter und letzter Instanz vor dem Reichsgericht gewonnen. Sein Sieg ist vollständig und bedingungslos.« Folgt, ohne Namensnennung, ein handgreiflich gegen mich gerichteter Ausfall und am Schluß die Einladung: »Jetzt, nachdem Karl May in allen Instanzen so glänzend gerechtfertigt worden ist, ist das, was man von seinen bisherigen Gegnern erwartet, wohl selbstverständlich!«

Genau derselbe Artikel stand im »Bayer. Kurier« (Beil. vom 10. und 11. Februar 1907). Nach diesem wurde er im »Radebeuler Tageblatt« (Beil. zu Nr. 41 v. 17. Febr. 1907. Radebeul ist Wohnort des Hr. May) abgedruckt, aber mit einem bemerkenswerten Zusatz:

Leider sind die Früchte derartiger Rechtssiege nicht so schnell und mühelos zu ernten, wie der Laie denkt. Karl May hat die Wahrheit aller seiner Behauptungen bewiesen und den Prozeß auf der ganzen Linie gewonnen; aber der Vollzug dieses Urteils erfordert besondere Anträge. Die frühere Besitzerin der Schundromanfabrik (also die Witwe Münchmeyer) weigert sich, Rechnung zu legen und die Mayschen Original-Manuskripte herauszugeben, wodurch die Unterschlagungen und Fälschungen in ihrem ganzen, ungeheuren Umfange an das Licht des Tages kämen. Und dem jetzigen Besitzer, Hr. Adalbert Fischer, fällt es nicht ein, sich freiwillig zu fügen und aus reiner Achtung vor dem Gesetze mit der Herstellung des abgrundtief unsittlichen und gemeinschädlichen Schundes innezuhalten. Er hat vielmehr, wohl infolge des Mayschen Sieges die Produktion auf das höchste angespannt und kann nur auf dem Wege besonderer Urteile gezwungen werden, sich dem richterlichen Spruch zu fügen.

//232//

Hr. Karl Küchler (Germania Nr. 101 u. 102, Erstes Blatt vom 3. u. 4. Mai 1907) widmete der Mayfrage manche vernünftige Bemerkung, so über den Versuch der Verehrer Mays, »hinterher einen tiefen symbolischen Sinn in seine sämtlichen Bücher zu legen und das Ganze gewissermaßen als ein geschlossenes Lebenswerk zu betrachten« - ein Gebiet, auf dem die Schwärmerei förmliche Orgien gefeiert hat. Aber »persönlich« hielt Hr. Küchler May »für rehabilitiert«:

K. M. hat vom ersten Augenblick an erklärt, er habe einwandfreie Manuskripte geliefert, die von den Verlegern gegen seinen Willen und ohne sein Wissen durch fremde Beihilfe um den inkriminierten Schmutz vermehrt worden seien. Mit Recht hielt man so etwas für unerhört und schwer glaublich. Aber die Gerichtsverhandlungen haben K. M. doch schließlich Recht gegeben. Es ist nicht nur Pflicht und Schuldigkeit, sondern Ehrensache, nun auch öffentlich festzustellen, daß der Nachweis von der Unschuld K. M.s als gelungen zu betrachten ist.

Sogar das amerikanische Blatt, das 1899 zuerst von »Schundromanen« K. M.s schrieb und später von meiner »vernichtenden Beurteilung K. M.s in den Histor.-polit. Bl.« Notiz nahm, hat das Urteil Küchlers wiederholt und Hrn. M. Abbitte geleistet (Der Wanderer, St. Paul, Nr. 2066 v. 20. Juni 1907).³

K r i t i k d e r R e t t u n g s a k t i o n. Kritisch veranlagten Lesern werden sich bei der Lektüre dieser Behauptungen, denen zum Beweis so ziemlich alles fehlt, sofort einige nüchterne Fragen aufgedrängt haben: Um was hat es sich denn eigentlich bei diesen gerichtlichen Auseinandersetzungen gehandelt? Wie verhält sich der Prozeß erster, zweiter und dritter Instanz zu dem von der »Augsb. Postztg.« erwähnten Vergleich, der doch vor der letztinstanzlichen Prozeßentscheidung liegen muß? Wer schloß den Vergleich, worüber hat man sich verglichen und gegen wen war der schließlich bis zum Reichsgericht getriebene Prozeß gerichtet? Was war Gegenstand der Klage und vor allem: was i s t g e r i c h t l i c h f e s t g e s t e l l t worden? Hat das Gericht als bewiesen anerkannt, daß May an den Unsittlichkeiten schuldlos sei, oder hat es bloß über Verlagsrechte, pekuniäre Differenzen usw.

entschieden? Der identische Artikel des »Straub. Tagebl.« und des »Bayer. Kurier« erklärt: »Wir haben schon in einem Artikel kurz Bezug genommen, um was es sich in diesem Prozeß handelt«. Möglich! Auch anderswo sind Andeutungen gegeben worden. So lese ich in Nr. 47 der »Dresdener Sachsenstimme« vom 18. Dezember 1904, in dem Prozeß Mays gegen die Witwe Münchmeyers handle es sich um » H o n o r a r a n s p r ü c h e « Mays. Der einfachste Weg, zur Klarheit zu kommen, war wieder das Zurückgreifen auf ö f f e n t l i c h e E r k l ä r u n g e n und auf die A k t e n.

//233//

An die Spitze stelle ich eine E r k l ä r u n g K. M a y s selbst. Am 22. Februar 1905 schrieb er mir einen 19 Seiten langen Privatbrief, den er seltsamer Weise mit anderem Datum (1. März) als »offenen Brief« drucken ließ.⁴ Er behandelt darin den »hyperultramontanen Redaktionspapst« und »berühmten Hetzer« (so die mir beigelegten Epitheta in seinem oben erwähnten offenen Brief vom 20. Nov. 1904) mit ausgezeichnete Höflichkeit. Hier heißt es:

Ich führe meinen nun dreijährigen Prozeß gegen die Dresdener Kolportagefirma H. G. Münchmeyer, sowohl gegen die frühere Inhaberin [Witwe Münchmeyer] als auch gegen den jetzigen Besitzer [Adalbert Fischer]. . . . Es handelt sich um diejenigen »Romane«, welche Sie als »abgründig unsittlich« gebrandmarkt haben. . . . Die Firma Münchmeyer hat mir erklärt, daß sie diese »Unsittlichkeiten« für unzertrennlich von diesen Romanen halte und mit ihnen soviel Geld als möglich verdienen wolle. Ich kann dies jederzeit durch unanfechtbare briefliche Dokumente beweisen. . . . Um diese Ausnutzung der Unsittlichkeiten endlos fortsetzen zu können, behauptet man, daß ich auf alle Urheber- und Verlagsrechte verzichtet habe, wobei sogar das Recht der beliebigen Veränderung, Umarbeitung usw. mit inbegriffen sei. Ich hingegen prozessiere, um diese mir gewaltsam vorenthaltenen Rechte gerichtlich bestätigen und die Romane dann sofort und für immer verschwinden zu lassen. . . . Ob ich sie damals genau so geschrieben habe, wie sie jetzt gedruckt werden, ob man berechtigt ist, die Unsittlichkeiten gar noch zu illustrieren usw., das sind Fragen, die darum erst an zweiter Stelle zu stehen haben, obgleich sie mich nicht weniger berühren. . . . Wenn der jetzige Besitzer der Kolportagefabrik von H. G. Münchmeyer [Adalbert Fischer] auch zehn- und hundertmal öffentlich erklärt, daß die schlechten Stellen nicht von mir stammen, sondern von anderer Hand hineingetragen seien, so geschieht das nicht etwa zu meiner »Ehrenrettung«, es wird vielmehr durch diese höchst pfiffige Reklame ganz besonders auf die Schlüpfrigkeit dieser Werke aufmerksam gemacht. . . . Ich habe mich also gegen alle derartigen »Sittenzeugnisse« des Herausgebers solcher Werke auf das energischste zu verwahren. Es soll nicht wieder von ihm und mir geschrieben werden: » S i e v e r t r a g e n s i c h ! «

Weiter teilte mir Hr. May mit: »Ich werde sehr wahrscheinlich nächstens veranlaßt werden, Ihnen Gelegenheit zu geben, sich vor Gericht hierüber [über »den Fortbestand der ge- resp. erwerbsmäßigen Unsittlichkeit«] auszusprechen. . . . Ich bitte Sie hiermit um Erlaubnis, Sie in dieser Angelegenheit als Kenner, Sachverständigen und Zeugen angeben zu können. . . . Ich werde sehr wahrscheinlich, wenn Sie in Köln vernommen werden, mich beim Verhör einfinden, bitte Sie aber schon jetzt, vollständig überzeugt zu sein, daß Sie einer guten Sache um so mehr dienen werden, je weniger nachsichtig Sie mit diesen Münchmeyer'schen Romanen verfahren. In höflichster Hochachtung [u].«

Es blieb bei dem »sehr wahrscheinlich«. Selbstverständlich wäre ich bereit gewesen, Hrn. M. »vor Gericht als Kenner, Sachverständiger und Zeuge« zu dienen. Da meine »Erlaubnis« für meine Ladung als

//234//

Zeuge oder Sachverständiger vollkommen überflüssig war, habe ich Hrn. May, übrigens auch aus anderen Gründen, nicht geantwortet. Natürlich hätte Hr. M. mich jeden Tag laden lassen können, aber er tat es nicht - weshalb, das ich seine Sache.

Wichtiger, als die allerdings bedauerliche Ausschaltung des »Kenners, Sachverständigen und Zeugen« Cardauns ist natürlich, was Hr. M. in diesem liebenswürdigen Schreiben über seinen P r o z e ß sagt. Er prozessiert sowohl gegen die Witwe Münchmeyer als gegen Adalbert Fischer. Die Frage, ob er unsittliche Romane geschrieben habe, steht ihm erst an »zweiter Stelle«, wenn sie ihn auch »nicht weniger berührt«. Allerdings, und viele werden der Ansicht sein, für Hrn. Mays Ehre sei sie noch wichtiger als das Verschwinden der unsittlichen Werke aus dem Buchhandel. Aber Hr. May »verwahrt sich auf das energischste gegen alle Sittenzeugnisse des Hrn. Fischer«, auf daß »nicht wieder geschrieben werde: Sie vertragen sich!«

Denn - s i e h a t t e n s i c h v e r t r a g e n . Wann und wie, war bisher dunkel. Nirgendwo wurde meines Wissens der Vertrag bekannt gegeben. Es lagen nur Erklärungen der beiden vertragschließenden Mächte vor, aus denen sich nicht viel entnehmen ließ. Ein vom 18. November 1904 datierter offener Brief M a y s an seinen Gegner Prof. Schumann (Dresd. Nachrichten Nr. 322 v. 20. Nov.) besagt:

Kurze Zeit, nachdem ich diesen Prozeß [gegen die Firma Münchmeyer] anhängig gemacht hatte, bat der jetzige Besitzer der Firma [Adalbert Fischer] um eine Vergleichsverhandlung. Wir trafen uns, unter vier Augen, und er benutzte diese Abwesenheit von Zeugen, mich zu dem gewünschten Vergleich durch die Drohung zu zwingen [u] . . . Ich ging natürlich trotz dieser Drohungen gegen die Firma vor. . . . Jetzt ist der Prozeß in erster Instanz für mich entschieden. . . .

Drei Tage später (Dresd. Nachr. Nr.325 v. 23. Nov.) erklärte an derselben Stelle » A d a l b e r t F i s c h e r , alleiniger Inhaber der Firma H. G. Münchmeyer«:

In Nr. 322 drucken Sie eine Erklärung des Schriftstellers K. M. ab, welche, soweit meine Person und meine Firma in Frage kommen, wesentliche Irrtümer und mindestens falsche Auffassungen von Aeüßerungen und Gesprächen enthält, die besonders von Uneingeweihten als unedle Handlungen meinerseits aufgefaßt werden müssen. Ich stehe allen Angriffen gegen K. M. fern und habe gewichtige und menschliche Gründe, mich an dem »Kaputmachen« K. M.s nicht zu beteiligen. Dies verbietet mir allein schon ein Vergleichsvertrag mit K. M., der auf dessen speziellen Wunsch beiden Teilen Wahrung der persönlichen, schriftstellerischen und buchhändlerischen Ehre auferlegt. . . . Betont sei hier noch, daß K. M. nicht gegen mich und meine Firma Prozeß führt, sondern gegen meine Vorbesitzerin, Frau Pauline, verw. Münchmeyer.

//235//

Zunächst interessiert mich hier nur die Frage: Wurde ein Vergleich geschlossen und w a s s t e h t d a r i n ? Hr. May sagt zuerst, Fischer habe die Abwesenheit von Zeugen benutzt, um ihn durch Drohungen »zu dem gewünschten Vergleichsvertrag zu zwingen«; dann aber, er sei »natürlich trotz dieser Drohungen gegen die Firma vorgegangen«. Darnach könnte es scheinen, als sei der Vergleich gescheitert. Dann erklärt Hr. Fischer ganz bestimmt, der Vergleich sei geschlossen worden und betont, May führe nicht gegen ihn, sondern nur gegen die Vorbesitzerin, Frau Münchmeyer, Prozeß, und drei Monate später (vgl. oben sein Schreiben an mich v. 22. Febr. 1905) versichert Hr. May wieder in aller Form, er prozessiere auch gegen Fischer. Aufklärung geben die Akten, nämlich 1) der Vergleich zwischen K. M. und Adalbert Fischer vom 11. Februar 1903 und 2) das erstinstanzliche T e i l u r t e i l im Prozeß May - Münchmeyer, verkündet am 26. September 1904.

D e r V e r g l e i c h M a y - F i s c h e r . Wie ich s. Z. (Histor.-polit. Bl. a.a.O. S. 529) feststellte, hat K. M. schon am 19. März 1901 öffentlich erklärt: »Ich bin gegen die genannte Firma [H. G. Münchmeyer] gerichtlich vorgegangen«. Sofort antwortete A. Fischer, der damalige Inhaber der Firma: »Von einem gerichtlichen Vorgehen gegen mich ist mir bis zu dieser Stunde leider noch nichts bekannt, obgleich ich seit zwei Jahren Hrn. K. M. fortgesetzt aufgefordert habe, seine diesbezüglichen Drohungen wahr zu machen«. Der Prozeß May gegen Fischer spielte in der Hauptsache 1902/03, die Anfänge mögen noch weiter zurückreichen. Forum war das Kgl. Landgericht zu Dresden. Es war ein Z i v i l p r o z e ß mit sich daran anschließendem Verfahren wegen Erlassung einer einstweiligen Verfügung, in dem es sich um a n g e b l i c h e V e r l e t z u n g d e r U r h e b e r r e c h t e des Klägers [May] an seinen im Verlage der Firma H. G. Münchmeyer erschienenen Werken handelte. In diesem Prozeß wurde die Vorbesitzerin der Firma, Witwe Münchmeyer, durch Urteil vom 24. September als Neben-Intervenientin zugelassen. Dann aber kam eine überraschende Wendung: Der Prozeß May contra Fischer wurde am 4. Mai 1903 durch einen V e r g l e i c h erledigt, wonach der Kläger d i e K l a g e z u r ü c k z o g , die gerichtlichen Kosten geteilt und die außergerichtlichen aufgehoben, im übrigen aber die in einem von den Parteien in Bezug genommenen n o t a r i e l l e n P r o t o k o l l vom 11. Februar 1903 enthaltenen Festsetzungen aufrecht erhalten wurden.

Auf grund dieses Notariatsprotokolls veröffentlichten die Vergleichsparteien in mehreren Blättern folgende Erklärungen:

//236//

- a) Ich, Karl May, erkläre hiermit, daß Hr. Verlags-Buchhändler Adalbert Fischer bei Ankauf der Firma H. G. Münchmeyer nach Wortlaut des ihm vorgelegten Kaufvertrags annehmen mußte, a l l e R e c h t e an meinen bei dieser Firma erschienenen Werken m i t e r w o r b e n zu haben.
- b) Ich, Ad. Fischer, erkläre hiermit: D a f e r n in den bei H. G. Münchmeyer erschienenen Schriften des Hrn. Karl May e t w a s U n s i t t l i c h e s enthalten sein sollte, stammt das nicht aus der Feder des Hrn. Karl May, sondern i s t v o n d r i t t e r S e i t e f r ü h e r h i n e i n g e t r a g e n worden. [Also wörtlich wie Hr. Wagner in der Donauztg. Vgl. oben.]

P. Ansgar Pöllmann (Rückständigkeiten, Ravensburg 1906, S. 147. Vgl. auch L. Schulmann im Hammer Schulfreund, Juli 1907, S. 454) fand diesen Kompromiß »drollig« und meinte: »Wem jetzt noch nicht die Augen aufgehen, dem ist nicht mehr zu helfen.« Hr. Pöllmann war auf dem richtigen Wege, aber »geholfen« haben diese Erklärungen gar nichts - sie scheinen in weiteren Kreisen nicht einmal bekannt geworden zu sein - und zudem enthielten sie nur einen Teil des Notariatsprotokolls. Die Hauptsache ist ein Artikel, laut welchem K. M. die fünf wüsten Romane sowie einige andere Schriften Hrn. Fischer zur freien Verfügung ohne alle Einschränkungen mit allen Urheber- und sonstigen Rechten überläßt und Gewähr dafür übernimmt, daß an diese Werke von keiner Seite Ansprüche irgend welcher Art erhoben werden. Nach einem weiteren Artikel hat Fischer bei Neuauflagen auf seine Kosten aus diesen Werken die seiner Ueberzeugung nach etwa anstößigen Stellen zu entfernen und ebenso dergleichen Illustrationen zu vermeiden.

Es ist schwer, über diesen Vergleich keine Satire zu schreiben. Man stelle sich einmal vor: Zwei Prozeßgegner, die bereits vor Beginn des Rechtsstreites die peinlichsten öffentlichen Erörterungen gehabt haben, bezeugen sich nicht bloß einander ihre große Hochachtung und verpflichten sich für die Zukunft zur Schonung ihrer »persönlichen, buchhändlerischen oder schriftstellerischen Ehre«, sondern schließen auch einen Pakt über die Rechte an einem Berg schmutziger Romane! Hr. M. verpflichtet Hrn. F. bei Neuauflagen nicht etwa zur Purifizierung, sondern Hr. F. hat nur »die seiner Ueberzeugung nach etwa anstößigen Stellen zu entfernen«; wenn aber Hr. F. nicht zu einer solchen »Ueberzeugung« kommt, so läßt er »die etwa anstößigen Stellen« munter von Neuem drucken! Und derselbe Hr. M., der so was am 11. Februar 1903 unterschreibt, versichert mir am 22. Februar 1905 (vgl. oben) und läßt es zum Ueberfluß noch drucken: Er prozes-

//237//

schiere, um sich seine ihm »gewaltsam vorenthaltenen Rechte [an den angeblich von Münchmeyer zu unsittlichen Zwecken verfälschten Romanen] gerichtlich bestätigen und die Romane dann sofort und für immer verschwinden zu lassen.« Dieselben Romane, die er zwei Jahre vorher mit einer lächerlichen Klausel behufs »Wahrung seines Gesichtes« dem bösen Fischer »zur freien Verfügung überläßt!« Und wieder zwei Jahre später klagt das am Wohnort Mays erscheinende Radebeuler Tageblatt (vgl. oben) jämmerlich, Fischer fahre »mit der Herstellung des abgründtief unsittlichen und gemeinschädlichen Schundes fort«. Ja, wenn das richtig ist, was hat Fischer denn anders getan, als was ihm Hr. May im Notariatsprotokoll gestattet hatte? Seine »Ueberzeugung« war eben danach. Er mag »abgründtief unsittlich« gehandelt haben - ich weiß es nicht, da ich den in den letzten Jahren gedruckten »gemeinschaftlichen Schund« nicht kenne - aber Hrn. M. gegenüber hat er lediglich von seinem Recht Gebrauch gemacht. Wie ich erfahre, hat M. später den Vergleich angefochten; aber warum hat er ein Protokoll unterschrieben, bei dessen moralischen Stipulationen man sich nicht ernst halten kann?

Dieser Satz gilt auch von Fischers Bescheinigung, die in May's Schriften etwa vorhandenen Unsittlichkeiten stammten »nicht aus der Feder des Verfassers«. Bei der ersten Diskussion dieser Frage im März 1901 hat Hr. F. (vgl. hist.-polit. Bl. CXXIX S. 530) versichert: »von einer Mitarbeiterschaft des Hrn. Münchmeyer an den Werken des Hr. K. M. erfahre ich erst durch des Letzteren Erklärung«, und im folgenden Jahre (vgl. ebend.) gab er seiner Ueberzeugung Ausdruck, K. M. habe die Unsittlichkeiten »selbst geschrieben«. Woher ihm bis zum Februar 1903 eine Erleuchtung im entgegengesetzten Sinne gekommen sein sollte, ist nicht abzusehen. Aus eigener Wissenschaft weiß er vermutlich nichts. Er hat ja die Firma Münchmeyer erst am 16. März 1899 übernommen, sieben Jahre nach Münchmeyers Tod, 12 bis 17 Jahre nach dem Erscheinen jener abscheulichen Romane. Zudem hat er sich selbst widersprochen, selbstverständlich ist also seine auf alle Gründe verzichtende Ehrenerklärung wenigstens bis auf Weiteres wertlos.

Mit dieser Ansicht befinde ich mich in erfreulicher Uebereinstimmung mit dem Schreiben Hrn. May's an mich vom Februar 1905 (vgl. oben), in welchem Hr. May sich »gegen alle derartigen Sittenzeugnisse [Adalbert Fischers] auf das energischste verwahrt«. Gegen dasselbe Sittenzeugnis, zu dessen Ausstellung er Fischer durch Vergleich verpflichtet hatte! Seine guten Freunde freilich haben sich dadurch nicht abhalten lassen, die Erklärung Fischers als glänzenden Beweis der Unschuld Mays triumphierend vorzuweisen. So schon 1904 Mays getreuer

//238//

Knappe Max Dittrich (Karl May und seine Schriften S. 117), so 1906, wie schon erwähnt, Hr. Wagner in der »Donauzeitung«. Auch die »Augsb. Postzeitung« (Literar. Beil. Nr. 52 vom 27. Nov. 1906) sprach von »einem Vergleich, in dem anerkannt wurde, daß die betr. [unsittlichen] Stellen nachträgliche Interpolationen des Verlegers seien«.

Der Prozeß May - Witwe Münchmeyer. Nachdem Hr. May sich mit Hrn. Fischer vertragen hatte, prozessierte er weiter gegen die Witwe Ida Pauline Münchmeyer. Um was? Um seine Ehre? Um das Anerkenntnis, daß der verstorbene Münchmeyer seine »sittenreinen« Manuskripte gefälscht habe? Nein, sondern um Thaler, Groschen, Pfennige. Hier der Tenor des am 26. September 1904 verkündeten Teilsurteils in Sachen May contra Ida Pauline Münchmeyer wegen Rechnungslegung [u].:

Die 6. Zivilkammer des Kgl. Landgerichts zu Dresden erkennt für Recht:

Dem Kläger [May] wird folgender Eid auferlegt:

»Ich schwöre [u].: 1. Ich habe mit dem verstorbenen H. G. Münchmeyer 1882 . . . bezüglich des Waldröschens folgende Bedingungen vereinbart: Der Roman solle unter falschem Namen erscheinen und er solle nur bis zu 20,000 Exemplaren gedruckt und verbreitet werden. Als Vergütung solle ich für jede Nummer [die Kolportageausgabe ist in nicht weniger als 109 Heften zu 24 Seiten erschienen] 35 Mark und außerdem, sobald die zulässige Höchstzahl von Exemplaren umgesetzt sei, noch eine »feine Gratifikation« empfangen. Im Uebrigen solle ich die freie Verfügung über den Roman, insbesondere auch durch jederzeit zulässige Aufnahme in meine gesamten Werke, behalten. 2. Diese Bedingungen sind dann später auf die Romane »Deutsche Herzen und Helden«, »Der verlorene Sohn« und »Der Weg zum Glück« übertragen worden, jedoch mit der Maßgabe, daß die Vergütung für je eine Nummer der betr. Romane nicht bloß 35, sondern 50 Mark betragen solle. 3. Betreffs des Romans »Die Liebe des Ulanen« habe ich 1883 mit Münchmeyer vereinbart, daß ich ihm diesen nur zum einmaligen Abdruck im Jahrgang 1884 des »Deutschen Wanderers« überlassen solle. 4. Desgleichen habe ich Münchmeyer 1875 und 1884 die sechs Erzählungen »Aus der Mappe eines Vielgereisten« (»Inn-nu woh und Old Firehand«), »Ein Stücklein vom alten Dessauer«, »Die Fastnachtsnarren«, »Unter Werbern«, »Der Gitano und die Polin« nur zum einmaligen Abdruck für je einen Jahrgang seiner Zeitschriften überlassen. 5. Dagegen habe ich mit Münchmeyer bezüglich meiner unter 1-4 aufgeführten Werke nicht vereinbart, daß er an diesen gegen einmalige Vergütung in sofortiger Barzahlung das unbeschränkte Verfügungsrecht erwerben solle. So wahr mir Gott helfe.«

Leistet der Kläger diesen Eid, so soll die Beklagte verurteilt werden, ihm Rechnung zu legen über die Anzahl der von der Firma H. G. Münchmeyer in Dresden bis zum 16. März 1899 [Datum des Verkaufs der Firma Münchmeyer an Adalbert Fischer] gedruckten und verkauften Exemplare der Romane »Waldrösch« [usw. wie oben], sowie den hierdurch erzielten Reingewinn, ferner über die Anzahl der Jahrgänge des »Deutschen Wanderers«, in denen der Roman »Die Liebe des Ulanen« nach seinem erstmaligen Abdruck 1884/85 gedruckt und verbreitet worden ist [usw.], endlich über die Anzahl der Jahrgänge,

//239//

in denen die Erzählungen »Aus der Mappe eines Vielgereisten« [usw. wie oben] in Münchmeyerschen Zeitschriften gedruckt und verbreitet worden sind [usw. wie oben].

Bei Verweigerung der Eidesleistung soll dagegen der Kläger, insoweit er auf Rechnungslegung geklagt hat, mit der Klage abgewiesen werden.

Diesen Eid hat May geleistet. Demgemäß wurde die Witwe Münchmeyer zur alten Rechnungslegung verurteilt und dieses Urteil in zweiter und dritter Instanz aufrecht erhalten. (Urteil des 2. Zivilgerichts des Oberlandesgerichts Dresden, verkündet 5. Februar 1906, Abweisung der Revision der Beklagten durch den 1. Zivilsenat des Reichsgerichts 9. Januar 1907.)

Die Frage, ob May oder die Witwe Münchmeyer im Recht war, ob May tatsächlich mit Münchmeyer die beeedeten Vereinbarungen getroffen hat oder nicht - worüber nur ein Indizienbeweis angetreten werden konnte, da ein schriftlicher Vertrag offenbar nicht vorlag - ist für meine Untersuchung vollkommen gleichgültig. In negativer Hinsicht aber stelle ich fest: Zu der bekannten Behauptung Mays, Münchmeyer habe ihm seine »sittenreinen« Romane unsittlich

verfälscht, enthält das Urteil auch nicht ein einziges Wort.

Mit dem jetzt vom Reichsgericht aufrecht erhaltenen Teilurteil von 1904 ist der Prozeß natürlich nicht zu Ende. Es erkennt lediglich auf Rechnungslegung, und ganz richtig bemerkt noch am 17. Februar 1907, nach dem Erkenntnis des Reichsgerichts, das handgreiflich inspirierte »Radebeuler Tageblatt« (vgl. oben): »leider sind die Früchte derartiger Rechtspflege nicht so schnell und mühelos zu ernten, wie der Laie denkt. . . . Der Vollzug dieses Urteils erfordert besondere Anträge«. Unverständlich dagegen ist mir der weitere Satz, Fischer (seitdem verstorben) könne »nur auf dem Wege besonderer Urteile gezwungen werden, sich dem richterlichen Spruch zu fügen«. Der »richterliche Spruch« ist doch nicht gegen Fischer, sondern gegen die Witwe Münchmeyer ergangen, nachdem sich May mit Fischer verglichen hat. Daß er dann wieder gegen ihn geklagt hat, ist möglich, aber von einem richterlichen Spruche ist nichts bekannt geworden, und so wird man die »besonderen Urteile« in Geduld abwarten müssen.

Ich resumiere. Bereits vor zehn Jahren hat der Pustet'sche Verlag (vgl. dessen Erklärung vom 27. April 1901, abgedruckt »Histor.polit. Bl. a.a.O. 531) Hr. May wegen »Hintertreppen-Romanen der allerbedenklichsten Sorte« zur Aeüßerung aufgefordert, und May hat am 16. Juli 1897 geantwortet: »Ich werde die Münchmeyer'sche Ver-

//240//

lagshandlung gerichtlich belangen«. Erst vier oder fünf Jahre später beginnt der Prozeß Mays gegen Adalbert Fischer, der mittlerweile (1899) die Münchmeyersche Verlagshandlung käuflich übernommen hat. 1903 setzt May Fischer, der ihm eine von May selbst als bedeutungslos anerkannte Ehrenerklärung ausstellt, durch einen höchst seltsamen Vergleich außer Prozeß und prozessiert weiter gegen die Nebenintervenientin Witwe Münchmeyer. 1904 erstreitet er gegen diese ein Teilurteil auf Rechnungslegung, in welchem von den angeblichen Verfälschungen seiner »sittenreinen« Romane n i c h t s, aber auch gar nichts steht. Dieses Teilurteil wird vom Oberlandesgericht und dann vom Reichsgericht aufrecht erhalten, u n d n u n g e h t d e r P r o z e ß w e i t e r.

So der aktenmäßige Tatbestand. Damit vergleiche man, was die Verteidiger Mays seit Herbst vorigen Jahres über die »glänzende Rechtfertigung«, den »Nachweis von der Unschuld Mays« usw. geschrieben haben, sowie die in allen Tonarten, von höflicher Vermahnung bis zur frechen Beschimpfung direkt oder indirekt gegen mich gerichteten Angriffe. Diese ganze Rettungskampagne ist nichts als ein einziger ungeheurer Schwindel. Wo die Schwindler und wo die Beschwindelten sitzen, habe ich hier nicht zu untersuchen. Gern will ich annehmen, daß ein sehr erheblicher Teil dieses Feldzuges auf Rechnung einer allerdings hochgradigen Kritiklosigkeit zu setzen ist.

Man könnte die Frage erheben, weshalb ich diese Ausführungen erst jetzt schreibe, acht Monate nachdem Hr. Wagner die Rettungsaktion begonnen hat. Nun, gleich nach Beginn war durch die Reichstagswahlen und dann durch mein »Herabsteigen vom Redaktionsthron« reichlich für andere Beschäftigung gesorgt, und später hat die Beschaffung des aktenmäßigen Beweismaterials noch längere Zeit erfordert. Ich habe geschwankt, ob ich mich überhaupt noch einmal zu einer Sache eingehend äußern solle, in der ich lange geschwiegen hatte. Aber die May-Gemeinde hat es nicht gewollt: durch Entstellung des Tatbestandes, durch Hinweis auf meine Ehren- und Christen-Pflicht, vereinzelt auch durch direkte persönliche Angriffe hat sie mir die Feder wieder in die Hand gedrückt. Solange dieses Treiben sich auf Artikel beschränkte, deren Urheber in weiten Kreisen ebenso unbekannt waren wie die Blätter, in denen sie erschienen, konnte man es allenfalls auf sich beruhen lassen, aber wenn auch angesehene Zeitungen sich dafür in Anspruch nehmen lassen, wenn auch in solchen Blättern, die sich an dem Rettungswerke n i c h t beteiligen, andere Seiten des »May-Problems« eine hervorragende Rolle spielen,⁵ dann wird längeres Schweigen un-

//241//

möglich. Durch Vorstehendes den Fall endgültig erledigt zu haben, schmeichle ich mir nicht. Dafür gibt es zu Viele von jener Art, die nicht alle wird.

Bonn, im August 1907. Hermann Cardauns.

¹ Dieses Epitheton hat einem (natürlich pseudonymen) Herrn Tobias Wahrmond so trefflich gefallen, daß er (Karlsruhe 9. Dez. 1904) einen Schimpfbrief schrieb »an den hyperultramontanen Redaktionspapst Dr. Heinrich Cardauns«.

² Im Juli d. J. hat die »Augsb. Postztg.« (Nr. 168) Krapps Angabe von einem »Vergleich« berichtigt. »Die Sache verhält sich anders. May klagte 1901 gegen die genannte Firma [Verlag Münchmeyer], weil sie ohne Wissen und gegen den Willen May's unter dessen Namen lascive Schauderromane verbreitete. Der Firmainhaber Fischer schleppte den Rechtshandel durch alle drei Instanzen, verlor ihn aber auch in dritter und letzter Instanz beim Reichsgericht in Leipzig (Entscheidung vom 9. Januar 1907)«. Einige Blätter, »die früher ebenfalls an eine Entlarvung May's glaubten«, hätten ihn infolge des Prozeßausgangs bereits »rehabilitiert«; andere würden sich hoffentlich auch auf ihre »Loyalitätspflicht« besinnen. Hier sind verschiedene Prozesse durcheinander geworfen: Der Prozeß gegen Fischer, der tatsächlich durch Vergleich erledigt, und der Prozeß gegen die Witwe Münchmeyer, der durch alle Instanzen getrieben wurde. Vgl. unten.

³ Weitaus das Tollste hat ein Hr. L. G. im Juli d. J. in einem kleinen Berliner Blatt geleistet, den Namen des Blattes nenne ich nicht, weil der Herausgeber mir (Schreiben vom 18. Juli) »sein aufrichtiges Bedauern« über die Aufnahme des von ihm »durchaus mißbilligten« Artikels ausgesprochen und mir versichert hat, er habe infolge einer Reise ins Ausland »den ihm durchaus unbekannten Artikel zu seinem Schrecken erst vorgefunden«, als »die betr. Nummer zum Versandt gekommen war«. In einer folgenden Nr. hat er auch eine entsprechende Erklärung veröffentlicht. Hr. L. G. ist Redakteur einer Kunstzeitschrift, in der K. M. »Briefe über Kunst« geschrieben und Hr. G. selbst einen wunderbaren Aufsatz über »Karl May und Professor Sascha Schneider« veröffentlicht hat, »diese zwei leuchtenden Sterne am Himmel der Kunst«. Wie Hr. G. hier sehr schon sagt, »suchen sich große Seelen und finden sich endlich. Die neuesten Umschläge zu den Prachtwerken Karl Mays sind erschienen und von dem begnadeten Künstler Sascha Schneider, aufs erhabenste durchdacht, vollendet worden«. Vor mir liegt ein vom 1. Oktober 1905 datiertes Reklame-Plakat der Fehlsenfeldschen Buchhandlung: Eine Geisterfigur im Strahlenglanz, davor knieend ein nackter Kerl mit einem Schießprügel, gezeichnet »S. Schneider 04«. Nach dieser Abschweifung komme ich ganz kurz auf das Pamphlet des Hrn. G. zurück. Es schließt: »K. M. hat glorreich gesiegt, seine Feinde aber liegen im Staub, zertreten und zerschmettert. Seine beiden Hauptgegner sind schon gerichtet: Adalbert Fischer steht nun bereits vor seinem ewigen Richter - und der bekannte C h e f r e d a k t e u r i n K ö l n ? E r i s t v o n s e i n e m R e d a k t i o n s t h r o n h e r a b g e s t i e g e n , e r i s t »gegangen« und hat nun im Privatleben Muße nachzudenken, ob seine Handlungen gegen K. M. eines Christen würdig sind.« Ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß ich allerdings nach 31jähriger Tätigkeit »von meinem Redaktionsthron herabgestiegen« bin, aber höchst freiwillig. Genauer habe ich dieses und sonstiges Geschwätz über meinen Rücktritt in der Köln. Volksztg. vom 2. August 1907 behandelt.

⁴ Der Drucker ist nicht angegeben. Vermutlich erschien der Brief als Beilage zu einer Zeitung.

⁵ So in dem großen Aufsatz von Dr. Hugo Eik in der Beilage zur »Münchener Allg. Ztg.« Nr. 130 vom 11. Juli 1907, einer merkwürdigen Mischung von richtigen und schiefen Bemerkungen, wo die Frage der »Schundromane« vollständig ausgeschieden ist.

//242//

Anmerkung der Redaktion

Die in diesem Artikel erwähnten Briefe Mays sowie eine Reihe der angeführten Zeitungsartikel sind in folgenden KMG-Publikationen veröffentlicht worden:

- in den Jahrbüchern der KMG:
- 1972/73: An den Dresdner Anzeiger
- 1979: Offener Brief an Hermann Cardauns und weitere Flugblätter, mit denen May auf Cardauns Artikel antwortete
- in Materialien zur Karl-May-Forschung Bd. 10:
- Bernhard Kosciuszko: Im Zentrum der May Hetze. Die Kölnische Volkszeitung. Ubstadt 1985:
- Elberfelder Zeitung v. 12. 1., 14. 1. 17. 1., 21. 1. 1902
- DresdnerAnzeigerv. 30. 10., 13. li., 27. 11. 1904
- Der Wanderer (St. Paul) v. 20. 6. 1907
- Der Schulfreund 10/1907
- Die Sonntagsglocken v. 14. 7., 28. 7. 1907 (zu Anm. 3: L. G. = Leopold Gheri)
- Allgemeine Zeitung (München) v. 11. 7. 1907

Inhaltsverzeichnis

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//243//

HEINZ STOLTE

Vor fünfzig Jahren

Zeitgenössische Stimmen zum ›Volksschriftsteller‹

Man schrieb den 25. Februar 1936, und dies war der 94. Geburtstag Karl Mays. Kein Grund zum besonderen Feiern nach unseren üblichen Regeln für Jubiläen und Gedenktage. Aber für mich wurde dieser Tag doch zu einem der wichtigsten meines Lebens, der weithin über meine Zukunft entscheiden würde. Denn der Zufall oder ein mysteriöses Schicksal hatte es so gefügt, daß ich ausgerechnet am Geburtstage Karl Mays vor der Prüfungskommission der Philosophischen Fakultät der Universität Jena zur Ablegung meiner mündlichen Prüfung zu erscheinen hatte. Nun, ich nahm es als ein nicht schlechtes Omen für das, was da nun auf mich zukommen würde, und absolvierte denn auch die hochnotpeinliche Befragung in Germanistik, Volkskunde, Philosophie und Kirchengeschichte mit dem Ergebnis, daß ich die Hallen der Alma Mater als der erste Karl-May-Doktor verließ. Meine Kommilitonen, die mich gespannt erwartet hatten, erklärten mir noch dazu, ich hätte wohl auch eine Art Rekord erlangt, indem ich doch mit noch 21 Jahren vermutlich der jüngste deutsche Dr. phil. geworden sei. Also nun doch ein Tag zum Feiern!

Wenige Zeit später wurde ich dann maßlos überrascht von dem, was da auf mich zukam: es rauschte gar gewaltig im Blätterwald der Presse, und wochenlang verging kein Tag, daß mir nicht Zeitungsnotizen über das offenbar erstaunliche Phänomen einer Dissertation (man denke!) zum Thema Karl May zugeschickt wurden, und besonders nach dem Erscheinen der Arbeit im Radebeuler Karl-May-Verlag schwoll das journalistische Echo noch an, während ich selber schon längst tief ins Studium der mittelhochdeutschen Tristanepen verstrickt war.

Nun ist dies alles ein rundes halbes Jahrhundert her. Aber der Kalenderzettel, der mir dieser Tage den 25. Februar 1986 anzeigte, hat mich plötzlich darauf gebracht, daß dieses wohl so etwas wie ein Jubiläum wäre. Es hat mich veranlaßt, aus den Tiefen des Kellers ein uralt-verstaubtes Konvolut ans Licht zu befördern, in dem ich dazumal die mir zugegangenen Zeitungs- und Zeitschriftenausschnitte abgeheftet hatte. Vergilbte Blätter, zerfallend fast schon und streckenweis kaum

//244//



//245//

noch leserlich. Ich zählte einmal durch: es sind 124 Pressenotizen bzw. Aufsatztexte, die ich da gesammelt hatte. Manches davon wiederholt sich verständlicherweise im Inhalt, aber einige dieser »Stimmen aus der Vergangenheit« scheinen es mir doch wert zu sein, nicht ganz dem Raub der Zeiten überlassen zu werden. Zumal kürzlich Günter Scholdt in seinem Aufsatz ›Hitler, Karl May und die Emigranten‹ (Jb-KMG 1984 S. 60-91) auch die mit meiner Dissertation zusammenhängenden Diskussionen von damals berührt hat.

So habe ich denn hier sechs dieser Texte ausgewählt, die ich für noch heute lesenswert oder für interessante historische Dokumente halte. Die ersten beiden davon sind dem jungen Karl-May-Doktor wohlgesonnen und haben die Sache mit gutem Humor verkraftet: das ›Mosaik der Woche‹ von Peter Bamm (der besonders nach dem Kriege als Schriftsteller berühmt wurde) und ›Old Shatterhand unter dem Doktorhut‹ von Walter Kiaulehn (einem der bekanntesten Feuilletonisten auch noch in der Nachkriegszeit). In den drei folgenden Beiträgen dokumentiere ich die Stimmen der Gegner, damit auch diese Seite zu ihrem gebührenden Recht komme: Wilhelm Fronemanns, des altbekannten May-Gegners, Aufsatz ›Was ist Volksliteratur?‹, das mit »Salander« pseudonym gezeichnete ›A propos‹ der Basler ›National-Zeitung‹ (ein Beispiel freilich auch, wie man über ein Buch schreibt, das man gar nicht gelesen hat!) und ›Karl May‹ von G. Jetmar aus der ›Prager Presse‹ (eine Stimme aus der Emigration). Schließlich folgt ein Auszug aus einem Vortrag von Prof. Victor von Geramb, Graz, ›Zu den volkswissenschaftlichen Grundfragen‹ (ein Urteil der Fachwissenschaft).

I. PETER BAMM: Mosaik der Woche

Wenn in einer Gesellschaft der Name Beethoven fällt, so kann man immer beobachten, wie einige Leute alsbald in einen Zustand gewissermaßen ehrfürchtiger Ergriffenheit verfallen. Der Leser fühle sich nicht allein, wenn er da seinerseits in einen Zustand gewissermaßen ironisch gefärbten Mißtrauens verfällt. Denn man ist sicher nicht weit von der Wahrheit entfernt, wenn man der Meinung ist, daß echte Gefühle viel lieber verborgen als gezeigt werden.

Nun kann man, wenn der Name Beethoven fällt, an alles Mögliche denken - an den Löwenkopf, die VIII. Symphonie, die Taubheit, den Ruhm. Nicht so leicht dagegen würde man darauf kommen, an das Aussehen seiner Hose zu denken.

So haben wir davon Kenntnis zu nehmen, daß eine ganze Stadt, die

//246//

ein eigenes Beethovendenkmal hat, vor allem an des großen Mannes Hose Anteil nahm. Das bisherige

Denkmal nämlich wurde als unwürdig empfunden, und zwar wegen der grauslichen Kartoffelknolligkeit der Hose. Man nahm sich einen Bildhauer und ließ von ihm ein neues Denkmal hauen mit Löwenkopf und Bügelfalte.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß die in Frage stehende Stadt im Staate Nevada den Namen Eureka hat.

Es ist gewiß nicht die Schuld der Eurekaner, daß sie eine Bügelfalte für etwas so Verehrungswürdiges halten. Es ist nicht einmal ein Fehler. Es ist eine ausgesprochene Tugend, wenn auch eine puritanische. Daß aber die Eurekaner böse werden, wenn ein von ihnen so verehrter Mann eine Tugend nicht haben soll, die sie sogar selbst besitzen, das ist ein Zug echter Bescheidenheit des Herzens, der in einem so hochmütigen Jahrhundert einen besonderen Wert hat.

*

Wenn in einer Gesellschaft der Name Karl May fällt, so gibt es glücklicherweise keine ehrfürchtig Ergriffenen. Dafür kann man etwas anderes beobachten. Die eben noch ehrfürchtig Ergriffenen machen eine wegwerfende Handbewegung. Sie haben das fast immer als voreilig zu bereuen. Denn der große Sanskritforscher wird plötzlich ganz munter und bricht, wie man so sagt, eine Lanze für den bescheidenen Mann. Generalmajor X., der Kommandeur des III. Tankgeschwaders, wird auch ganz lebhaft . . . Als dritter ergreift eilig auch der Chronist die Lanze, denn auf seinen Landsmann ist er nicht wenig stolz. Der Eiskunstläufer F., Bankdirektor Planmann, der Maler Seckenhorn und der vierzehnjährige, so erbaulich hochmütige Sohn des Hauses sind alle mit von der Partie. Und so ziehen auf einmal sieben Männer, alte und junge, wie die sieben wackeren Schwaben mit dem Karl-May-Spieß durch den Salon, bereit, den Drachen zu durchbohren, der das sächsische Lorbeerreis fressen will.

Freilich, alle Freunde des großen Dichters sind seit einiger Zeit in Sorge. Denn Karl May ist zum Filmautor geworden. Das ist, offen gestanden, eine Sache, die wir, seine Freunde, schon lange befürchteten.

Das Geheimnis Karl Mays ist, daß er seinen Leser magisch verzaubert. Er läßt ihn selbst den Helden sein. Wer wäre das nicht gern?

Aber wer sieht sich selber gerne auf der Leinwand, die die Welt nicht bedeutet? Die Ebene dieser magischen Verzauberung ist die Phantasie. Die Realität natürlich zertrümmert diese Ebene. Denn trägt man nicht die Bilder der Phantasie im Herzen? Die Bilder der Realität dagegen trägt man im Gehirn. Und da vergißt man sie.

//247//

Es wäre also nicht so unwahrscheinlich, daß das Gedächtnis von diesem großen Phantasten, vom Herzen ins Gehirn verpflanzt, über kurz oder lang verloren ginge. Aber das wird darum nicht eintreten,

weil die wackeren Schwaben alle nicht in den Film gehen werden.

Damit allein könnten wir uns begnügen. Aber das Walten der Vorsehung ist groß und gerecht. In derselben Woche, in der der Film seinen Angriff auf den Mann aus Radebeul unternimmt, ersteht ihm in Jena ein neuer Herold seiner Unvergänglichkeit. Der cand. phil. Stolte aus Erfurt, vir egregius doctissimusque - sein Name sei einem breiteren Publika nicht vorenthalten - hat in der Universität Jena mit einer Arbeit über Karl May sich den Doktorhut erworben. Stellen wir noch fest, daß es seine Spektabilität, der Dekan gerade der philosophischen Fakultät war, der diese Arbeit annahm, und stellen wir ferner noch fest, daß der hoffnungsvolle junge Mann magna cum laude promovierte, so müssen wir zugeben, daß wir keinen Grund zur Klage haben. Dahingegen haben wir einen guten Grund, auf das Gedächtnis des trefflichen sächsischen Mannes, des Freundes unserer jungen und unserer alten Tage, einen Ganzen zu genehmigen. Und das wird uns um so leichter fallen, als der Anstich des Salvators auf dem Nokherberg endlich, endlich erfolgt ist.

II. WALTER KIAULEHN: Old Shatterhand unter dem Doktorhut

Am Lagerfeuer in den ewigen Jagdgründen, wo der dicke alte Sam Hawkens nun schon so lange mit Dick Stone und Will Parker, mit Old Firehand und Sans-Ear zusammensitzt, ist es hoch hergegangen, als die Neuigkeit bekannt wurde, daß Old Shatterhand mit dem Doktorhut ausgezeichnet worden ist.

Da hatten die alten Waldläufer nun gesessen und ihr Feuer geschürt, und machmal nur war einer von ihnen aufgestanden und hat seinen gewohnten Rundgang durch den Wald gemacht, um zu sehen, ob sich nicht doch ein schuftiger Ogelallah-Indianer in die ewigen Jagdgründe eingeschlichen hat. Einer nach dem anderen von ihnen war so weggegangen und wiedergekommen, und einer hatte es vor den anderen verschwiegen, daß dieser Gang durch den Wald doch nicht so harmlos war, wie die anderen geglaubt hatten. Zwar waren sie niemals auf eine schleichende Rothaut gestoßen. Aber einer nach dem anderen war von einem unbekannten jungen Mann, einem Greenhorn, wie es schien, angesprochen worden, und ehe sie sichs versahen, hatte der junge Mann sie auf zauberische Weise aus den ewigen Jagdgründen entführt,

//248//

hinunter zur alten Erde. Er führte sie alle an einen Ort, wo sie noch nie gewesen waren und den sie, die Weitgereisten, nicht kannten. Es war die grünumlaubte alte Universität zu Jena. Sie standen vor einer Hufeisen-Tafel, hinter der sehr würdige und ehrbare ältere Herren saßen. Jeder von ihnen wurde nach seinem Namen gefragt und nach seinen Abenteuern und mußte Auskunft geben über Old Shatterhand. Wie es denn damals gewesen sei, wurden sie gefragt, als Old Shatterhand unter ihnen aufgetaucht sei, ob er wirklich die Bahnlinie vermessen hätte, von der so viel die Rede war, ob er wirklich einen Bären mit dem Bowie-Messer getötet habe, und ob es wahr sei, daß er einen Mann mit einem einzigen Fausthieb hätte zu Boden schlagen können.

Das waren alles verdrießliche Fragen, und mancher von den wetterharten Gesellen wollte den

Ausfragern übers Maul fahren, aber wenn einer von den alten Herren merkte, daß der Gefragte mürrisch werden wollte, dann setzten sie sofort freundliche Mienen auf und sagten, es handle sich um nichts Böses, und sie wollten beileibe nicht dem honorablen Old Shatterhand zunahe treten. Sie wollten nur wissen, ob er denn das Herz wirklich auf dem rechten Fleck gehabt hätte und ob seinen starken Fäusten wirklich die butterweiche Seele und der edle Sinn verbündet gewesen sei, von dem seine Freunde so viel erzählt hätten. Na, da brach dann das Eis, und die Professoren bekamen es mal zu hören, was es eigentlich mit Old Shatterhand gewesen sei.

So wunderbar schnell, wie sie nach Jena gekommen waren, so unheimlich fix standen sie wieder auf ihrem Platz im Walde und sahen zwischen den Baumstämmen das Lagerfeuer.

Dann eines Abends wurde ein Brief für Sam Hawkens abgegeben. Der Alte war etwas verwundert, denn der Poststempel war aus Germany, aus der Heimat von Old Shatterhand.

Der Brief klärte dann alles auf, was vor sich gegangen war, und hieß:

»Dear Sir! Kalkuliere, Sie werden sich manchmal Gedanken darüber gemacht haben, warum ich Sie und die Ihnen befreundeten Gentlemen aus den ewigen Jagdgründen nach Jena zitiert habe. Wie Sie schon bemerkt haben werden, handelt es sich um eine Ehrenrettung für Old Shatterhand. An seinem und an Ihrem Schicksal nehme ich schon seit langen Jahren innigen Anteil, nämlich, solange ich lesen kann.

In meinen Knabenjahren habe ich die drei Bände Winnetou, den Blauroten Methusalem, den Schatz im Silbersee und alle anderen Bücher verschlungen, die von den Schicksalen Old Shatterhands und seiner Freunde berichteten. Alles, was ich gelesen hatte, hinterließ einen unauslöschlichen Eindruck in mir und richtete in meiner Knabenseele das Ideal der Männlichkeit auf, die Liebe zu Treu und Glauben, zu

//249//

Männerworten, und festigte meinen Willen, in meinem späteren Leben dem Schicksal Trotz zu bieten und der Wahrheit ein Helfer zu sein. Als ich dann ein Jüngling war, hörte ich von vielen klugen Leuten die Meinung aussprechen, daß mein geliebter Karl May ein Schundschriftsteller gewesen sei, ein literarischer Wegelagerer, ein Betrüger.

Unser Nationaldichter Friedrich Schiller hat das Wort ausgesprochen: Achtung soll der Mann vor den Idealen seiner Jugend haben. Als ich selber ein Mann war, habe ich mich daran gemacht, das Ideal meiner Jugend zu überprüfen und achtungsvoll nach der Wahrheit über Karl May zu forschen. Ich habe mich durch einen Berg von Streitschriften hindurchgefressen und bin zu der Überzeugung gekommen, daß ein Schriftsteller, dessen Bücher allein in Deutschland von über 6 Millionen gekauft worden sind und der nun schon so lange Jahre die gleiche Anziehungskraft auf die Jugend ausübt, ein Anrecht darauf hat, von einem unparteiischen Tribunal gewertet zu werden. Dies Tribunal war die Philosophische Fakultät der Universität Jena. Ihr habe ich meine Überzeugung davon vorgetragen, daß der erzgebirgische Weberssohn Karl May überschätzt wird, wenn man ihn mit Dichtern wie Schiller und Goethe vergleicht, und daß er unterschätzt wird, wenn man ihn einen Schundliteratur-Fabrikanten nennt. Sein Platz ist in der Mitte, er ist ein echter Volksdichter, wie es auch Hans Sachs gewesen ist. In seiner Seele lebten und webten die alten Volksmärchen und die Helden- und Heiligenlegenden. Diesen Märchen hat er eine neue

Gestalt gegeben. Er hat die Männer und Frauen der Sage in ein neues Land der Phantasie geführt, in die Steppe von Kurdistan und in den Wilden Westen.

Wie sich der Mensch Karl May verzweifelt bemühte, aus den Tiefen des Lebens zu einem geläuterten Menschentum aufzusteigen, so war er auch unablässig bemüht, sein Denken und Können aus der Niederung der Geistigkeit auf jene hohe Ebene zu führen, auf der die großen Kunstwerke wachsen. Dieser letzte Erfolg war ihm nicht beschieden. Aber vielleicht gerade darum übt sein Werk so einen unwiderstehlichen Reiz aus. Hinter den bunten und derben Masken seiner Figuren leuchtet der sittliche Ernst, die Idee vom höheren Menschentum. Sein Leben war ein Abenteuer, das er glücklich zu Ende führte, und darum sind seine abenteuerlichen Bücher glückhaftes Leben, und die Jugend wird sich ihrer immer freuen. Die Philosephen von Jena haben diese meine Erklärung, deren Eideshelfer Sie, verehrter Mr. Hawkens, und ihre Freunde gewesen sind, mit Beifall aufgenommen, und sie haben mir dafür den Doktorhut verliehen. Er gehört auf das Haupt von Old Shatterhand. Seien Sie bedankt, meine Gentlemen, von Ihrem

Dr. Heinz Stolte.«

//250//

Sam Hawkens reichte diesen Brief am Lagerfeuer herum, und als ihn alle gelesen hatten, schüttelte er lange den Kopf, stieß eine mächtige Wolke aus seiner Pfeife und sprach: »Ganz verstanden habe ich es ja nicht, aber ich kalkuliere, daß es ein Grund zum Trinken ist. Sind putzige Burschen, die Doktors aus Germany, aber ich habe mich ganz wohl da unten bei ihnen gefühlt. Ihr Chef ist ein dicker Mann, der gut zu Pferde sitzt. Sie haben ihn abgemalt mitsamt seiner Stute. Es ist ein sehr schönes Bild, und einer von den Grünschnabels, die ich danach fragte, wollte mich anlügen und sagte, das sei der Begründer der Universität gewesen, Kurfürst Johann der Großmütige, und schon seit vielen hundert Jahren tot. Dachte wohl, er könne den alten Sam Hawkens hinters Licht führen, dieser Junge, hat aber nicht geahnt, daß ich an den großen Silbersporen des dicken Mannes gesehen habe, daß er irgendwo von einer Ranch in Mexiko sein muß. Na, ist ja egal, wo er her ist, kalkuliere nur, daß einer, der anständig zu Pferde sitzt, auch ein anständiger Kerl ist. Wollen wir eins auf den jungen Doktor trinken?«

III. WILHELM FRONEMANN: Was ist Volksliteratur?

»Der Volksschriftsteller Karl May« nennt Dr. Heinz Stolte seinen »Beitrag zur literarischen Volkskunde«, den er als Doktordissertation im Karl-May-Verlag, Dresden-Radebeul, veröffentlicht. »Volksschriftsteller Karl May?« sinnt der Literaturpädagoge; ja, so nannte sich der Radebeuler Massenschriftsteller und meinte damit, er sei der Erzähler für die breiten ungeistigen Volksschichten, die man heute im Gegensatz zur geistigen Oberschicht die geistige Unterschicht nennt. Leider werden diese Ausdrücke heute überall gebraucht, ohne daß feststände, welchen sozialen Schichten sie tatsächlich entsprechen. Die geistige Schichtung des heutigen Volkskörpers der allgemeinen Volksbildung ist außerordentlich entwickelt. Gewiß ist nur, daß unterschichtiges Seelenleben in den handarbeitenden

Volkskreisen häufiger angetroffen wird als in der Bildungsschicht, die nach Schulbildung und Erbmasse eine geistige Auslese darstellt, und daß bestimmte Entwicklungsstufen der Jugend, - die magische Seelenhaltung des Märchenkindes, der Abenteuersinn der Vorreifezeit - im unterschichtigen Seelenleben verblüffende Parallelen finden. Es ist schade, daß Dr. Heinz Stolte die soziologische Seite seines Themas nicht einmal streift, und seine Untersuchung darauf beschränkt, in welchem Maß Karl May als Mensch, nach Denken und Wollen und als Schriftsteller zur Unter- oder Oberschicht gehört. Das ist eine Betrachtung der losen Hand-

//251//

lungsfolgen Mays, die manche neue Aussicht eröffnet und auch auf das Wesen des unterschichtigen Seelenlebens neues Licht wirft. Karl May ist für Stolte der Mensch der unterschichtigen Geistesart, der überall, wo er ins Oberschichtige vorstößt, rettungslos zum Stümper wird (Seite 69, 70, 128), der aber für die Unterschicht etwa die gleiche Bedeutung hat wie Friedrich Nietzsche für die Oberschicht. Aber überall da, wo sich der Blick des Forschers zum Leben der Gegenwart öffnen müßte, laufen die Untersuchungen ins Leere aus. Stolte ist erstaunlich weltfremd. Nicht nur, daß er den »Volksschriftsteller« May ständig als Volks d i c h t e r bezeichnet und nebenher zugibt, daß er ein ausgesprochener Psychopath gewesen sei, hält er es für ausgemacht, daß gehässige Neider Karl Mays Sturz verschuldet hätten, schilt er die wissenschaftlich unanfechtbare Arbeit Kleinbergs über Karl May im Biographischen Jahrbuch von 1927 [muß richtig heißen »1917«. HSt.], die seinerzeit einen öffentlichen Skandal zur Folge hatte, eine Schmähchrift, nennt Ferdinand Avenarius einen volksfernen Ästheten, zeigt überhaupt bei jeder Gelegenheit, daß er sich über seine wissenschaftlichen Feststellungen hinweg zu Person und Werk Karl Mays stark hingezogen fühlt. Diese ganze Volks- und Weltfremdheit seiner Gedankenkonstruktionen wird offenbar, wenn man versucht, darauf eine Volkspädagogik aufzubauen. Selbst wenn es gelänge, diese geistige Unterschicht, also das primitive Seelenleben, sozial und pädagogisch zu erfassen, könnte aus dieser Feststellung der geistigen Lage gefolgert werden, daß sie nur mit losen Handlungsfolgen in der Art der Mayschen Reisekolportage literarisch zu bestreiten sei? Man darf doch nicht vergessen, daß diese Reisekolportage nahe an die sogenannte Schundliteratur grenzt, deren Erzeuger sich auch Volksschriftsteller und Verleger für Volksliteratur nennen, und daß Karl May selbst 15 000 Druckseiten echte Schundliteratur geschrieben hat. Wollen wir die unterschichtige Geistesart den Leuten überlassen, die ihr als lohnendes Gewerbe eine ungestaltete untergeistige Literatur auf den Leib schreiben? Gibt und gab es nicht Volksdichter von hohem Rang, Johann Peter Hebel, Matthias Claudius, Fritz Reuter, Klaus Groth, Peter Rosegger, Hans Sachs nicht zu vergessen? Und wissen wir nicht, daß es auch gewachsene Volksdichtung gibt (Märchen, Sage, Schwank usw.), die, wie die Arbeit der literarischen Volksforscher Wilhelm Wissner, J. Henßens u. a. beweist, auch heute noch im Volk lebendig ist? Man vergleiche nur das außerordentliche aufschlußreiche Werk Henßens »Volk erzählt«, Münster 1935.

. . . Wer aber den wirklichen Volksdichter, sein Leben und Wirken betrachten will, der lese die feine und verständnisvolle Schrift Theodor

//252//

Bohners »Johann Peter Hebel, des deutschen Volkes Hausfreund« (Berlin 1936, Eckart-Verlag). Hier sieht man nichts von weltfremder Gelehrsamkeit und überschichtigen Theorien über unterschichtige Geistesart, sondern schaut die Wirklichkeiten des sozialen und geistigen Volkslebens und ihre deckenden literarischen Gestaltungen in den Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes, die nicht geistige Klüfte aufreißen, sondern die seelisch Empfänglichen des ganzen deutschen Volkes zu einer unzerstörbaren seelischen Gemeinschaft zusammenfassen.

IV. SALANDER: A propos

Wie die »Münchener Neuesten Nachrichten« melden, hat an der Universität Jena ein Herr Heinz Stolte den akademischen Grad eines Doktors der Philosophie erworben auf Grund einer Untersuchung über den »Volksschriftsteller Karl May«. Es steht zu vermuten, daß zu der Zeit, als an derselben Hochschule von Jena noch der Professor Friedrich Schiller wirkte, die philosophischen Doktorarbeiten andere Gegenstände betrafen, und daß es dem Herrn Staatsminister von Goethe sogar sehr peinlich gewesen wäre, wenn etwa an der Universität seines Landes dem damaligen Vorgänger von Karl May, seinem Schwager Vulpius, und dessen schmalzigstem Räuberroman »Rinaldo Rinaldini« die Ehre einer wissenschaftlichen Würdigung widerfahren wäre. Damals stand zwar die deutsche Literatur in ziemlichem Ansehen, aber das deutsche Volk war dafür noch nicht zum Erlebnis seiner hohen Eigenart aus Blut und Boden »erwacht«, was ihm bekanntlich erst anno 1933 zugestoßen ist. Große Zeiten haben ihre Nebenerscheinungen und man soll die Feste feiern, wie sie fallen.

Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß für mich die Nachricht von der verspäteten akademischen Ehrung des wackeren Old Shatterhand trotz obigen kulturgeschichtlichen Betrachtungen ein richtiges Fest gewesen ist. Ich verdanke dem seligen Karl May unzählige spannungsvolle Stunden und weiß nicht, ob ich die Schulzeit so vergnügt und unverstaubt hätte bestehen können, wenn ich nicht immer wieder meine Einbildungskraft in das edelrauhe Leben der Prärie und ihrer listenreichen Westmänner hätte flüchten können.

Überhaupt bin ich sehr damit einverstanden, daß die Wissenschaft gelegentlich von ihrer erhabenen Höhe gönnerhaft uns einfaches Schreibvolk mit ihrem leuchtenden Forscherblick beehrt. Eine wissenschaftliche Würdigung von Edgar Wallace wäre zum Beispiel schon

//253//

längst fällig, etwa mit betriebswissenschaftlichen Seitenblicken auf die Produktionsgeschwindigkeit in schriftstellerischen Unternehmungen.

Die alte Universität Jena stellt sich mit der Dissertation über Karl May in vorderste Reihe jener munteren Fortschrittlichkeit, die bislang erst auf nordamerikanischen Hochschulen gepflegt wurde. Ich sah neulich eine Zusammenstellung solcher neuzeitlicher Doktorarbeiten aus Übersee, die einen recht erfrischenden Eindruck machte. Am tiefsten bewegte mich eine Untersuchung über »Kühlraumlagerung

von Hühnerfleisch«. Auch sie trug ihrem Verfasser den Titel eines Doktors der Philosophie ein. Jetzt sollte man nur noch die philosophischen Gedanken der Hühnerwelt über das Thema zu erschürfen suchen. So klafft stets bei der rastlosen Forschung, kaum daß sich eine geschlossen hat, schon eine neue Lücke. Mehr eine Verlegenheitslösung scheint mir dagegen die Doktorwürde zu sein, die von der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft dem Südpolforscher Byrd verliehen wurde. Die angesehene Korporation fand vermutlich keine recht passende Fakultät für seine Verdienste, hatte wohl auch gar nicht die formale Befugnis, einen akademischen Grad rechtskräftig zu verleihen. So kam sie auf den Ausweg, Byrd zum »Doktor der Länge und Breite« zu ernennen. Für einen Schriftsteller wäre der Titel schon eher eine zweifelhafte Ehrung. Der selige Karl May hätte sie freilich trotz aller seiner Verdienste um meine zarte Jugend redlich verdient.

Was mich an der Doktorarbeit des Heinz Stolte aber ernstlich vergrämt, das ist seine Deutung der Gestalt des zauberhaften Indianers Winnetou. Er findet darin einen Gleichklang ausgerechnet mit der Siegfriedsage. Ich betrachte diesen Vergleich als eine Entwertung der höchsten Güter. Mir ist die ganze Geschichte von der Nibelungen Not und vielbesungenen Treue eine Kette von widerwärtigen Unanständigkeiten, Rachetaten und Treulosigkeiten, ganz abgesehen davon, daß man sie in meinem Spezialfall zu dem frevelhaften Versuch mißbraucht hat, mir an ihrer Hand das Mittelhochdeutsche beizubringen. Ein Blick auf den Untertitel des Karl Mayschen Winnetou hätte den Herrn Doktor der Philosophie Stolte davon belehren können, wie ungereimt sein Vergleich ist. Der Zusatz lautet bekanntlich: »der rote Gentleman«.

Der einzige wahre Gentleman des Nibelungenliedes ist der Hunnenkönig Etzel. Den grimmig geschwollenen Recken aber, die man uns als Vorbilder eines angeblich echt deutschen Heldentums krampfhaft aufreden will, fehlt jeder Zug jenes einfach edeln angelsächsischen, also immerhin auch germanischen Charakterideals, der leisen, selbstverständlichen, zuverlässigen Anständigkeit. Dafür platzen sie vor Rachsucht, geräuschvoller Ehrprotzerei und gewalttätigem Kraftmeiertum.

//254//

Die noble Gestalt des schweigsamen Winnetou, ein einsames Wunschbild innerhalb der reichlich schmalzigen Idealwelt des etwas spießigen Karl May hat nichts mit jenen zeitgemäßen Eigenschaften gemein.

V. G. JETMAR: Karl May

Die Gesammelten Werke Karl Mays umfassen 64 Bände. Sie sind bisher, allein in deutscher Sprache, in einer Auflage von mehr als sechs Millionen Bänden erschienen. Das ist, man muß es zugeben, ein Problem, das der wissenschaftlichen Untersuchung wert erscheint.

An ein im Jahre 1936 und noch dazu im Karl-May-Verlag in Radebeul bei Dresden erschienen Buch allerdings, das den Titel »Der Volksschriftsteller Karl May«, den Untertitel »Beitrag zur literarischen Volkskunde« trägt, von Dr. Heinz Stolte verfaßt und von der philosophischen Fakultät Jena als

Dissertation angenommen wurde (167 Seiten, Preis DM 1,80) geht man ohne die Hoffnung heran, daß es eine objektive Antwort auf die Frage nach den Ursachen der Popularität Karl Mays geben würde. Denn es ist bekannt, daß sich der Verfasser des Winnetou, des Old Shatterhand und des Old Surehand im heutigen Deutschland einer allerhöchsten Gunst erfreut, und dieser Gunst eine höchst seltsame Renaissance verdankt. Um so erstaunter ist man, in diesem Buch eine Karl-May-Analyse zu finden, die nicht nur auf diese Frage, sondern seltsamerweise auch auf die Frage, wo die Ursachen der eben genannten allerhöchsten Gunst liegen, eine Antwort gibt.

Zunächst: Man erfährt viel Interessantes aus diesem Buche: daß der »Karl-May-Frage« ein fünf Druckseiten umfassendes Schrifttum seine Entstehung verdankt; daß Karl May in seiner Jugend mehrfach wegen krimineller Vergehen bestraft wurde und eine ganze Reihe von Jahren in deutschen Gefängnissen verbrachte; daß Karl May seine Reisen tatsächlich vom Schreibtisch aus machte, sich aber gegen die gegenteilige Annahme, die seinen Ruhm begründete, keineswegs zur Wehr setzte; daß Karl May neben seinen Reiseromanen eine Reihe sittlich nicht einwandfreier Lieferungsromane schrieb, die zuerst unter einem Pseudonym erschienen und dann von einem geschäftstüchtigen Verleger unter seinem vollen Namen neu aufgelegt wurden, wogegen sich May in zahlreichen Prozessen zur Wehr setzte; und schließlich, daß diese Prozesse und schlechte Familienverhältnisse, trotz allen äußeren Erfolgen, Mays letzte Lebensjahre unglücklich gestaltet haben.

Im übrigen weist Dr. Stolte nach, daß sich May stets in Zwischenstellungen aufgehoben habe, menschlich in einer Zwischenstellung zwi-

//255//

schen Wahrheit und Lüge, sozial in einer Zwischenstellung zwischen »oberschichtlich« und »unterschichtlich«, schriftstellerisch in einer Zwischenstellung zwischen Phantasie und Wirklichkeit, Primitivität und verfehlter Geistigkeit. Und in dem Schlußkapitel »Deutung und Bedeutung« finden wir folgende Sätze:

»Dem Primitiven entwachsen, stößt er gewaltsam in die Bereiche oberschichtlicher Geistigkeit vor, vereint so in sich die verschiedensten Bestandteile, ohne sie zu verschmelzen. Seine gedankliche Leistung ist gering und beschränkt sich auf die Grunderkenntnisse seines eigenen Schicksals, die er mit formelhaften Gedanken des Christentums, der Aufklärung und des Idealismus verbindet. . . . Im Grunde dem Mystischen verwandt, lernt er durch sein eigenes Schicksal doch die Möglichkeiten des Tragischen erleben und die Höhen eines heroisch geführten Lebens ersehnen. So erscheint der Gehalt seiner Dichtung in einem seltsamen Zwielight: Aus dem Zusammenkommen mystischer und heroischer Wesenheiten gestaltet sich die älteste, der Lösung harrende Aufgabe unserer Kultur, die ›Heliand-Frage‹, die Vereinigung des Germanischen mit dem Christlichen, zu jener ihm eigentümlichen Form der heroischen Legende. Hierin ist Karl May, mag in ihm noch so sehr das Ferne und Fremde lebendig sein, ewig-deutsch.«

Es mag noch so verführerisch sein, angesichts solcher Sätze an ›Winnetou‹, den ›Schatz im Silbersee‹ oder das ›Vermächtnis des Inka‹ zu denken und in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Den sechs Millionen Karl-May-Bänden kommt man damit nicht näher. Für sie und für die allerhöchste Gunst, die

Karl May zuteil ward, sind vielleicht wirklich diese Sätze die einzige plausible Erklärung. Denn sie besagen, wenn man sie weniger schwungvoll ausdrückt, ja nichts anders, als daß einer, der von unten, aus dem sozial Unterschichtlichen, ja Kriminellen kam, nach oben wollte, den Weg dahin durch eine große Lüge und Scharlatanerie fand und - »zu einer geistigen Großmacht geworden ist, die um so unerschütterlicher feststeht, in je unscheinbareren menschlichen Tiefen sie verankert ist. Dabei besteht diese Bedeutung durchaus nicht etwa in einer überragenden Genialität des Dichters, sondern nur eben in der Tatsache, daß sein Schaffen so sehr dem unmittelbarsten Empfinden und Bedürfnis der Masse entspricht . . .«

Man kann es auf diese Weise zu einer Auflage von 6 Millionen, aber man kann es auch zu mehr und anderem bringen.

//256//

VI. VIKTOR v. GERAMB: Zu den volkskundlichen Grundfragen (Auszug)

Das wissenschaftliche Arbeitszentrum der Volkskunde ist theoretisch immer noch umstritten. Ja, es ist dies heute wieder mehr der Fall als vorlängst. (. . .) Es scheint mir aber sehr bezeichnend für den recht abstrakten Charakter aller dieser spekulativen und erkenntniskritischen Meinungsverschiedenheiten zu sein, daß sie in der Tat alle nur in rein theoretischen, an sich gewiß nötigen, zu gesunder Überprüfung zwingenden und daher begrüßenswerten Untersuchungen eine Rolle spielen. In der praktischen Arbeit spürt man von ihnen im volkskundlichen Schrifttum recht wenig. Fast alle - auch die neuesten und größten volkskundlichen Arbeiten wie etwa das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens oder Spamers großes, zweibändiges Handbuch »Die deutsche Volkskunde« oder B. Schier »Haus- und Kulturlandschaften«, oder H. v. Freudenthal »Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch« oder die Arbeiten von L. Weiser-Aall, O. Höfler, R. Wolfram, R. Stumpfl über Männerbünde und Kultspiele der Germanen, aber auch Harmjanz' Untersuchungen über die Feuersegen usw. - erstrecken sich - wie wir meinen sehr mit Recht - samt und sonders auf jene gegenständlichen (dinglichen und tätigen) wie geistigen Äußerungen des vulgushaften »Volkslebens«, die unsere Sprache seit altersher als Volkstracht, Volkskunst, Volksglaube, Volksbrauch, Volksrecht, Volksdichtung, Volkslied usw. bezeichnet. Ich habe die genannten Arbeiten wahllos herausgegriffen, wüßte aber in der Tat auch sonst kaum eine bedeutendere Arbeit zu nennen, bei der das nicht zutrifft. Die angekündigte Proletarier-Volkskunde von Peuckert läßt in dem mir bekannten, bisher erschienenen 1. Teil nichts anderes sehen als eine Darstellung des alten, noch ganz vulgushaften Lebens der noch halbbäuerlichen Weber, und die mir sehr wertvoll erscheinende Untersuchung von Heinz Stolte über den Volksschriftsteller Karl May als Beitrag zur literarischen Volkskunde ist mir geradezu ein Musterbeispiel dafür, wie auch hier das absolut Vulgushafte - etwa in der Klarstellung des Wesens der Karl-May-Romane als legendenhafte Heldensagen - der sichere und verlässliche Maßstab der Dinge bleibt. Wir kommen auf diese Arbeit nochmals zurück. (. . .)

Nach dieser Auffassung sehen wir im vulgus weniger einen Stand als vielmehr einen Zustand. Gewiß erkennen auch wir im einsam hausenden, verkehrsentlegenen Berg- oder Heidebauern den Archetypus des Vulgusmenschen, gewiß wissen auch wir, daß dieser Bauer vor allen anderen der lebende Bewahrer

der organisch gewachsenen Siedlungs-,

//257//

Haus-, Kleidungs-, Gerät-, Sprach- (Mundart), Lied-, Tanzformen usw. ist. Allein, während dies längst nicht mehr fürs gesamte deutsche Bauerntum zutrifft, sehen wir Mundarten andererseits auch in Städten, ja sogar in Stadtteilen wachsen, man denke etwa an das »Lerchenfelder Wienerisch«, sehen Formen des vulgushaften Geisteslebens auch in den Kindern aller Stände und Schichten lieblich blühen, erfreuen uns an der Urverbundenheit der Kinderfreude, aber auch über viele echte Volksbräuche, wie z. B. die Sitte des Maizweiges und des Christbaumes auch in weiteren Arbeiterkreisen; wie denn überhaupt das Vulgushafte als Zustand - im Guten wie im Schlechten - bisweilen bei jedem Menschen, zumal im Affekt, oft genug durchschlägt.

Wenn man daraufhin die bereits erwähnte Arbeit Stoltes über Karl May als Volksschriftsteller gründlich durcharbeitet, so wird einem das völlig klar. Hier haben wir in der Tat einen besonders typischen Fall für das Geistesleben eines Menschen, der aus dem mutterschichtlichen, aus dem vulgus, ins individualisiert Oberschichtliche Geistesleben emporstoßen will, aber im Tiefsten immer wieder seiner Herkunft verhaftet bleibt; so daß sich ihm aus vulgushaften, mystischen und Oberschichtlichen heroischen Wesenheiten alles zu der ihm eigentümlichen Form der »heroischen Legende« gestaltet. Aber gerade darin ist er ewig deutsch, und gerade dadurch ist er zum meistgelesenen deutschen Volksschriftsteller geworden. Ich habe nicht die Zeit, dies hier näher darzulegen, man muß diese Arbeit Stoltes selber lesen. Aber ich glaube, man sollte ähnliche Arbeiten - mindestens zum Vergleich - über Peter Rosegger oder Jeremias Gotthelf u. a. durchführen. Überall, besonders bei Rosegger würde sich in der Tat die von Harmjanz dargelegte Spannung des Auf und Ab zwischen dem Mutterboden einerseits und der sozialen Verdichtung und dem Erkenntnisdrang andererseits zeigen. Überall würde sich aber - und das ist das Entscheidende! -, überall würde sich ebenso deutlich ergeben wie in Stoltes Untersuchung, daß der volksculturelle Maßstab der Dinge eben doch die primären Erscheinungen des vulgus bleiben müssen.

Q u e l l e n n a c h w e i s

- I. Peter Bamm: Mosaik der Woche. In: Deutsche Zukunft. 22. 3. 1936
- II. Walter Kiaulehn: Old Shatterhand unter dem Doktorhut. In: Grüne Post. 18. 10. 1936
- III. Wilhelm Fronemann: Was ist Volksliteratur? In: Schule und Elternhaus. Jg. 1937 Heft 10 S. 265
- IV. Salander: A propos. In: National-Zeitung (Basel), 17. 10. 1936
- V. G. Jetmar: Karl May. In: Prager Presse 15. 8. 1936
- VI. Viktor v. Geramb: Zu den volksculturellen Grundfragen. Vortrag, gehalten auf dem Vierten Deutschen Volkskundetag zu Bremen am 13. Okt. 1936. In: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Jg. 14 Heft 3/4 S. 155 - 164.

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//258//

GUNTER SCHOLDT

Karl-May-Forschung und Karl-May-Gesellschaft

»Und wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft fern.«
Max Weber: Vom inneren Beruf zur Wissenschaft

I. KARL-MAY-FORSCHUNG: FAZIT UND AUSBLICK

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Beschäftigung mit Karl May nach einer Generation von trotzigem Liebhabertum einerseits und spöttischer Tabuisierung andererseits seit nunmehr fast zwei Jahrzehnten in ein wissenschaftliches Stadium getreten ist. Die Fülle akademischer Studien, die in letzter Zeit diesem Gegenstand gewidmet sind, mag als Symptom gelten; die detailbesessene Akribie, mit der schon viel früher Amateure (in dieses Wortes ursprünglicher und schönster Bedeutung) biographisches und sozialgeschichtliches Material zusammentrugen, insbesondere aber die von der KMG initiierte Bereitstellung authentischer Texte gewährt der Forschung eine solide und völlig neue Basis. Bemerkenswert auch die Tatsache, daß sich die Beschäftigung mit May nicht mehr nur als Appendix der Trivalliteraturforschung ausnimmt, sondern zu neuen Ufern aufgebrochen ist. Mögliche Perspektiven einer sinnvollen Fortentwicklung zu skizzieren sei Aufgabe der folgenden Darlegungen.

1. Analyse der literarischen Form

Daß Mays sogenanntes Erfolgsgeheimnis auch auf seiner Erzähltechnik beruht, bedarf wohl keiner näheren Begründung, und so rechtfertigen sich entsprechende Untersuchungen nicht zuletzt auch von daher. Wie ergiebig solche Studien sein können, beweisen, um stellvertretend¹ einige Namen zu nennen, Arbeiten von Schmiedt, Stolte, Klotz und anderen,² die sich neben der Erhellung typischer Handlungsschemata vor allem der Motiv- bzw. Toposforschung widmen. Aber es finden sich bereits z. T. viel früher beachtliche Einsichten bei Autoren wie Droop³, Kandolf⁴ oder Böhm⁵.

//259//

Solche bereits vorliegenden Forschungen hinterlassen nun aber keineswegs ein Feld, das nur noch

kärgliche Erträge erwarten läßt. Zwar wurden die groben erzähltechnischen Verfahrensweisen wohl ermittelt (pseudoauthentischer Ich-Erzähler, Leitmotivtechnik und Aventure-Prinzip, häufig wiederkehrende, zuweilen modifizierte Rituale und Elementarsituationen, Ausrichtung am Modell der Heiligen Vita etc.), aber darüber hinaus bleiben, wie mir erst kürzlich aus Anlaß eigener Untersuchungen über die Romananfänge deutlich bewußt wurde, noch genügend weiße Flecke in der Forscherlandschaft. Von künftigen Detailstudien könnte man z.B. näheren Aufschluß erwarten über das Verhältnis von Motivwiederholungen und deren Variation, über die Verknüpfung heterogener Autorintentionen und deren Konsequenzen, über Erzähl-Ökonomie wie -Didaktik, über Besonderheiten in Standard- wie epischen Ausnahmesituationen. Darüber hinaus könnten exemplarische Wortschatz-, Metaphern- und Syntax-Untersuchungen in ganz bestimmten Handlungsteilen oder bei ganz bestimmten Erzählabsichten wichtige Einsichten erbringen und den Mayschen Individualstil noch eingehender begründen helfen.

Die Ergebnisse dürften dabei um so fruchtbarer sein, je mehr zugunsten von Strukturbetrachtungen die Wertungsfrage zunächst einmal ausgeklammert bleibt, zumal der Nachweis bereits erbracht wurde, daß etwa zwischen ›Waldröschen‹ und ›Wilhelm Meister‹, ungeachtet aller Qualitätsdifferenzen, im grundsätzlichen epischen Verfahren, geschweige denn im methodischen Zugriff oder dem Erkenntnisgewinn für den einzelnen Forscher kein prinzipieller Unterschied zu bestehen braucht. Daß wir bei May auch formalästhetisch alles (z. T. dicht beieinander) finden, von der kunstvollen Architektur von Episoden und Effekten bis zum schnell produzierten groben Strickmuster lustloser Szenenreihung, dürfte dem Kenner geläufig sein, so daß gerade hier eine differenzierende Betrachtung gefordert ist.

2. Literarhistorische Einordnung / Text- und Quellengeschichte

Einer weiter intensivierte Forschungsanstrengung sollte der Nachweis gelingen, daß May im Rahmen literarischer Traditionen des 19. Jahrhunderts einschließlich der Jahrhundertwende - trotz vielfältiger z. T. ausgesprochen verschiedenartiger Entlehnungen und Imitationen - eine ganz bestimmte Originalität besitzt, die noch näher zu definieren wäre. Als Eckpfeiler literarhistorischer wie gattungstypologischer Einordnung bieten sich Stichworte an wie etwa Exotismus, Orientalis-

//260//

mus, christliche bzw. katholische Erbauungs- und Kulturkampfliteratur, Detektiv-, Abenteuer- und Westernroman, Unterhaltungs- und Kolportageliteratur, Schelmen- und Reiseroman, daneben: Symbolismus, Wilhelminismus und Gründerzeit, bürgerlicher Realismus, Biedermeier, ja, sogar Romantik.⁶ Auch zu diesem Komplex gibt es bislang wichtige Vorarbeiten;⁷ man wünschte sich aber noch eingehendere Werkbezüge bzw. Exemplifizierungen an kompletten Textzyklen, wodurch die ganz persönliche - eklektizistische - Kombination von Epochenstilen verdeutlicht würde.

Gerade bei dieser Produktionsweise Mays gewinnt das Aufspüren von belletristischen, journalistischen oder (populär-)wissenschaftlichen Quellen eine zusätzliche Bedeutung, sei es, daß der Modellcharakter des ›Rinaldo Rinaldini‹ für den Mayschen Romantyp nachgewiesen, die geographischen oder Abenteuerbuch-Vorlagen für entsprechende Reiseerzählungen ermittelt oder anhand von Zeitungsfunden

etwa die Genese der erschreckenden Armenier-Stereotypen erklärt wird. Grundlegende Vorarbeiten leistete ja bereits Franz Kandolf in den 20er und frühen 30er Jahren.⁸ In jüngster Zeit widmet sich dem mit großem Engagement z.B. Bernhard Kosciuszko, der nicht nur wichtige ethnographische Bezüge aufgedeckt hat,⁹ sondern sich auch am Beispiel von ›Der Geist des Llano estakado‹ der Herkunft depravierter Bildungsrelikte liebevoll annimmt.¹⁰

Zur literaturgeschichtlichen Einordnung war bzw. ist es natürlich unerlässlich, auf Texte zurückgreifen zu können, die der jeweiligen Entstehungs- oder Umarbeitungsphase auch entsprechen. Noch Jürgen Wehnerts Beitrag ›Zur abenteuerlichen Textgeschichte Karl Mays‹¹¹ spiegelt den Nachdruck der publizistischen Kämpfe um das authentische Wort des Autors. Seit es die Fehsenfeld-Reprints und die KMG-Nachdrucke der Zeitschriften-Fassungen gibt, ganz zu schweigen von den billigen Pawlak-Texten oder der annoncierten historisch-kritischen Gesamtausgabe, sind solche Fehden, abgesehen vom rezeptionsgeschichtlichen Aspekt, wissenschaftlich obsolet geworden, und die Problematik periodischer Neufassungen der Bamberger Ausgabe reduziert sich zur persönlichen Geschmacksfrage.

3. Ideologiekritischer Ansatz

Die ideologiekritische Auseinandersetzung mit dem Erfinder von Old Shatterhand und Kara Ben Nemsî kann insofern auf eine relativ lange Geschichte zurückblicken, als sie von Anfang an, wenn auch meist nur in polemischer Form mit dem »Fall May« verbunden war, sei es unter

//261//

politischem, volkserzieherischem, religiösem oder schulpraktischem Aspekt. Weitere Impulse kamen von der Trivilliteratordiskussion, wo man je nach Standpunkt insbesondere die systemstabilisierenden und regressiven oder die utopisch-vorwärtsweisenden Elemente heraushob. Auch für dieses Erkenntnisinteresse ist zumindest das Terrain abgesteckt. Zwischen Extremen, die etwa von Klaus Mann bzw. Carl Zuckmayer gebildet werden,¹² vermittelt die grundsätzlich weiterführende Einsicht Helmut Schmiedts,¹³ der von einer durchgängigen Ambivalenz und Offenheit der Texte ausgeht. Zu erwähnen wäre neuerdings auch der feministische Ansatz, das Bewußtmachen weiblicher Rollenfixierungen.^{13a}

Wo nun der ideologiekritische Blick vor allem auf die zweifellos auch vorhandene bedenkliche Seite der Mayschen Prosa trifft, geraten neben den kriegerischen und autoritären Elementen sowie den sozial- und feudalkonservativen Tendenzen in jüngerer Zeit verstärkt auch seine deutschzentrierte Völkerhierarchie und (Pseudo-)Ethnographie unter Beschuß, die ihre Herkunft aus der Epoche des Imperialismus nie völlig verleugnen konnten. Nun fallen solche Entlarvungen angesichts massiver Orient-, Afrika-, China- oder Amerika-Klischees sicherlich nicht schwer, und auch wo man auf Gegenteiliges, nämlich völkerversöhnende und -übergreifende Humanität oder die generell bei May zu beachtende Diskrepanz zwischen ideologischer Bekundung und Umsetzung im einzelnen Handlungs- und Personenbeispiel verweist, bleibt doch der mißliche Tatbestand, daß selbst beste Absichten bei derartigen Stereotypen und Entgleisungen¹⁴ zuweilen unglaublich oder unwirksam werden. Zwar sollte man sich nun nicht pharisäerhaft gebärden und entsprechende Vorwürfe zumindest gemäß der dominierenden

Autorintention und nicht zuletzt dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit relativieren.¹⁵ Auch ließe sich einwenden, daß viele Ver- bzw. Überzeichnungen erzähltechnisch bedingt sind (Vorcharakterisierung, Groteske als Stilmittel) oder in durchaus wohlwollender Absicht unterlaufen (Halef, Lindsay). Und wo schließlich die - hoffentlich - vorwiegende Rezeptionsweise ins Spiel gebracht wird, die Texte jenseits allen Realitätsanspruchs als moderne, in imaginären Welten spielende Märchen zu lesen, stellt sich die Frage aus dieser Perspektive eigentlich gar nicht, so daß man geneigt ist, solche Vorhaltungen zunächst in die Kategorie von Hyperkritizismen Frankfurter Epigonalität einzureihen, gemäß deren der ›Zigeunerbaron‹ aus den Opernhäusern verschwinden und jeder Friesen-, Bayern- oder Schottenwitz als versteckter Rassismus gebrandmarkt werden sollte.

Aber ganz so problemlos nimmt sich die Wirkungsgeschichte ange-

//262//

sichts noch fortwährender historischer Belastungen im 20. Jahrhundert leider doch nicht aus. Zu einer Zeit, in der sogar Tania Blixens Stoffe für Afrikaner offensichtlich als provokativ bzw. - wie selbst Kenias Staatspräsident bekundete - als »koloniale Demütigung« empfunden werden,¹⁶ müssen solche Diagnosen ernster genommen werden. Und gar mit dem Faktum von Auschwitz scheint, zudem für uns Deutsche, jegliches Laisser-faire in Fragen fremdländischer und rassischer Simplifizierung desavouiert. Die Thematik ist viel zu komplex, als daß hier mehr als Stichworte geliefert werden können und geht auch über den speziellen Fall des Mayschen Werkes hinaus. Freilich könnte ich mir vorstellen, daß sie gerade einmal an seinem Beispiel modellhaft und in seriöser Abgewogenheit behandelt wird, wobei man die Legitimität einer (humoristischen) Völkerklischierung angesichts politischer Mißbrauchbarkeit und fremdländischer Betroffenheit den negativen Folgen einer allzu braven, von diplomatischer Rücksichtnahme getragenen langweiligen, aber klinisch reinen »Emanzipationsliteratur« gegenüberstellen müßte.

Denn der »typische« Orientale ist doch zunächst einmal im Prinzip nichts anderes als der typische Sachse, Schwabe, Appenzeller etc. oder, aufs Soziologische übertragen, der typische Maurer, Beamte, Bankier oder Intellektuelle, eine Abstraktion also, die das jeweils Unterschiedliche, Ungewöhnliche, Fremde auf eine einfache Formel bringt. Und ich finde es bedauerlich, daß im Zuge von Ereignissen der jüngsten Vergangenheit auch die Unbefangenheit geschwunden ist, solche Abgrenzungen humoristisch zu goutieren. Wie überzogen wirkt eigentlich der Anspruch, man müsse aus Toleranzgründen alles Abweichende oder Fremde wie das Gewohnte schätzen, achten oder akzeptieren? Wieviel menschlicher und natürlicher dürfte es sein, sich zuweilen der eigenen (Gruppen-)Identität auch in spöttischer oder humorvoller Reserve gegenüber Einflüssen anderer Länder, Regionen oder Völker zu versichern, wofern dies nicht in Überheblichkeit ausartet? Und Hand aufs Herz, wer hätte selbst nicht schon einmal, und sei es unausgesprochen, der Versuchung nachgegeben, das Fremde zuweilen auch unter karikaturistischem Aspekt zu betrachten? Ich selbst habe viel Verständnis dafür, daß mir in anderen Regionen oder Ländern ganz ähnliches widerfuhr, solange dies im Rahmen eines grundsätzlichen menschlichen Respekts geschah.

Nicht darin scheint mir das Anstößige zu liegen, sondern in der beinahe zwangsläufigen politischen

Instrumentalisierung, im zu aktualisierenden Mißbrauch solcher Klischees. Und solange die Folgen der Kolonialepoche noch wirksam sind, wird man in solchen Texten außerhalb Deutschlands auch das Skandalon eines durch Literatur zemen-

//263//

tierten europäisch-nordamerikanischen Herrschaftsanspruchs über die Dritte Welt sehen, wird man mit der kaum aufhebbaren Antinomie leben müssen, daß dieselben Werke, die aus eurozentrischer Perspektive als Friedens- und Gleichheitsappelle gedacht und wohl auch weitgehend aufgenommen werden, außerhalb Europas als literarische Illustrationen kolonialer Arroganz erhalten könnten.

4. Z e i t g e i s t f o r s c h u n g

Für May wie für andere Autoren, die ferne Länder behandeln, gilt, daß selbst der aufgeschlossenste und gutwilligste literarische Globetrotter die Fremde letztlich immer mehr oder weniger verzeichnet und, wo dies in bester Absicht geschieht, zum utopisch-exotistischen Raum stilisiert. Diese Feststellung beinhaltet nichts weniger als eine Geringschätzung der Bemühungen um ethnographische Präzision, sondern eher eine zusätzliche und vielleicht sogar eigentliche Wertbestimmung derartiger Texte, deren Bedeutung in jedem Fall darin besteht, den eigenen Seelenzustand des Reisenden und seiner Herkunftsregion zu spiegeln. So paradox es klingen mag, wir erfahren selbst in renommiertesten Werken dieses Genres meist mindestens ebensoviel über das Zuhause wie über die Fremde, und insofern lesen sich natürlich gerade Mays, des Nichtgereisten, Werke als klassische Dokumente eines Zeitgeists in der Endphase der imperialistischen Ära.

Wer wissen möchte, wie sich wilhelminische Wunschträume literarisch manifestieren, wird an den vielgelesenen Bänden über Old Shatterhand und Kara Ben Nemsî nicht vorbeikommen, und der Zeitgeistforschung, deren distanziertes phänomenologisches Vorgehen ohnehin mancher ideologiekritischen Betrachtung vorzuziehen sein dürfte, öffnet sich hier eine wahre Fundgrube. Ins Blickfeld gerät dabei ein Lesertypus, der sich mit den Mayschen Pseudo-Ichs bis zur blinden Vertrauensseligkeit identifizierte, der ein solches deutsches Übermenschentum nicht nur für wünschenswert, sondern offensichtlich sogar für möglich hielt, der die internationalen Beziehungen am eigenen Sendungsbewußtsein maß und am deutschen Wesen letztlich die Welt genesen lassen wollte. Die darin liegende zur kulturellen Mission transformierte Expansion und kaschierte Aggressivität darf nicht übersehen, gleichzeitig aber auch nicht überschätzt oder retrospektiv überpointiert werden. Denn wenngleich sich Frieden und Humanität eigentlich schon immer als geeignete Tarnungen für weniger respektable Gesinnungen anboten, so sollte das damit verbundene Ethos der Werke Mays nicht ignoriert oder unterbewertet werden.

//264//

Daneben lassen sich innenpolitische Reflexe in seinen Büchern ausmachen, und auch hier darf der Autor in gewissem Sinne als Sprachrohr breitester Leserschichten betrachtet werden. Mögen zuweilen auch Sozial- oder Religionskonflikte in Romanen unkonventionell gespiegelt sein, es dominiert die Betrachtung aus bürgerlicher Perspektive. Die Konfrontation mit dem Unbekannten führt jedenfalls keinen Umsturz der Meinungen und Urteile herbei, sondern besitzt die Tendenz, sich das oder die Fremde anzuverwandeln. Auch dies gehört zum repräsentativen Psychogramm jener Gesellschaft.

Die Zeitgeistforschung könnte darüber hinaus - wie z. T. bereits geschehen - von der Analyse einzelner Textbearbeitungen profitieren, wobei sicherlich nicht nur individuelle ästhetische Präferenzen, sondern vor allem Trends im Meinungswandel zutage treten.

5. R e z e p t i o n s g e s c h i c h t e

Die Funktion eines literarischen Texts als Ausdruck einer Sozialgesinnung kann nur mittelbar bewiesen werden durch den Verkaufs- und Lesererfolg sowie durch das Ausmaß öffentlicher Beschäftigung mit ihm. Beides trifft im Falle Mays in einer Weise zu, daß eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Autor schon dann geboten wäre, wenn seine völlige literarische Belanglosigkeit allgemein außer Zweifel stünde. Über diese Wirkung, die ungeheueren Absatzziffern, die durch eine zweifellos geschickte Verlagspolitik nur zum Teil erklärt werden können, hat man bereits viel geschrieben und ist auch weiterhin zu reden, d. h. auch über mögliche später kaum revidierbare emotionale Vorprägungen im Kindesalter, über Zusammenhänge und Abgrenzungen von (Kindheits-)Träumen, Infantilismen und Erwachsenenutopien, über Ursachenanalysen vergleichbarer Bestsellererfolge wie etwa die von Simmel, Konsalik oder Hesse.

Ein Schwerpunkt der Rezeptionsforschung - und da verspreche ich mir für die Zukunft mit die wichtigsten Ergebnisse - könnte der Wirkung gelten, die der Autor des ›Winnetou‹ auf seine Schriftstellerkollegen ausgeübt hat. Denn, um es mit einem neueren Slogan zu sagen, an Karl May kam fast keiner vorbei. Wie immer neue Rezeptionszeugnisse verraten, veranlaßte sein Leben und Werk eine Vielzahl von Zeitgenossen zu ernsten oder spöttischen, beifälligen oder ablehnenden Stellungnahmen, nach denen sich vice versa vielfach sogar eine gewisse Kategorisierung von Schriftstellern vornehmen läßt, die Rückschlüsse auf deren Eigenpoetik erlaubt. Radebeul also als heuristischer Focus zur Beurteilung der Literatur der Jahrhundertwende? Es hat sicher nichts

//265//

mit mayzentrischem Größenwahn zu tun, wenn man diesen Autor für eine bestimmte Literatengeneration zu einem Fixpunkt der Betrachtung wählt, denn seine Art zu schreiben ist schließlich trotz aller Außenseiterstellung ein gewisses Programm, an dem sich die Geister scheiden. In der Nähe oder Distanz zu solchen Texten realisiert sich ein wesentlicher Bereich literarischen Selbstverständnisses von Autoren, und es erscheint keineswegs zufällig oder bedeutungslos, daß Kästner oder Tucholsky z. B. mit May gar nichts anzufangen wußten, Zuckmayer, Bloch oder Fallada hingegen sehr viel.[17](#)

Davon zu trennen wären vergleichbare Betrachtungen zu anderen Autoren: die beliebten oder berüchtigten Arbeiten »Karl May und . . .«, deren Wert, wo er sich nicht darin erschöpft, den bislang stets über die Schulter Angesehenen mit möglichst vielen klingenden Namen der Hochliteratur zusammenzubringen, nicht unterschätzt werden darf. Denn einerseits werden so mögliche Traditionsbezüge erkennbar, andererseits kommt Typologisches zum Vorschein oder lassen sich Besonderheiten im Kontrast verdeutlichen. Zu Lessing, Goethes »Dichtung und Wahrheit«, Hebel, Nietzsche oder Herder z. B. hat man somit schon Beziehungen hergestellt, und es darf nicht verwundern, daß zuletzt auch Franz Kafka einbezogen wurde. Der Vergleich mußte einfach einmal kommen; er war überfällig und prognostizierbar, obwohl gerade hier das heuristisch Aufschlußreiche die fundamentale Verschiedenheit darstellt. Ulf Abraham¹⁸ sieht das Gemeinsame beider Autoren vornehmlich in einer übermächtigen Angst vor Entlarvung, wobei Kafka und May auf solche Traumata jedoch äußerst unterschiedlich reagieren. Dieser Erkenntnisansatz sollte in künftigen Arbeiten noch verbreitert werden bis hin zu der Einsicht einer charakterlich wie ästhetisch motivierten Gegensätzlichkeit literarischer Verfahrensweisen, die auch wertungsmäßige Konsequenzen beinhaltet: Kafkas Ich verkleinert sich ständig, Mays plustert sich auf. Wo dieses zum (alleswissenden) Supermann wird, wandelt jenes sich zum (agnostischen) Wurm.

6. Notwendige positivistische Anstrengungen

Trotz zahlreicher wichtiger Arbeiten im Grundlagenbereich bedarf es als Voraussetzung zu weiteren umfassenden Forschungserträgen zunächst einer zweiten Sammel- und Ordnungsphase. In ihr sollten vorurteilslos Wirkungszeugnisse zusammengetragen werden, ohne Rücksicht auf mögliche Konsequenzen für Mays Renommee. Das gleiche gilt für die Lebensgeschichte des Autors, zu deren Erhellung durch

//266//

Bartsch, Hoffmann, Plaul, Roxin, Wollschläger und andere¹⁹ bereits Hervorragendes geleistet wurde, ohne daß man sich hiermit schon zufrieden geben dürfte, da noch so manche wichtige Einzelheit in Mays Vita bislang der Aufklärung harrt. Zwar wird man sich vermutlich damit abfinden müssen, daß nach so vielen Jahren vieles wohl auch künftig im Dunkel bleiben wird, aber solange so entscheidende Grundtatsachen wie z. B. die Blindheit des Kindes noch in Zweifel gezogen werden können,²⁰ dürfen auch scheinbar aussichtslose Anstrengungen nicht aufgegeben werden. Was auch heute noch zuweilen möglich ist, davon legen überraschende Funde immer mal wieder Zeugnis ab,²¹ und wo bereits Entdecktes noch in Archiven lagert, gehört dessen Publikation - wie im Falle der Prozeßschriften oder kontinuierlicher Jahrbuch-Veröffentlichungen geschehen - zu den löblichsten und dringendsten Aufgaben.

Wegweisend und verdienstvoll ist auch die von Kosciuszko und Lorenz vorgenommene Bestandsaufnahme der alten Jahrbücher.²² Das von ihnen gewählte auflistende wie extrahierende Verfahren empfiehlt sich auch für eine hoffentlich einmal realisierte größere Briefausgabe, die als Verbindung vollständiger Dokumente mit Regesten vorstellbar wäre. Denn nicht durch zusätzliche Funde allein, sondern auch durch systematische Aufbereitung, Konzentration und Zugänglichmachung von verstreuten Materialien könnte ein wichtiger Forschungsbeitrag geleistet werden. Wie ich es mir dringend

wünschte, sollte die bereits geleistete und noch zu leistende Kärnerarbeit einmal als (neben dem Handbuch) zweite große Gemeinschaftsleistung der KMG in eine von positivistischem Geist getragene umfassende May-Biographie einmünden, deren Grundprinzipien Nüchternheit und Überprüfbarkeit, detailfreudige und penible chronologische Dokumentation wären mit alternativen Belegen in Zweifelsfällen. Als Vorstufe dazu könnte eine nach den gleichen Grundsätzen angelegte Bibliographie, in der die mittlerweile kaum noch überschaubaren weit verstreuten (kleineren) Materialien und Editionen zu bestimmten Ereignissen oder Problemen verzeichnet sind, in Angriff genommen werden - eine wertvolle, kaum zu überschätzende Arbeitshilfe. Man sollte dabei vielleicht Biographie wie Bibliographie als Loseblattsammlung anlegen und in bestimmten Abständen gemäß neuerem Wissensstand ergänzen bzw. korrigieren.

Nun mag man solchen Aufwand angesichts von vorliegenden recht informativen bzw. lesbaren Biographien und der doch zumindest umstrittenen Einschätzung vieler Texte befremdlich finden und den Verdacht hegen, es handle sich hierbei um Beschäftigungstherapie, wo nicht literaturwissenschaftlichen Byzantinismus. Nichts dürfte falscher

//267//

sein, denn ungeachtet divergierender Qualitätsurteile sollte sich die genaue Beschäftigung mit Mays Leben im Hinblick auf seine mehr als nur interessante Karriere allein unter literaturpsychologischem Gesichtspunkt immer lohnen. Schließlich gehört May, um nur Wichtigstes anzuführen, zu den sicher nicht allzu zahlreichen spektakulären Fällen, denen durch schriftstellerische Tätigkeit die vollständige Resozialisierung aus einer kriminellen Vergangenheit gelungen ist und deren Werk auf Schritt und Tritt von der Bewältigung seiner seelischen Verletzungen zeugt. Darüber hinaus entstand hier eine Art therapeutischer Literatur, deren Besonderheiten erst aus intimster Kenntnis biographischer Hintergründe verständlich werden, was speziell für das Alterswerk gilt, dessen kuriose wie originelle Allegorien sich erst dann erschließen, wenn auch lebensgeschichtliche Details der 3. und 4. Kategorie vorhanden sind. Und schließlich läßt sich spekulieren, daß May neben Kafka zu einem der germanistischen Hauptaufmarschgebiete werden könnte, auf denen die argumentativen Gefechte über die Tauglichkeit, Ergiebigkeit und Seriosität tiefenpsychologischer Interpretationsmethoden geschlagen werden.

7. (T i e f e n -) P s y c h o l o g i s c h - b i o g r a p h i s c h e A n a l y s e n

Gerade dieses Interpretationsverfahren gehört mittlerweile nicht nur in den Publikationen der KMG zu den verbreitetsten. Von Stolte bis Arno Schmidt, von Ilmer bis Wollschläger bedient(e) man sich hauptsächlich eines solchen Deutungsansatzes, wobei mit diesen stellvertretend angeführten Namen gleichzeitig die methodische Bandbreite oder die Radikalität in der Handhabung literaturpsychologischer bzw. psychoanalytischer Kategorien angedeutet ist.²³ So belebend sich manche dieser Studien auf die May-Forschung ausgewirkt haben, nicht zuletzt was die Analyse des Spätwerks betrifft, so unverzichtbar scheint mir Wachsamkeit gegenüber dem damit verbundenen Deutungsenthusiasmus geboten, da die Überprüfbarkeit der jeweiligen Hypothesen zuweilen nur allzu bereitwillig einer spekulativen Kombinatorik geopfert wird, die nicht selten mit terminologisch getarnter Nonchalance zwei bis drei

Entdeckungen im Interpretationsdschungel des Mayschen Œuvres zu einer imposanten Gesamtschau verschmilzt.

Dabei setzt sich mehr und mehr eine Schule durch, die in immer lückenloseren biographischen Ausgriffen nahezu jede Romanepisode als Spiegelung von Lebensrealität des Autors enthüllt, wobei Anspruchslosigkeit und Oberflächlichkeit der Vergleichbarkeiten zur notwendigen Voraussetzung geradezu vorprogrammierter Fündigkeit werden.

//268//

Wo selbst dies nicht genügt, operiert man mit ständig wechselnden Hilfskonstruktionen (Ich-Spaltungen, bewußt und unbewußt im Wechsel, Ebenen im halben Dutzend), welche die Grundannahme einer (zudem als Qualitätsbeleg mißverstandenen) Totalallegorisierung stützen sollen.

Wenn literaturwissenschaftliche Interpretation nicht zum mehr oder weniger ungezügelten Assoziatismus und Intuitionismus verkommen soll, wird es unerläßlich sein, sich demnächst einmal der Kontroverse zu stellen, in welchem Maße oder zu welchem Teil Mays Werk überhaupt allegorischen Anspruch erheben kann. Tatsächlich gesichert sind die Schlußbände des ›Silberlöwen‹. Von einigen weiteren Texten oder Textpartien ab 1899 bzw. »Weihnacht!« ließe sich Ähnliches wohl schlüssig nachweisen, doch darüber hinaus wäre ein sehr vorsichtiges und sorgsam recherchierendes Vorgehen anzuraten, um das bisher zutage Geförderte nicht in seiner Glaubwürdigkeit zu gefährden. Ich bezweifle dabei nicht einmal, daß sich schon für den frühen May einzelne direkte Verschlüsselungen des Lebens ermitteln lassen, aber die augenblickliche Tendenz, nach dem extensiv ausgeweideten Spätwerk nun auch die »klassischen« Reiseromane dem gleichen Analyseschema mit gleicher Erfolgserwartung zu unterwerfen, wie z.B. Ilmer dies tut,[24](#) könnte in einer Sackgasse enden. Dies wäre schon dann der Fall, wenn sich die These bewahrheitete, daß sich die biographische Substanz zumindest dieser Werkgruppe, wenn nicht beträchtlicher Teile selbst des Alterswerks, weniger in fiktionalen Verpuppungen oder Ich-Spaltungen realisierte, denn in ichbezogenen Verhaltens- und Charakterstrukturen.

So anregend, scharfsinnig oder detailbesessen manches also in diesem Bereich auch erscheinen mag, so leicht werden dabei Grenzen überschritten, die wissenschaftlicher Solidität gesetzt sind. Dies gilt natürlich nicht weniger für die Psychoanalyse Freudianischer Provenienz, für deren Bereich exemplarisch auf Schmidts ›Sitara‹ verwiesen werden könnte, ein wohl besser unter Primärliteratur einzuordnendes z. T. kurzweiliges Bändchen, das nun wiederum paradoxerweise trotz seiner verfehlten Grundthese und vielen (spekulativen) Schludrigkeiten der Karl-May-Forschung in den letzten Jahrzehnten wohl mit den meisten Auftrieb gegeben hat. Dies sei nicht verschwiegen, aber demungeachtet könnte gerade ein solcher Text im Verein mit Ohlmeiers und Wollschlägers umstrittenen[25](#) oder Ilmers uferlos biographistischen Interpretationen die Notwendigkeit einer erneuten, ernsthaften Methodendiskussion verdeutlichen.

Dagegen sprechen allerdings schlechte Erfahrungen der Vergangen-

//269//

heit. Die 1979 und 1980 ansatzweise geführte Kontroverse litt - wie ich es sehe - unter verfrühter Kompromißbereitschaft und einer wenig präzisen Fragestellung, durch welche das Unbehagen an (manchen) tiefenpsychologischen Deutungen schließlich zu einer Problematik des Methodenpluralismus umgemünzt wurde. Wer bestreitet schon, wie z. B. Ueding damals schrieb, daß »Methodenvielfalt sachlich notwendig«[26](#) ist? Und wer teilte nicht in memoriam einer ganzen Germanistengeneration, die durch solche Hauptbeschäftigung die Literatur selbst fast völlig aus den Augen verlor, im allgemeinen seine Skepsis gegenüber abstrakten, allenfalls noch wissenschaftstheoretisch ergiebigen Diskussionen?[27](#) Doch geht es hier zentral nicht um literaturwissenschaftliche Methoden im Plural, sondern um die Festlegung oder Verfeinerung tauglicher Kriterien für ein ganz bestimmtes Verfahren. Es geht um die Frage, welche Mindestanforderungen an die *B e w e i s b a r k e i t* oder wenigstens Plausibilität von Behauptungen zu stellen sind. Und wenn es sich auch im heutigen akademischen Betrieb so gefügt haben sollte, daß z. B. die Psychoanalyse ihr System weitgehend gegen Kritik immunisiert und der Nachweispflicht entzogen hat, so folgt daraus für die Karl-May-Forschung sicherlich keine Notwendigkeit, solch schlechte Gewohnheit als Gewohnheitsrecht zu legitimieren.

Das mindeste allerdings, was man angesichts des Umstands, daß vieles zur »Glaubenssache«[28](#) geworden ist und auf Ebenen traktiert wird, wo eine philologische Verifizierung offenbar nicht mehr möglich ist (z. B. Mays »Symbolik« aus vorsprachlich-phylogenetischem Material entstammend etc.[29](#)), methodisch zu fordern hätte, wäre ein Verzicht auf Rückschlüsse allein aus fiktionalen Texten auf die Biographie, was zu Unterstellungen führen kann, die wahlweise May zum Brustbeißer, zum unehelichen Vater oder seine Mutter zur Ehebrecherin machen.[30](#) Solche Vermutungen erinnern fatal an die »kriminalpsychologischen« Spekulationen eines Erich Wulffen, der als Antriebsmotiv zu Goethes ›Faust‹ dessen Gewissensbisse anlässlich seines angeblich mit Friederike Brion gezeugten und kurz vor oder nach der Geburt getöteten Kindes ausmachte. Dieses geradezu mystische Fahnden nach einer Art psychoanalytischem ›Korrelationsgesetz‹ überschreitet einen methodisch zu tolerierenden Rubikon, und dem sollte aus grundsätzlichen Erwägungen wissenschaftlicher Seriosität Einhalt geboten werden.[30](#)

Daß dies nur geschehe, um der Fiktion eines ›sauberen May‹ willen, braucht hoffentlich ebensowenig eigens widerlegt zu werden wie die bei entsprechenden Diskussionen für Psychoanalyse-Gegner üblichen argumentativen Vorhaltungen, ihr Widerstand sei weniger sachlich

//270//

motiviert als durch sie selbst und ihre seelischen Probleme bedingt. Hier täte man gut daran zu berücksichtigen, daß sich diese Retourkutsche natürlich nur allzu bequem wieder in Richtung des psychoanalytischen Absenders in Marsch setzen läßt, und insofern auf solche unergiebigem Vorpostengeplänkel zu verzichten.

8. Ä s t h e t i s c h e W e r t u n g

Naturgemäß standen Wertungsfragen seit der Jahrhundertwende im Mittelpunkt der Karl-May-Diskussion. Galt doch die (ästhetische) Rehabilitierung Mays als primäres Anliegen, zumal damit zugleich eigene Leserfreuden kulturelle Sanktionierung finden sollten. Paralleles wäre im Krimi-Genre zu konstatieren, wobei die May-Problematik allerdings durch verschiedene Enthüllungen seines Vorlebens eine zusätzliche speziell biographische Brisanz besaß. Es wäre zu wünschen, daß solche Bestätigungs- und Aufwertungsabsichten künftig in stärkerem Maße zurückträten gegenüber der selbstbewußten Forscherhaltung, es mit einem - um Mays Lieblingsvokabeln zu benutzen - hochwertigen und hochinteressanten Gegenstand zu tun zu haben, dessen intensive Betrachtung sich von selbst rechtfertigt und dessen Nichtberücksichtigung in einer Literaturgeschichte der entsprechenden Epoche schlicht als Inkompetenz ihres Verfassers ausgelegt werden darf.

Was aktuelle Wertungen betrifft, so pendeln die Ansichten zwischen Extremen wie Vollmanns Urteil: »Ein Schriftsteller, der nicht richtig schreiben konnte / Wie Wagner ohne Musik, nur viel, viel schlimmer«[32](#) und Wollschlägers Einstufung z. B. des Spätwerks als »hohe sublimative Kunst (. . .), mit der May Unordnung und frühes Leid seines Lebens zu Literatur werden ließ.«[33](#)

Hier wird man nicht einfach mitteln können, auch nicht vermitteln, und die Paradoxie der Sache will es, daß man je nach Standort beiden Betrachtungsweisen zustimmen könnte. Zeigt sich doch gerade am Beispiel Mays, in welchem Maß die Bewertung eines Textes bereits Folge interpretatorischer Vorgaben ist. Schon die - wie beinahe alles bei May - umstrittene Gattungseinstufung präjudiziert. Macht es doch einen nicht zu vernachlässigenden Unterschied, ob der jeweilige Text als Reiseerzählung, Abenteuer- oder allegorischer Roman, als Jugend- oder Erwachsenenbuch, im Rahmen des Unterhaltungsschrifttums oder als epische Wiederbelebung des Mythos aufgefaßt und beurteilt werden soll. Wo schließlich gar angesichts der verstiegenen Mayschen Authentizitätsbekundungen die Werke nicht als aktualisierte Märchen verstanden werden, sondern der Realitätsgehalt auf dem Prüfstand

//271//

steht, muß diese Form des Schreibens wohl nahezu zwangsläufig als billige Spielart eines literarischen »Abenteuertourismus«[34](#) erscheinen.

Des weiteren hängt die Einschätzung maßgeblich davon ab, wieviel literarisch Anstößiges oder Steriles man in Mays ästhetischen und ideologischen Konglomeraten noch zu akzeptieren bereit ist, im Bewußtsein der Tatsache, daß einerseits auch hochkarätige Kunstwerke niveaumäßig inhomogen und keineswegs klischeegefeit sind und zuweilen lediglich - wie Adorno es einmal sinngemäß formulierte - in entscheidenden Stellen Glück haben, andererseits kaum ein umfangreicher Erfolgtext existiert, der - und sei es episodisch - an Tieferes rührt bzw. Höheres heranreicht.

Wessen ästhetische Toleranzschwelle durch Mays ungehemmte Schwarzweißtechnik, stereotype Geltungsrituale und Handlungsabläufe oder skrupellos anmutende Motivwiederholungen überschritten ist, dem wird man vergeblich die Leistungen (karikaturhafter) Typenschöpfung zum Ausgleich anbieten können, mögen Charaktere bzw. Originale wie Winnetou, Halef, Hawkens oder Lindsay auch Figuren der Weltliteratur geworden sein. Wer die in endlosen Renommierdialogen zum Ausdruck kommende, der Apotheose angenäherte Selbstbeweihräucherung des Ich-Erzählers, seine unverfrorene Identifikation mit

dem Autor schließlich als ungenießbar empfindet, wird die Erklärung, daß es hier psychologisch um Kompensationsleistungen im Rahmen einer beispielgebenden Selbsttherapie geht, nur als unzulängliche Rechtfertigung ansehen.

Wer das Prunken mit vermeintlich geographischem, historischem, linguistischem oder ethnographischem Wissen angesichts massiver Nationenklischees moniert, ahnt meist nur wenig von den zwanghaften inneren Triumphen des Autodidakten oder der sozialpsychologischen Repräsentativität des Autors als nahezu überlebensgroße Inkarnation des Wilhelminischen Zeitgeistes, oder er läßt es nicht gelten. Und wem schließlich die durch entsprechende Handlungen unterstützte religiöse Indoktrinierung als bigotte, episch unverdaute und ideell unverdauliche Didaxe erscheint, wird auch vom Hinweis auf Mays gigantische Angstbewältigung, sein unstillbares Bedürfnis nach wenigstens poetischer Gerechtigkeit philologisch unbeeindruckt bleiben. Und dennoch sollte jeweils beides zur Sprache kommen, zumindest wenn von der Bedeutung des Forschungsobjekts May die Rede ist.

Will man zu Mays (eentlichen) Qualitäten vordringen, wird man sich nicht bei ebenso kurzsichtigen wie fruchtlosen Bemühungen aufhalten dürfen, die oben angedeuteten formalästhetischen Defizite zu leugnen, denen sich mühelos weitere grundlegende Schwächen auch

//272//

oder gerade im Rahmen des Abenteuergenres hinzufügen lassen: die hier gelegentlich doch sehr störenden Belehrungsintentionen etwa oder die Tatsache, daß bei May stets nur große redete. Papiertiger bekämpft und zuweilen Chancen zur Spannungssteigerung dadurch verpaßt werden, daß der mitfühlende Leser durch quasibiblische, nie in Frage gestellte Führerprophetien über Schlacht-, Verhandlungs-, Duell- oder Befreiungsverläufe stets der nie wirklichen Gefährdung der Protagonisten versichert sein kann. Der Helden Omnipotenz erlaubt schließlich nur Scheinbedrohungen. Die vom Autor immer dringender gewünschte oder gar benötigte unnahbare Superiorität verhindert eben angemessene Gegenporträts, wie überhaupt die psychologische Komponente in Mays Romanen die schwerwiegendsten Einwände rechtfertigt. May kann keine Figuren zeichnen, sondern nur überzeichnen. Das gilt für die Helden wie ihre Gegner, die in seiner manichäischen Sehweise in Gegensätzen von hell-dunkel bzw. hoch-tief erscheinen, blütenweiße Vertreter des Rechts oder Schufte, die nicht nur unmoralisch, unfähig und eitel, sondern darüber hinaus bis ins Unverständliche und Selbstgefährdende unverschämt sind. Nun mag es geschehen, daß verschiedentlich auch solche Gestaltung ihren Reiz ausübt, den der Ikone oder Karikatur nämlich. Was dabei möglicherweise an May gefällt, sind also gerade die Verstöße gegen ästhetische Gesetze der Moderne, die auf Differenzierung und Psychologisierung angelegt sind. Und es wirkt daher etwas hilflos, May in solchem Sinne zu legitimieren, während eine angemessenere oder zumindest vorteilhaftere Würdigung seiner schriftstellerischen Leistungen doch allenfalls im Rahmen der Groteske möglich wird.

Dies alles zugestanden, dazu die schlampig-rasante Produktionsweise, verbunden mit manch konzeptionsloser Um- oder Einarbeitung und anderes mehr, bleibt von dem bereits durch den Umfang imponierenden Gesamtwerk immerhin noch so viel epische Substanz, daß sich eine nähere Beschäftigung auch unter erzählerischem Aspekt durchaus lohnt. Es bleibt darüber hinaus aber für viele, die sich aus

heutiger Sicht solcher Mängel wohl bewußt sind, etwas Faszinierendes an diesen handlichen - durch optische Effekte zusätzlich bestrickenden - Bänden, das (mir) im letzten jedenfalls noch nicht völlig aufgeklärt scheint. Es hängt möglicherweise mit Mays urwüchsigem Verhältnis zum Narrativen und Plakativen zusammen in allen seinen Konsequenzen, aber vielleicht auch mit einem gewissen Sensorium für das Mythische und Archetypische, wie es z. B. in so manchen Landschaftsschilderungen aufscheint. Mays Wüsten etwa - man vergleiche nur ›Am Jenseits‹ - werden zu Wüsten schlechthin, die als Idealtypen im Gedächtnis haften.

//273//

ten. Ich habe keinen Zweifel, daß etwa Coopers Indianergeschichten qualitativ höher einzuschätzen sind, aber gegen Winnetou kommen seine Gestalten in meiner Erinnerung jugendlicher Lektüre jedenfalls nicht auf. Und selbst wo dies als stärkere Eindimensionalität der Figur erklärbar wäre, welche magische Wirkung geht nicht von Titeln aus wie

- ›Durch Wüste und Harem‹
- ›Durchs wilde Kurdistan‹
- ›Von Bagdad nach Stambul‹
- ›In den Schluchten des Balkan‹
- ›Durch das Land der Skipetaren‹
- ›Der Schut‹.

Ich habe übrigens schon einmal versucht, Mays Betitelungen in ein System zu bringen, sie mit anderen Jugendbüchern zu vergleichen, ohne dem Problem der noch heute wirksamen Faszination nennenswert näherzukommen, und ich glaube auch, daß es nur als Komplex verschiedenartiger literarischer wie außerliterarischer Effekte analysierbar sein dürfte. Claus Roxin muß man vielleicht sogar über die genannte Textgruppe hinaus zustimmen, wenn er feststellt:

»Fragt man bei May nach dem literarischen Wert seiner Amerika- und Orientromane, so läßt ihre unvergleichliche Wirkung gewiß keinen Schluß auf ihren literarischen Rang zu. Denn diese Wirkung ist weitgehend psychologisch und nicht ästhetisch vermittelt.«³⁵

Vielleicht kommt man der Problematik auch von anderer Seite bei, wenn man einmal unterstellt, daß, wer als ästhetisch sensibilisierter Erwachsener sich zu May bekennt, vielfach bereits seinen eigenen Text geschaffen hat, naiv den Jugenderinnerungen vertrauend oder in konstruktiv-ergänzender Art, wobei die Vorstellung von Mays Leben mit dem Erzähltext verschmilzt und die Neigung wächst, den Literalsinn als bloßen Rohentwurf oder gar Treatment zu betrachten. Wenn man z. B. in »›Weihnacht!‹« als Eingeweihter schmunzelnd vom Vorwurf des Pferde- oder Textdiebstahls liest, gewinnt die Passage erst - Stolze hat es gezeigt³⁶ - eine neue, vielleicht ihre Hauptdimension als bild- und zwanghafte Darstellung von Seelenmaterial. Dem Leser wächst dabei eine aktive Funktion der Entschleierung zu, die nicht selten zu einem assoziativen ›Weiterdichten‹ führt. Wenn die Supermänner entsprechende Wundertaten vollbringen, die sich im Text wie unter erweiterter Perspektive für den nicht mehr kindlichen Leser nur

mehr lächerlich ausnehmen, rechtfertigen sich solche Tatexzesse im Kontext der

//274//

psychischen Situation als zuweilen hochartifizielle Kompensationsträume. Wo sonst ein Old Shatterhand ob seiner rechthaberischen Egozentrik auf die Dauer zur ungeliebten Figur werden könnte, scheint nun als Kontrastfolie der arme Kerl durch, der solche Tagträume benötigt.

An May könnte somit exemplarisch zu zeigen sein, wie ein Autor durch Mitarbeit des Lesers gewinnt, wohlgemerkt exemplarisch, denn daß ein solches Verfahren - wenn auch wahrscheinlich weniger spektakulär und ergiebig - bei nahezu jedem Autor Anwendung finden könnte, sei gleich zu Beginn eingeräumt. Und natürlich sollen literaturwissenschaftlich kanonisierte Wertungen jetzt auch nicht etwa aus May-Begeisterung suspendiert werden.³⁷ Geht es doch nicht darum, die Einsicht zu verdrängen, daß dieser Autor - auch im Rahmen jeweiliger Gattungsmöglichkeiten - zwar manch brillante Szenenfolge³⁸, aber wohl keinen einzigen perfekten Roman geschrieben hat. Aber es könnte sich bei May um einen aufschlußreichen rezeptionsästhetischen Sonder- oder Beispielfall handeln, angesichts dessen der Aufweis solcher Mängel nur Peripheres trifft, falls nicht sogar von dieser Warte aus literaturwissenschaftliche Normvorstellungen generell um einige Gesichtspunkte erweitert werden müßten.

Es gibt schließlich zu denken, wenn ein Autor wie z. B. Hermann Broch, dessen Definition des Kitschs als des eigentlichen Bösen in ihrer Radikalität ihresgleichen sucht, ausgerechnet May unter die wahren Dichter zählt, und dies sicher nicht, weil er die angedeuteten Schwächen nicht bemerkt hätte. Diskussionswürdig wäre in jedem Fall die wertungsmäßige Grundfrage, ob nicht die harmonisierende Literatur in unserem Jahrhundert generell unterschätzt wird und nahezu per se dem Trivialitätsverdacht unterliegt. Ob nicht seelische Erholung durch eine moralisch überschaubare und fiktional befriedete Welt zuweilen legitimer ist, als es die den ästhetischen Verdikten häufig zugrundeliegenden naiven Annahmen vermuten lassen, der Leser verwechsle durchweg Literatur und Leben. Ob nicht wenigstens der literarischen Utopie die versöhnliche Ausnahme zuzubilligen sei, wofern sie nicht zu handfesten politischen Euphemismen mißbraucht wird. Und schließlich, ob nicht eine solche Verquickung von Leben und Werk, wie sie bei May vorliegt, eine Betrachtungsweise legitimiert, welche die Vita des Autors wie die Tagträume des Lesers als fast immer einbezogene, mitgelesene und kombinierte quasiästhetische Komponente auch wertungsmäßig wenigstens ansatzweise in Rechnung stellt.

//275//

»Viel Feind, viel Ehr!«
(Mittelalterliches Sprichwort)

II. DIE KARL-MAY-GESELLSCHAFT

1. Z u r A t m o s p h ä r e

Eine Beschäftigung mit Lage und Perspektive der Karl-May-Forschung darf Rolle und Funktion der Karl-May-Gesellschaft nicht übergehen, und für diesen Teil der Bestandsaufnahme scheinen mir einige Vorbemerkungen angebracht. Aber lauschen wir zunächst unserem »Mayster«, was er im 5. Kapitel des III. »Silberlöwen« über das Auftreten Ahriman Mirzas zu sagen hat:

Eine musikalische Familie. Der Vater spielt die erste Violine, der Onkel das Cello, der eine Sohn die zweite Violine und der andere die Viola. Für heut sind alle Freunde eingeladen. Es soll ein Quartett gegeben werden. Kammermusik. Ob von Mozart, Haydn oder einem anderen, das weiß man nicht. Aber daß man nur Schönes, Gutes, von den vier Künstlern Durchdachtes und Verstandenes hören werde, davon ist man überzeugt. Man freut sich also auf den Genuß. Man kommt. Man weiß, daß man gern gesehen ist. Man nimmt Platz. Die Noten liegen auf den Pulten. Die Instrumente sind bereit, schon wohlgestimmt. Auch die Zuhörerschaft befindet sich in jener Stimmung, welche dem Erfolge gern und einsichtsvoll entgegenkommt. Da sind die Vier. Sie nehmen Platz. Sie greifen nach den Instrumenten. Durch den Raum geht das Geräusch leise gerückter Stühle; hier ein erwartungsvolles, kurzes Räuspern, dort das Rauschen bequemgelegter Seide. Dann tiefe Stille. Jetzt! Die Bogen berühren die Saiten. Die ersten Takte erklingen. Die Erwartung hat sich in offenruhende Empfänglichkeit verwandelt. Man lauscht.

Da wird die Thür aufgerissen. Ein Feind der Familie kommt lärmend herein, rücksichtslos störend, ungeladen. Er erklärt, daß er die Absicht habe, einen Strafprozeß gegen die Familie zu fahren, und macht in ganz ungesitteter Weise die Anwesenden mit dem Inhalte der Anklage bekannt. Man unterbricht ihn. Man entzieht ihm das Wort. Man sagt ihm, daß er unrecht habe und daß doch jetzt und hier nicht die rechte Zeit und der rechte Ort zu solchen Dingen sei. Man sei zu einem Kunstgenuß versammelt, nicht aber, um sich mit dem jus criminale zu befassen. Da entschließt er sich, mit zuzuhören, nimmt einen Stuhl und setzt sich nieder.

Soll man die unangenehme Scene gewaltsam enden? Ihn hinauswerfen? Nein! Man entschließt sich, ihn gewähren zu lassen und das Stück von neuem anzufangen. Aber in welcher Stimmung befindet man sich nun? Werden die in Geist, Herz und Gemüt anzuschlagenden Accorde so befriedigend ausklingen, wie es vorher mit froher Bestimmtheit zu erwarten war?

Das ist ein Bild. [39](#)

Ich muß es vorab gestehen: Zu den Dschamikun einer wie auch immer gearteten May-»Gemeinde« habe ich mich nie gezählt, eher zu den kri-

//276//

tischen Sympathisanten, die ihre Neigung zu dem Autor mit einem Schuß (Selbst-)Ironie verbanden. Den in Ahriman Mirza verwandelten Fedor Mamroth hielt ich in meiner so gearteten Ungläubigkeit nie für eine Inkarnation des Bösen, sondern eher für den Lichtbringer und seine Abrechnung mit dem May-Kult für den Beginn der May-Forschung. Blochs hyperbolische Wertung schließlich von »einem der besten deutschen Erzähler« betrachtete ich stets als das, was sie wohl auch war, als antibildungsbürgerliche ästhetische Provokation. Wenn ich mich von solchen Bekenntnissen oder Prämissen her in aller Offenheit mit jüngsten Tendenzen und Wertungspraxen der KMG beschäftige und dabei um der Konkretheit willen zuweilen stellvertretend auch Namen nennen muß, erwarte ich sicherlich keine (ungeteilte) Zustimmung, hoffe aber zumindest, daß mir keine lähmende oder gar destruktive Wirkung beschieden sei, wie dies von dem auf Weihegesänge oder orchestrale Harmonie erpichten May im obigen Bild so schreckhaft beschworen wurde.

Dabei wird es gut sein, mit einer grundsätzlichen Feststellung zu beginnen: Existenzberechtigung und Qualität der KMG stehen für mich außer Frage. Ich halte ihren stürmischen Aufbau, die erbrachten editorischen und viele analytischen Ergebnisse, das faszinierende Engagement ihrer Mitglieder und nicht zuletzt die Breitenstreuung, von der andere meist elitäre Literaturverwaltungskreise nur träumen können, für eine beispiellose Leistung im Bereich der bundesrepublikanischen Lesekultur. Den Veröffentlichungen dieser Institution verdanke ich ein gewandeltes May-Bild wie mein theoretisches Interesse an diesem Gegenstand. Dabei profitierte ich maßgeblich von so grundlegenden Arbeiten wie z.

B. - ich nenne stellvertretend, spontan und ohne nachzuschlagen - Stoltzes literatur- oder Roxins kriminalpsychologischen Abhandlungen, Plaulls oder Hoffmanns biographischen Studien, Bartschs und Wollschlägers Orientdokumentation oder Hatzigs Textvergleichen. Solchen Pionierleistungen der Grundlagenforschung die gebührende Anerkennung zu verweigern, wäre töricht, vergeßlich und undankbar.

Nun könnte es aber sein, daß diese imponierende Zwischenbilanz die Gefahr in sich birgt, einige kritische Fragen zu verdrängen. Ich verspüre in letzter Zeit ein gewisses Unbehagen angesichts der Ahnung, daß je stärker der Zulauf, je umfangreicher und professioneller die Produktion, umso geringer die Bereitschaft werden könnte, den Gegenstand »May« im echten Sinne zu problematisieren, Wachstum also stillschweigend ausschließlich als Legitimation und Qualitätsbeweis mißzuverstehen.

Wenn ich ganz offen z. B. meinen - zwangsläufig subjektiven - Ein-

//277//

druck vom letzten Kongreß in Königswinter formulieren darf, so hatte ich zuweilen das Gefühl, Mitglied eines Selbstbestätigungszirkels zu sein mit rhetorischen Auftritten als Höhepunkten des Rituals, während für Diskussionen anscheinend kein Bedürfnis bestand. Wo nun heute diese Vorträge im neuen »Jahrbuch« zur Lektüre vorliegen, will ich gerne einräumen, daß es weniger die durchweg respektablen Inhalte oder Tendenzen der Ausführungen waren, die mir ein gewisses Unbehagen bereiteten, als manche erspürte Wirkung derselben, auch die zwischen Zeilen, vielleicht unfreiwillig vermittelte, aus einzelnen Wortbedeutungen indirekt erschließbare. Wie ich es sehe, ist man im Rahmen der KMG fast zwangsläufig einem gewissen emotionalen Affirmationsdruck ausgesetzt, unter lauter Gleichgesinnten, sympathisch Engagierten, die sich in einem grundsätzlich einig sind: in der Abwehrhaltung gegen scheinbare und wirkliche Bedrohungen durch die barbarischen (publizistischen) Stämme der Nicht-Mayaner. Und so passiert es wohl unmerklich, daß manches Lobenswerte über May gleich euphorisch, manch bittere Wahrheit eher verhalten und versöhnlich formuliert wird, wobei von Hörerseite eine weitere Filterung der ohnehin reduzierten Kritik erfolgt, mit dem Ergebnis, daß von alldem im wesentlichen das akademische Placet ankommt.

Natürlich lassen sich solche atmosphärische Vorgänge nicht beweisen oder gar zu jedem einzelnen in Beziehung setzen. Ich habe - welch groteske Vorstellung! - natürlich keine statistische Erhebung angestellt, sondern formuliere Stimmungen, Impressionen aus Unterhaltungen und Reaktionen des Publikums. Und was solche Gespräche am Rande oder auf dem Podium betraf, so dominierte neben einer fast schon pauschalen ästhetischen Verklärung zuweilen eine konfessorische Rigorosität, die betroffen machte. Nun gilt es dabei allerdings zweierlei zu unterscheiden. Ich war gefesselt und ergriffen durch sympathisch-couragierte Berichte von Teilnehmern, die einmal exemplarisch die therapeutische Funktion von Werken Karl Mays belegten. Dieser direkte Eindruck einer segensreichen literarischen Wirkung, einer ganz persönlichen Hilfe in prekären Lebenssituationen, überstieg alles, was üblicherweise in buchsoziologischen oder rezeptionsästhetischen Modellen wortreich ausgebreitet wird. Angesichts solch konkreter Leistungen führen sich Einwände - so skeptisch ich auch einem »Vorbild« May gegenüberstehe - weitgehend selbst ad absurdum. Auf der anderen Seite erscheint es mir keineswegs unangebracht, dort

Bedenken anzumelden, wo die Beschäftigung mit diesem Schriftsteller kultische Züge anzunehmen beginnt, wo May zum poetischen Weltgewissen erhoben oder coram publico als politischer Ratgeber für aktu-

//278//

elle Konflikte ausgegeben wird, was er nun wirklich ebenso wenig sein dürfte wie eine ernsthafte Argumentationshilfe vor Kriegsdienstverweigerungsausschüssen⁴⁰ oder - auch das kommt vielleicht noch - gegen Tschernobyl.

Daß dies alles im Rahmen der KMG bekundet und bekannt wird, begrüße ich ohne Vorbehalte und freue mich, daß man irgendwo Schriftsteller überhaupt noch ernsthaft in Beziehung zum eigenen Leben setzt, anstatt sie nurmehr philologisch zu sezieren. Aber richtig wohl fühlte ich mich erst in einer Vereinigung, wo man Ansichten dieser Art mit dem gleichen Freimut und ohne »schlechtes Gewissen« als skurril oder verstiegen bezeichnen kann, wo man sicher ist, daß sich andere durch Kritik und Gegenmeinungen nicht den individuellen Spaß an der Sache nehmen lassen, für ihr persönliches Lese-, Sammel- oder Kombiniervergnügen keiner intersubjektiven Zustimmung bedürfen. Und was die Forschungsdiskussion betrifft, so wünschte ich mir eine KMG, in der ohne persönliche Gegnerschaft oder Cliquenfraktionszwänge, ohne kleinliches Gezänk und Rechthaberei, aber mit von der Sache her gebotener Deutlichkeit die unterschiedlichen Standpunkte noch sichtbarer zutage träten, wo ganz klar ist, daß manche Ansichten Minderheits- oder durch Beweise kaum gestützte Privatmeinungen sind, wo es weiterhin als keineswegs diskriminierende Selbstverständlichkeit empfunden wird, daß zwar viele ge-, aber nicht alle erhört werden, wo letztendlich eine Atmosphäre fröhlichen Streits ein Gegengewicht zum Enthusiasmus bildet. Bisher jedenfalls scheint mir etwas von diesem fruchtbaren Meinungsdisens durch publizistische Geschäftigkeit und Organisationswut überlagert, vielleicht auch ein wenig verdrängt zu sein.

2. Zur ästhetischen Wertung

Dabei müßte über viele Fragen mehr gesprochen und gestritten werden, nicht aus übergroßer Lust an Polemik oder Disharmonie, sondern weil es um essentielle (methodische) Probleme geht, die darüber hinaus auch für andere Bereiche der Literaturwissenschaft von Bedeutung sein könnten. Auch scheint mir die eigentliche Qualitätsdiskussion noch nicht einmal ernsthaft geführt worden zu sein. So berechtigt abweichende Wertungsstandpunkte sein mögen, wo intersubjektive Zustimmung jenseits der »Gemeinde« erwartet wird, sollte weniger geschwärmt und spekuliert, sondern müßten auch eigene Positionen überdacht werden, im Sinne von Staigers »Begreifen, was uns ergreift«. Gilt es doch, die Hochschätzung des Autors auch einem Nicht-

//279//

»Jünger« einsichtig zu machen. Daß hierbei wichtige gegenseitige Vermittlungs- und Erkenntnisprozesse stattfinden könnten, daran zweifle ich nicht, doch ohne Abstriche an lieb gewordenen Vorstellungen wird es nicht gehen. Und eben dies müßte zunächst einmal gerade in den Reihen der KMG diskutiert werden, als Chance zur Einsicht. Widerstand sollte nicht nur von außen kommen in Form von meist spöttischer Ignoranz.

Stattdessen herrscht zuweilen das, was man als totale May-Optik bezeichnen könnte. Da wird nicht nur alles und jedes zur Erklärung und Aufwertung des Autors herangezogen, da wird auch offenbar das literarische Umfeld nach Maßgabe des May-Verständnisses klassifiziert. Kisch z. B. wird ständig gepriesen, weil er May pries, Walser desgleichen, von Arno Schmidt übernimmt man den »Großmystiker« und verwirft die saloppen Urteile über das »klassische« Werk.⁴¹ Jedes Auftreten Loests wird registriert aus dem vornehmlichen Grund, weil dieser einen - übrigens nicht zu verachtenden - May-Roman geschrieben hat. KMG-Sendungen beigefügte Bücherkataloge »kommentieren« Weltliteratur unter diesem offenbar alles dominierenden Gesichtspunkt, und es mag manchmal als Glück erscheinen, daß sich Tolstoj und Dostojewskij nicht mit dem Radebeuler beschäftigt haben, sonst würden uns diese Bände vermutlich via May-Relationen empfohlen.

Natürlich beansprucht die KMG auch für solches Verhalten kein Monopol, und zu welchem Autorenbyzantinismus Literaturgesellschaften fähig sind, dafür böte, um beliebig eine der ganz großen herauszugreifen, die Geschichte der Shakespeare-Gesellschaft genügend Stoff zur Illustration. Was den deutschen Bereich betrifft, möge es sich um Gründungen aus literarischer Begeisterung oder um politische Interessenstiftungen handeln, gilt natürlich auch hier der »Pflege des Andenkens« im allgemeinen die erste Sorge. Und daß in der Heinrich-Mann-Gesellschaft z. B. weitgehend eine gewünschte Gesinnung prämiert und die Qualitätsfrage mit einer ans Tabu grenzenden Diskretion behandelt wird, ist mittlerweile nicht nur Insidern bekannt. Kaum eine der bekannteren Gesellschaften aber dürfte, abgesehen von den vielfältigen Gründungen zur (Wieder-)entdeckung regionaler Koryphäen oder den in obskuren Gewässern schwimmenden Vereinigungen wie etwa die Blunck-, Burte- oder Kolbenheyer-Gesellschaft, einen solchen geradezu existentiellen Nachdruck auf die (literarische) Resozialisierung und ästhetische Anerkennung ihres Autors gelegt haben wie die KMG.

Darin treffen sich Mitglieder der unterschiedlichsten Herkunft und Ausrichtung. Nostalgische Schwärmer, die sich bei ihrer Maylektüre

//280//

des besseren Teils ihrer Jugend erinnern, Jäger und Sammler, die auf der Basis immenser Textkenntnis beträchtliche Beute einbringen, während die Distanz zu ihrem verehrten Objekt dahinschmilzt, Adepten des Meisters, die in seinen Werken grundsätzliche abendländische Ideale gestaltet sehen und aus ihnen Trost und Hoffnung schöpfen, sind darunter. Folkloristen, die in May die heile Welt wiederfinden, und Puristen, denen Mays Leben als Exempel gilt, stehen neben Psychoanalytikern und Literaturpsychologen, die gerade im seelischen Defekt und der pathologischen Charakterstruktur die Essenz seiner literarischen Bedeutung ausmachen. Anhänger (religiöser) Erbauungsliteratur stehen ideologiekritischen Spürhunden gegenüber, und last not least errichtete das Arno-Schmidt-Dechiffriersyndikat in der KMG offensichtlich eine Dependence, wenn nicht eine selbständig gewordene Filiale.

Kurios ist nun, daß sich solche unterschiedlichen, ja z. T. kontradiktorischen Wertvorstellungen nicht gegenseitig aufheben, sondern weitgehend sogar gegenseitig stützen. Mag den einen gerade die Trivialität fesseln, den anderen deren Widerlegung, den einen die oder das Ideale, den andern die Beschädigung im Unterbewußtsein, unterm Strich addiert sich alles gemäß der Vorstellung, daß, wo viel Rauch auch viel Feuer, und die ungeheure Aktivität bestärkt noch den Eindruck von May als dem Nabel der Welt.

Im Ergebnis zeigt sich eine ästhetische Bewertung des Autors, die außerhalb der May-Zirkel teils Verständnis, häufiger aber wohl noch Spott oder Kopfschütteln hervorruft, und, wo sie nicht geteilt wird, die Kluft zwischen einer der Kritik entzogenen persönlichen und einer philologisch begründbaren Wertschätzung vertieft. Nun muß man allerdings eingestehen, daß die sog. wissenschaftliche Wertung das sicherlich Unwissenschaftlichste in dieser vertrackten, unter der Rubrik »Geisteswissenschaften« firmierenden Disziplin darstellt, und die Frage, was denn nun literarische Qualität sei, ähnlich schwer zu beantworten sein dürfte wie die des Pilatus nach der Wahrheit. Aber so sehr die Objektivität von Wertung Fiktion bleibt, so notwendig - und darauf reduziert sich letztlich der Wissenschaftsanspruch - ist eine weitgehende Klarheit über die Kriterien und Voraussetzungen von Urteilen. Und hier scheint mir allerdings bei der Karl-May-Forschung noch ein gewisser Nachholbedarf vorhanden zu sein.

Manche Gründe der Attraktivität dieses Autors ließen sich fraglos viel nüchterner bestimmen. Es sind weitgehend gerade nicht »literarische«, und sie liegen wohl auch vorwiegend gar nicht darin, wie vermehrte Qualitätsbeteuerungen uns glauben machen wollen, daß May

//281//

- was ganz gewiß auch vorkommt - eben anspruchsvoller ist, als wir dachten, sondern daß wir selbst in unseren Lesewünschen vielleicht »trivialer« sind, als wir uns eingestehen. Denn wäre es nicht illusionär anzunehmen, daß sich das Bedürfnis nach Plakativem allein auf den Politbereich beschränkte? »Wir Deutschen sind merkwürdige Leute«, sagte Tucholsky bereits 1918:

»Nicht etwa, daß wir uns ruhig gestehen: auch wir wollen uns einmal ausruhen und leichte Bücher lesen, (. . .) nein wenn wirs schon tun, dann lügen wir uns irgend ein Brimborium darum herum. Es gibt Leute, denen dieser Karl May - mir ist der Bursche immer als Ausbund der Fadheit vorgekommen - lieb und teuer ist. Aber sie sagens nicht. Sie malen ihm eine Glorie an: ihr meint, das sei einfach ein Unterhaltungsschriftsteller für die reifere Jugend gewesen? Gott bewahre, ein Philosoph war das, (. . .) ein schwerer, vollbärtiger, sächsischer Denker, weiland zu Radebeul, jetzt in der Unsterblichkeit.«⁴²

Und das trifft mit den an anderer Stelle⁴³ formulierten Einschränkungen auch noch weitgehend heute zu. Es hat denn auch zuweilen etwas Verqueres, daß man einen fabulierenden Naturburschen, dessen epische Unbedenklichkeit Sympathie und Aufmerksamkeit erregte, nun partout in Frack und Zylinder vorzuführen gedenkt, um sich in seiner Gesellschaft nicht genieren zu müssen. Unterhaltung, Erholung beim Lesen, ein gewisser Verzicht auf Innovation zugunsten beliebter Fabeln und populärer Klischees. Ja, warum denn nicht? Die Wahl auch des Leichten bedarf viel weniger der Rechtfertigung, als gemeinhin unterstellt wird, und die Lust auf handfeste Lesekost braucht sicher nicht über die Esoterik des Spätwerks legitimiert zu werden. Es tendiert schließlich selbst der Aufgeklärteste zuweilen zu Vereinfachungen, und das Wesen entsprechender Unterhaltungsliteratur erlaubt es nun mal, daß man die »Guten« gut und die »Bösen« böse sein lassen darf, ungeachtet der Unangemessenheit eines solchen Weltbilds, daß man Überzeichnungen goutiert, Hyperbeln, Katachresen, die bei May in ihrer karikaturistischen Dimension schon fast wieder zu respektablen Stilmitteln werden, eindrucksvoll wie Reklametexte und von einer

populärmythischen Qualität. Handelt es sich doch zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auch um einen legitimen, uns lediglich vom Zeitstil ausgetriebenen Genuß an barocker Übersteigerung, der nur dem widerstrebt, der politische, pädagogische oder realistisch-mimetische Ansprüche erhebt. Daß solche Ansprüche zumindest nach heutigem Verständnis nur in ganz beschränktem Maße erfüllt werden, darf der Schmökernde übersehen, nicht aber der literarisch Wertende.

Der Autor wird geschätzt ob seiner »Konsolationseffekte«, bei denen man sich in der Tat fragen müßte, ob sie »nicht notwendig sein kön-

//282//

nen für das Glück von Individuen«. [44](#) May legt dabei nicht den Finger auf die Wunde; er streichelt viel lieber den Patienten, was diesem zwar keine Heilung, aber seelische Linderung oder wenigstens einen gewissen Aufschub verschafft. Die Ausrichtung der Mayschen Erzählmodelle an Legenden- oder Märchenstrukturen kommt dem entgegen. Das Schema etwa des »häßlichen Entleins« tut uns wohl, weil soziale Anerkennung für viele Menschen eben höchsten Stellenwert besitzt, die Omnipotenzgebaren, gepaart mit Abenteuer- und Sinnsuche desgleichen, weil wir im Leben Monotonität und Unterlegenheit erfahren. Wer fühlte sich nicht verkannt, zurückversetzt, unter Wert eingestuft? Wer wünschte sich nicht gelegentlich Mäuschen zu spielen und wie Old Shatterhand alles zu erlauschen, was über ihn gesprochen wird? Die Identität und was damit zusammenhängt, Kleider, Länder, Sprachen Berufe und Stellungen zu wechseln? Sich in Höhlen zu bergen oder aus Gefängnissen aller Art auszubrechen? Weil dies Urwünsche sind, darf May sie so oft wiederholen. Weil er sie intensiver als andere empfindet und äußert, wird er in seinem Werk zum literarischen Medium. Denn trotz aller Bestsellerautomatik spürt man - und hier wären Ansatzpunkte zu differenzierender Wertung -, daß May immer auch persönlich engagiert ist, daß bei allem Humor, Überschwang und aller Groteske auch stets ein Moment von Tragik obwaltet.

Manche Qualitätsversicherungen - um auch dies noch anzutippen - beruhen schlicht auf der Verwechslung von Indizien und Beweis. Die Aufwertung qua Masse, seien es Verkaufsziffern, das Quantum an Sekundärliteratur, die Fülle nahezu beliebig hergestellter Kultur- und Literaturbezüge, die man ebensogut als Beleg für Mays Epigonalität oder Eklektizismus auffassen könnte, oder die Anzahl von Äußerungen schriftstellernder Kollegen [45](#), überzeugt allerdings nur bedingt. Auch MacDonald-Gerichte sind in doppelter Wortbedeutung in aller Munde, wenngleich nicht nur ausgesprochene Feinschmecker sie für ungenießbar erachten. Desgleichen sollten die typischen Illusionen des Liebhabers vermieden werden, die aufgewendete Mühe für eine Sache dieser selbst oder das intellektuelle Vergnügen an einer Entdeckung der Wirkung des Textes zuzuschreiben. Gewiß gibt es bei May Versteckspiel als Kunst, doch diese stellt sich eben zumindest in den Texten, die ihn bekannt gemacht haben, im wesentlichen nur unfreiwillig ein, und der Genuß eigener detektivischer Leistung sollte nicht mit der Qualität des literarischen Objektes verwechselt werden. Handelt es sich doch meist um Assoziationskunst, die der Deuter kreierte. Und ganz zuletzt: Es bedeutet keinen Qualitätsgewinn für Mays Erzählkunst, wenn manches, was z. T. bereits früher bekannt war, nun durch

//283//

größeren Aufwand an (interdisziplinärer) Terminologie (nochmals) vorgeführt wird, wenn nun von »Rolle« und »Ritual«, »Beschreibungsisotopie« und »Umkodierung« die Rede ist oder mit Begriffen wie »Initiation«, »object a« oder »anamnetisches Material« jongliert wird.⁴⁶ - Dies alles mag neue Perspektiven und Aspekte der Problematik dieses Autors eröffnen, ästhetisch genommen, handelt es sich um Scheinbeweise, die so manche tatsächliche Qualität verdecken.

Man gestatte mir zum Abschluß dieses Teils ein Bild, das zumindest atmosphärisch dem Wilden Westen angepaßt ist. Die KMG kommt mir manchmal vor wie ein Angler, der, mit den reichlichen Fischerträgen in Mays Bücherstrom unzufrieden, zum Digger ward und den einzelne Nugget-Funde dazu veranlaßten, den Fluß als ›Goldwasser‹ zu verklären. So berechtigt dies möglicherweise in Teilen auch sein mag, der literarische Goldsucher sollte, wenn er auf Dauer erfolgreich sein will, die wichtige Funktion des Siebes nicht vergessen.

3. Z u m M e n s c h e n M a y

Wir sollten auch endlich Abschied nehmen von der Legende einer grundsätzlich unberechtigten Verfolgung des idealen Philanthropen May, der, stets nur zum Heile der Menschheit wirkend, von einer Verschwörung erbarmungsloser Dunkelmänner zur Strecke gebracht wurde. May ist kein Märtyrer, kein Hiob oder gar Schmerzensmann, der stellvertretend für die Menschheit sühnt, und seine diesbezüglich autobiographisch verfochtenen Ansprüche sind reine Apologie. Natürlich bleibt es jedem unbenommen, sich mit dem Autor auf dieser Basis zu identifizieren, mit ihm zu bangen, zu leiden und die Niederlagen und Demütigungen seines Lebens als persönlich schmerzende zu empfinden, doch die Forschung sollte sich von solcher subjektiven Rechtfertigungsperspektive befreien.

Gewiß, da gab es eine traumafördernde Jugend, ein Milieu, das wir uns heute wohl nur noch als Alptraum vergegenwärtigen können, barbarische Strafzumessungen und skrupellose Prozeßgegner, aber dies alles macht noch keinen Märtyrer. Abgesehen von der Problematik eines möglichen Justizirrtums zu Beginn seiner Laufbahn, ist May auch nur Opfer in dem Sinne, wie alle von der Umwelt Geschädigten zu sozialer Normabweichung tendieren, wie alle von der Justiz Erfaßten dieses Stigma letztlich nur exemplarisch erfahren für eine meist größere Zahl straflos Bleibender als intendierte Prophylaxe zum künftigen Rechtsgüterschutz. Ob man ihm später zu den tatsächlich begangenen Delikten noch einige hinzugedichtet hat (»Räuberhauptmann«), er-

//284//

scheint mir in diesem Zusammenhang weniger bedeutsam als die Tatsache, daß er sie - und mit nicht geringer krimineller Energie - überhaupt beging. Und diese Täterschaft sollte nun auch von Wohlmeinenden nicht mehr oder minder bagatellisiert werden. Liegt das Besondere der Mayschen Vita doch eher in der geglückten sozialen Wiedereingliederung. Daß diese nach der Jahrhundertwende durch die Aufdeckungen der Vergangenheit in Frage gestellt wurde, bis hin zu der ungeheuerlichen Invektive vom »geborenen Verbrecher«, gehört in der Tat zur Tragik in Mays Leben. Aber auch hier trat das Verhängnis nicht ganz ohne Mays Verschulden ein.

Was nun die Zerstörung seiner zweiten Existenz betrifft, so lag es einfach in der Konsequenz seiner überlebensgroßen Stilisierung, daß die ganze Herrlichkeit einmal an einem so tiefen Sturz ihren Abschluß fand. Wie amüsant oder sympathisch - da er ja stets von einer korrespondierenden Gesellschaft getragen wird - der Typus des genialen Hochstaplers auch immer erscheinen mag, ob im Leben oder der Literatur, von Wenzel Strapinski über Felix Krull bis zum Hauptmann von Köpenick, von einem, der den Eiffelturm verkaufte oder in Flensburg einen psychiatrischen Dienst einrichtete, ihre Entlarvung gehört mit zur Rolle, wenn sie nicht Fragment bleibt, und man sollte sie ebenso gelassen und ohne Larmoyanz akzeptieren.

Und die »May-Hetze«, eine Vokabel die gleichermaßen vom Autor selbst geprägt und von seinen Anhängern teilweise ungeprüft übernommen wird? Natürlich gab es sie, doch gab es sie durchgängig und in dem Maße, wie sie die Sekundärliteratur pauschal verwendet? Ich gestehe z. B. freimütig, daß ich an Mamroths Stelle, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, May gleichermaßen journalistisch die Leviten gelesen hätte, aus öffentlichem Interesse wie aus persönlichem Spaß, und ich hoffte, das Gedankenspielchen zu Ende treibend, daß ich dabei ähnlich klassische Worte und klare Urteile gefunden hätte wie der Frankfurter Feuilletonchef:

»Der Streit spitzte sich schließlich in die Frage zu: Hat Karl May die fremden Länder, die er schildert, wirklich selbst betreten? Die andere Frage: Hat Karl May die unerhörten, schreckensvollen Abenteuer, von denen er behauptet, es seien persönliche Erlebnisse, wirklich selbst erlebt? konnte als dreiste Zumutung an die Leichtgläubigkeit von Kindern oder Idioten von vornherein ausgeschieden werden.«[47](#)

Ich wäre auch mit Wertungen einverstanden wie den folgenden, von denen ich in Königswinter zu meiner Genugtuung vernommen habe, daß auch Stolte sie teilt.[48](#)

//285//

»Nun ein kurzes Schlußwort! Vielleicht könnte ein Leser, der von der in der deutschen Knabenwelt herrschenden Karl-May-Epidemie nichts weiß, meinen, wir veranstalteten hier ein Spatzenschießen mittels 160 Zentimeter-Geschützen. Dies hieße Herrn May unterschätzen, denn dieser Schriftsteller ist auf Wegen, die abseits von der politischen Tagespresse liegen, ein Faktor in den geistigen Strebungen der Gegenwart geworden, mit dem man zu rechnen hat. Nochmals: wir anerkennen sein Talent; er ist ein Fabulist von Begabung und beherrscht die Technik der spannenden Erzählweise. Der ethnografische Untergrund speziell seiner afrikanischen und asiatischen Geschichten ist nicht ohne Reiz und nicht ohne Verdienst. Sogar die Ungeheuerlichkeit der aufgetischten Abenteuer, mit denen er die jungen Köpfe und manchen alten konfus macht, würden wir hinnehmen. Die Jugend liebt Abenteuer, und wie wir Älteren uns einstmals am seligen Lederstrumpf ergötzen, so wollen wir dem heranwachsenden Geschlecht von heute die Lust an ungewöhnlichen Begebenheiten nicht verkümmern. Die süßlich-frömmelnde Propaganda für den wahren Glauben ist uns widerwärtig; wir halten ihren Einfluß auf die Jugend für ebenso bedenklich, wie den der Rohheiten, von denen die Abenteuer Karl Mays unzertrennlich scheinen, - auch das soll uns heute nicht weiter genieren, wenngleich wir den Entschluß bayrischer Mittelschulen, die sich durch die katholischen Allüren des Autors nicht bestechen lassen, verstehen und billigen. Das aber, was wir unter gar keinen Umständen schweigend ertragen können, das, was alle sonstigen Eigenschaften des Erzählers Karl May in unseren Augen total entwertet, - das ist der Kultus der Unwahrheit, der in diesen für die deutsche Jugend bestimmten Geschichten betrieben wird. Man verstehe wohl: Würde Karl May die Abenteuer, die er schildert, von Anderen erzählen, oder würde er selbst die Ich-Form, die er wählt, derart begründen, daß sich supponieren ließe, er erzählte bloß wieder, was ein anderer ihm erzählt hat, so könnte man sagen, er ist ein Autor von überreizter Phantasie, aber immerhin ein Autor von Phantasie. Indem er jedoch auch im bürgerlichen Leben die Fiktion festhält und bestärkt, er selber habe das, was er darstellt, erlebt und vollbracht, werden seine Phantasmen zu Unwahrheiten, werden seine Erzählungen unmoralisch im strengsten Sinne dieses vielmißbrauchten Wortes. Und wir müssen gestehen, da flößt uns Herr Wippchen, der sich in Bernau seine Kriegsberichte aus den Fingern saugt, viel mehr Sympathie ein als sein Kollege in Radebeul, denn er ist ehrlicher als dieser und beansprucht wenigstens nicht, daß man seine tollen Einfälle glaube. (. . .) Herrn May aber würden wir, wenn an einen Erfolg zu denken wäre, den guten Rat geben: er möge darauf verzichten, Jules Verne und den Apostel Paulus in einer Person darzustellen, sich auf das erstere Genre beschränken und dabei, wenn eben möglich, seinen Stil verbessern. Sonst wird man von ihm sagen: ›Schade um den Mann, es hätte etwas Tüchtiges aus ihm werden können.«[49](#)

Und die folgenden Jagden? Natürlich, jetzt ging es los, und wenn der Koloß am Boden liegt, kommen, wie z. B. Ernst Jünger es einmal ausdrückte, nicht nur die edelsten Tiere, um Beute zu machen. Es kommen, die es angeblich schon immer gesagt hatten, die rachsüchtigen Geprellten und nicht zuletzt die Spötter, an denen es in solchen Situationen noch niemals mangelte. Diese Ansammlung zu charakterisieren, dürfte nicht nur sozialgeschichtlich aufschlußreich sein; aber auch

//286//

diese »Hetze« hat noch eine andere Seite, die es einem nicht leichtmacht, Mitleid im Überfluß zu spenden. Wenn ein »k« im Literaturkalender samt bischöflichen Empfehlungsschreiben zunächst einmal den Absatz förderten, so mußte es bei der Aufdeckung des wahren Sachverhalts, den man pathetisch als Vertrauensbruch, verhaltener als kommerzielle Schlitzohrigkeit einstufen kann, eben hingenommen werden, daß solche Vergünstigungen nun unterblieben. (Daß man diese Texte nun plötzlich als unsittlichen und für das christliche Haus unerträglichen Schund abqualifizierte, steht - als der Satire wert - auf einem anderen Blatt.) Und wenn katholische Literaturreformer im Kampf gegen ungeliebte Tendenzen, denen früher zu begegnen der Solidaritätsdruck des Kulturkampfes verhindert hatte, die Gunst der Stunde nutzten, so war dies, abgesehen von den verwendeten platten moralischen Klischees und persönlicher Unlauterkeit, zunächst einmal ihr gutes Recht. Und wenn May schließlich, anstatt nach 1900 nun wirklich die Karten auf den Tisch zu legen, sich zu immer abstruseren Schutzbehauptungen und Umbiegungen der Tatsachen verstieg, statt einer rückhaltlosen Selbstschau, wie er sie seinen Lesern in »Mein Leben und Streben« vorgaukelte, die Stilisierung zum verfolgten Repräsentanten der Menschheitsfrage vorzog, so durfte es eigentlich nicht verwundern, daß seine »literarisch-ethischen Großtaten« von der Öffentlichkeit schnöde mit den weniger eindrucksvollen Realitäten der Vergangenheit konfrontiert wurden. Mays hoffnungslos versponnene Rückzugsgefechte sind vielleicht das Peinlichste und Tragischste zugleich in seinem Leben, denn da - um in die Boxersprache zu wechseln - hier wirklich niemand das Handtuch warf, wurde der K.o.-Schlag unumgänglich. Und nur auf dieser Ebene, wenn man denn will, läßt sich die Leidens- und Opfer-Frage sinnvoll stellen, dann nämlich, wenn man vom Standpunkt des Determinismus aus, der ja philosophisch ohnehin manches für sich haben mag, bezweifelt, daß May von seiner psychischen Verfassung her überhaupt in der Lage war, anders zu handeln, als (milieugeprägter) phantastischer Pseudologe, der - wie Stolte es einmal schrieb - dem »Rollenspiel (. . .) sein Leben lang wie ein Süchtiger gefrönt« hat.⁵⁰ Mays »Passion« liegt weniger in der Reaktion auf seine Normverstöße und sozialen Verfehlungen als in der Unfähigkeit, seine eigenen Ideale zu leben, was ihm dann sicherlich auch einen Großteil seiner Leiden erspart hätte.

Ich habe zuweilen das Gefühl, als ob sich das manichäische Weltbild des Autors bei einigen seiner Anhänger in der Beurteilung der May-Gegner oder -Kritiker fortgesetzt habe. Man analysiere einmal stichprobenartig den Wortschatz der Beiträge im »Jahrbuch«, den »Mittei-

//287//

lungen« oder Reprint-Vorworten, indem man die wertenden Adjektive im Zusammenhang mit Mays Erzählkunst notiert, und man hätte die Grundlage zu einem Wörterbuch des Schwärmens gelegt: »genial«, »überragend«, »verblüffend«, »exemplarisch« oder »beispielgebend«, »treffsicher«, »brillant«, »faszinierend«, »großartig«, »einmalig« usw., usf. Man mache das gleiche dann in bezug auf die Charakteristik seiner Gegner, und ein polemisches Glossar entsteht in nuce. Mays Leben wird in dieser Sicht zu einem Kampf des Lichts gegen das Dunkel. Man präsentiert einen einsamen Streiter, umgeben von lauter Böswilligen und Uneinsichtigen. Und auch hier sind es immer die anderen. Die Aufzählung dieser Personenliste, vom cholerischen Vater über die angeblich nicht liebende Mutter, über mitleidlose Richter und Dorfbewohner, den wirklichen oder vermeintlichen »Fälscher« Staberow, die Intriganten

Münchmeyer und Fischer samt deren Anhang, die ›schlechtere‹ Ehehälfte Pollmer und die Erzbösewichte Lebius, Mamroth oder Cardauns gerät zu einem kaum noch irdischen Monsterkabarett. Ja, selbst Plöhn, der gutwillige Freund, und Fehsenfeld, der gutgläubige Verleger, tragen letztendlich durch ungeschickte oder »unsinnige« Verteidigungsschriften noch Schuld an Mays Altersmisere, als ob der in einer Welt »orientalischer Klondykes« Befangene von sich aus die rettenden Worte gefunden hätte.

Und was ein echter Parteigänger ist, der beschränkt sich nicht darauf, Mays Standpunkt in den publizistischen und juristischen Auseinandersetzungen zum posthumen Sieg zu verhelfen, er erbringt auch über den konkreten Anlaß des Streits hinaus - nach Maßgabe des jeweils herrschenden Zeitgeists natürlich - den Nachweis, welch verworfenes Gelichter May zum Feinde hatte. Lebius z. B. werden die »Gelben Gewerkschaften« angekreidet, Pöhlmann die Kriegsgedichte, wobei offenbar stillschweigend unterstellt wird, daß May sich auch 1914 nonkonformistisch verhalten hätte. Daß im übrigen damals 90 Prozent der sogenannten Elite des deutschen Geisteslebens - Schriftsteller aller Provenienz, Professoren, Pfarrer aller Konfessionen bis hin zum Judentum etc. - dem Begeisterungstaumel unterlagen, für den Sieg lehrten, predigten, beteten und reimten, geht wirkungsmäßig unter in einem impliziten »Da sieht man es mal wieder.«⁵¹

»Liebend erkennen« - ein großes erkenntnisträchtiges Prinzip, das ebenfalls zu Jüngers Maximen gehört. Es wäre vermessen zu unterschätzen, was die mitfühlende Perspektive an Einsichten gefördert hat. Doch das Wort hat zwei Komponenten, und die zweite ist ebenso wichtig. Man wäre wohl ein allzu leichtfertiges Opfer Mayscher Selbststilisierung in Leben und Literatur, wollte man z. B. seinen pathologischen

//288//

Rechthaberdrang übersehen, sich einreden, daß Länge, Anzahl und Ausgang aller Prozesse nur durch advokatorische Raffinesse oder Inkompetenz bedingt seien, ignorieren, daß manche von Mays publizistischen oder juristischen Methoden denen des Lebius würdig waren,⁵² oder daß in den Eigenlobschriften eine unnachsichtige Denunziationsgesinnung gegen den sogenannten Schund zum Ausdruck kommt, der auch auf ihn zurückfallen konnte. Ja, man verharmlost diesen Mann sicherlich, wenn man in keiner Sekunde dem Gedanken Raum gibt, was eigentlich geschehen wäre, wenn ein solcher Kulturmissionar seine Allmachtsphantasien hätte realiter ausleben können.⁵³

Es wäre sicherlich albern, indem man diese oder jene private Einzelheit hervorzerzt und überbelichtet, in alte Anti-May-Klischees zu verfallen, aber dies gilt natürlich auch für das Gegenteil.⁵⁴ Und zu welcher arrogant-kleinlicher Geste ein »Herr Dr. May« auf der Höhe seines Erfolgs immerhin auch fähig war, illustriert der jüngst publizierte Brief an seine Schwester vom 20. 1. 1899.⁵⁵ Doch vielleicht findet auch dieses Dokument eine ähnliche beredte Verteidigung wie die 9 Jahre jüngere Korrespondenz mit dem ›Hausschatz‹:

»Wie alle mit Selbstdeutung und Lebenserläuterung befaßten privaten Zeugnisse Mays wirken auch diese Briefe problematisch, ja oft befremdlich. Was in der Selbstbiographie lapidar in dem Satz *Ich bin vollständig eingekreist* zusammenfließt, zeichnet sich hier bereits in einem Gespinnst von Fäden und Verbindungen ab, die Mays einzelne Gegner funktionell miteinander verknüpfen und ein wahres Verschwörungsnetz ergeben - eine Vorstellung, die gewiß verzerrte Züge trägt und der man, mit den Fakten nur oberflächlich vertraut, leicht einen klinischen Namen zu geben bereit wäre. Gerade hier aber ist Vorsicht geboten, und eben deshalb auch wird dem ersten Abdruck der Briefe in diesem Jahrbuch die Aufforderung vorangestellt, sich noch einmal genau die verworrenen und verwirrenden Lebenserlebnisse Mays in den Jahren 1907-08 zu vergegenwärtigen: - wo die Wirklichkeit alle gewohnten Begriffe von ›Verfolgung‹ derart übertraf, darf bei deren Opfer von Verfolgungswahn nicht einfach die Rede sein.«⁵⁶

Ich will mich angesichts der guten Absicht Wollschlägers aller Polemik enthalten, aber ich muß bekennen, daß mir seine Ausführungen wenig erhellend und letztlich euphemistisch erschienen. Verständlich wirkt sein vorheriger Hinweis auf die offenbar skandalösen untersuchungsrichterlichen Umtriebe von Larrass und Co. Deutlich wird, was den alten May so erschüttern und ängstigen mußte,⁵⁷ und es wird sich hier wohl niemand dem Mitgefühl entziehen können. Aber so schrecklich das sein mochte, wo herrschte damals - für May selbst oder gar einen Durchschnittsangehörigen des 20. Jahrhunderts, wie »oberflächlich« auch immer »mit den Fakten (. . .) vertraut«, - eine Wirklichkeit, »die

//289//

alle gewohnten Begriffe von ›Verfolgung‹ übertraf? Bei aller Reserve gegen vorschnelle psychiatrische Klassifizierungen, was veranlaßt Wollschläger, Mays paranoische Konstruktionen als Ausdruck von »›Realitätssinn‹« in höherer Bedeutung⁵⁸ anzubieten? Wie plausibel liest sich seine Weigerung, dem pathologischen Tatbestand einen ihm gemäßen - wo nicht medizinisch exakten, so doch landläufigen - Namen zu geben, zusätzlich gestützt auf die Prozeßschriften, die nun im Gegensatz zu so manchem Romantext, der schon als Demonstrationsobjekt psychoanalytischer Terminologiekenntnis erhalten mußte, in der Tat klinisches Material in Reinkultur darstellen? Warum findet sich im ›Jahrbuch‹ zuvor von Stolte eine zwar in sich stimmige, aber letztlich ebenso irritierende Verharmlosung der Pollmer-Studie zur »Erzählung«?⁵⁹

May war zumindest im Alter schwer neurotisch, und wer das zu seinen literarischen Produkten in kein rechtes Verhältnis bringen kann, möge sich nur die Metapher von der Kunst als Perle vergegenwärtigen, die lediglich in Folge lebensgefährdender Verunreinigung existiert, wofern er es nicht vorzieht, sich direkt beim poetischen Schöpfer der blauen Blume Belehrung zu holen: »Fängt nicht überall das Beste mit Krankheit an?« Geht es bei solch biographischen Beschönigungen also um ein »Wie sag ich's meinem Kinde«? Oder sind Literaturwissenschaftler Ärzte, die möglichst schonend auf ein schweres Leiden vorbereiten möchten? Und wenn ja, da es May selbst ja nicht mehr betrifft, wer wären dann die Kranken?

Die Lichtgestalt May existiert nicht, weder in psychischer noch in charakterlicher oder literarischer Hinsicht. Sie ist eine Fiktion, eine mehr oder weniger erwartbare oder verständliche Kontrastfolie zu den Verzeichnungen vom bösen, Kinder verführenden Schundliteraten und »geborenen Verbrecher«, in denen seine Leser und Interpreten, wie subtil auch immer (sozial-)psychologisch getarnt oder verklausuliert, aus schwarz nun weiß zu machen sich anschicken. Rehabilitation wird zum entscheidenden Stichwort für diesen Vorgang, das jedoch möglicherweise nur Peripheres erklärt. Es fragt sich doch, warum denn trotz aller Relativierungen in Details, trotz aller (scheinbaren) psychologischen Sezierung die gipserne Helden- oder wenigstens Märtyrerbüste noch gebraucht wird, wo es doch Old Shatterhand und Winnetou als Identifikationsfiguren ohnehin gibt. Bietet etwa die Person des Autors, so wie sie nüchtern betrachtet vor uns steht, keinen Ansatzpunkt zum Mit- und Einfühlen mehr? Offenbart sich in dieser weiterhin idealisierenden Sicht nicht einfach ein prinzipielles Bedürfnis nach dem Vorbild, eine Winnetou-Süchtigkeit, die Identifikation nur mit einer nahe-

//290//

zu perfekten, Verständnis nur für eine weitgehend sympathische Persönlichkeit zuläßt? Mißlingt die Destruktion dieser zweiten, der innerlichen Old-Shatterhand-Legende, weil May für seine ›Gemeinde‹ ein in besonderem Maß auf persönliche Betroffenheit, auf Lebenshilfe und Selbstprojektion bezogener Autor ist und weil es eben dem eigenen Lebensgefühl mehrheitlich entspricht, das Beste zu wollen und dennoch ungerecht behandelt, verfolgt und mehr oder minder anonymen Mächten mehr oder minder schutzlos ausgeliefert zu sein? Wird May auch biographisch mythisiert, weil wir solche mythische Sicht nie ganz verloren haben?

*

Ich breche hier ab, habe ohnehin manches um der Deutlichkeit willen überspitzt, vielleicht sogar in Teilen ins nicht mehr Repräsentative verzerrt. Möglicherweise liege ich mit dem einen oder anderen Beispiel auch ganz falsch: dies sei prinzipiell zugestanden wie auch die Tatsache daß diese oder jene der von mir skizzierteri Tendenzen wahrscheinlich nicht Mehrheitsmeinungen oder auch anders interpretierbar sein dürften. Aber ich schildere Einzelbeobachtungen, die sich bei weitem vermehren ließen und zumindest nicht ganz ohne Aussagekraft zu sein scheinen. In der Intensität und dem Maß der Verbreitung lasse ich mich jederzeit von denen, die es gelassener und vielleicht auch besser beurteilen, belehren. An der Symptomatik glaube ich festhalten zu müssen, so überwiegend positiv mir insgesamt auch die Publikationstätigkeit der KMG erscheint.

Ich bin überzeugt, daß erst dann von einem wirklichen - und übrigens berechtigten - Selbstbewußtsein der KMG die Rede sein, erst dann ihre ›Gründerphase‹ wirklich als abgeschlossen bezeichnet werden kann,

- wenn individuelle und intersubjektive Betrachtung, (Lese-)Spaß und Forschungsinteresse als souveräne Elemente der Beschäftigung mit Karl May in einem selbständigen und unverkrampften Verhältnis zueinander stehen,
- wenn Wertungsfragen zugunsten phänomenologischer (Struktur)-Analysen zunächst einmal zurücktreten,
- wenn tiefenpsychologische, polittaktische oder vermeintlich allegorische Ergiebigkeit nicht automatisch mit Qualität gleichgesetzt wird, genausowenig wie Publizität oder Höhe des methodischen Anspruchs,
- wenn bei allen Fragen der May-Forschung der Rehabilitationsaspekt die geringste Rolle spielt,

//291//

- wenn in Sammlungen von Zeugnissen über May Wohlwollen oder Ablehnung diesem gegenüber keinen Einfluß auf deren Auswahl hat, zumindest aber Zitatverstümmelungen zugunsten des ›Meisters‹ unterbleiben,[60](#)
- wenn unhaltbare Positionen ästhetischer oder charakterlicher Beurteilung - auch verdeckt - nicht länger verteidigt werden,[61](#)
- wenn man endlich darauf verzichtet, sich für beinahe jede halbwegs kritische Bemerkung über May quasi zu entschuldigen bzw. den potentiellen negativen Eindruck durch anschließendes (überschwengliches) Lob zu beseitigen,[62](#)
- wenn man sich mit der - zumindest als zu diskutierenden - These anfreunden könnte, daß Mays psychische Beschädigung ihn zwar zum Künstler machte, die Intensität seiner (Alters-)›Krankheit‹ ihn aber, von Ausnahmen abgesehen, an höchsten Ansprüchen scheitern ließ.

Ich schlage das Karl-May-Jahrbuch von 1978 auf, lese Stoltes Besprechung von Schmiedts Dissertation, und sehe, daß offenbar alles oder wenigstens manches schon einmal dagewesen ist:

»Auch hier konstatiert er freilich einen latenten Widerspruch zwischen der wissenschaftlich-objektiven Arbeit der an der Forschung Beteiligten und einer nostalgischen, Kindheits Erinnerungen hegenden Liebhaberei sowie einem apologetischen Eifer, Karl May gegen Herabsetzungen zu verteidigen. Das ist ja vollkommen richtig. Aber wenn Schmiedt meint, solche Engagiertheit, solches Sympathisieren tadeln zu müssen, wird man ihm nicht zustimmen können. Ohne das nostalgische Quentchen unverwelkter Jugendliebe in a l l e n, die sich da zusammengefunden haben, gäbe es diese literarisch-wissenschaftliche Gesellschaft mit ihren heute über 800 Mitgliedern überhaupt nicht. Auch wohl nicht diese so beachtliche Dissertation von Helmut Heinrich Schmiedt. Und der Apologie, so meine ich, bedarf es sehr wohl angesichts der Tatsache, daß ein Autor wie dieser noch immer in seiner eigenen Heimat »vom Schauplatz gefegt« ist. So illegal es ist, einen Schriftsteller zu verbieten, so legitim ist es, sich für ihn zu engagieren.«[63](#)

Ja, ganz gewiß, aber immerhin wäre vielleicht jetzt, da Mays DDR-Renaissance ja inzwischen eingesetzt hat, der Zeitpunkt gekommen, endlich auch die Apologie-Phase zu beenden. Der Schriftsteller May als Gegenstand der Literaturwissenschaft bedarf ihrer nicht mehr. Die KMG selbst erreicht schließlich in diesem Jahr ihr Mündigkeitsalter.

//292//

- ¹ Die Tatsache, daß sich viele Verfasser, die z. T. mit sehr sachkundigen Beiträgen publizistisch vertreten waren, in diesen Ausführungen namentlich nicht wiederfinden, beinhaltet grundsätzlich keine Wertung oder gar Abwertung. Der vorliegende Aufsatz soll schließlich kein Forschungsbericht sein, sondern lediglich bestimmte ihrer Tendenzen erfassen. Leitende Gesichtspunkte der Auswahl waren daher vorwiegend Exemplarität und Symptomatik für bestimmte Trends.
- ² Helmut Schmiedt: Karl May. Studien zu Leben, Werk und Wirkung eines Erfolgsschriftstellers. Königstein/Ts. 1979; Heinz Stolte: Ein Literaturpädagoge. Untersuchungen zur didaktischen Struktur in Karl Mays Jugendbuch ›Die Sklavenkarawane‹. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1972/73 S. 171-94; 1974 S. 172-94; 1975 S. 99-126; 1976 S. 69-91 u. a. Zu den übrigen genannten und weiteren Autoren vgl. die Bibliographie. In: Helmut Schmiedt, Hg.: Karl May. Materialien. Frankfurt a. M. 1983 S. 367 (Nr. 7)
- ³ Adolf Droop: Karl May. Eine Analyse seiner Reise-Erzählungen. Cöln/Weiden 1909
- ⁴ Franz Kandolfs textgeschichtliche Aufsätze, z. B. zu Winnetou, enthalten en passant auch einige treffliche Ausführungen zur Form. Wieder zugänglich in den Fehsenfeld-Reprints. Bamberg 1983 Bd. 18 S. A 8-36 Bd. 19 S. A 9-63
- ⁵ Viktor Böhm: Karl May und das Geheimnis seines Erfolges. Wien 1955, Gütersloh
- ⁶ Harald Fricke: Karl May und die literarische Romantik. In: Jb-KMG 1981 S.142-77
- ⁷ Z. B. Gert Ueding oder Wolfgang Wagner. In: Schmiedt: Materialien S. 369; vgl. auch die übrigen Nennungen unter Nr. 8 S. 367-69
- ⁸ Z. B. die Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern von 1922 (Kara Ben Nemsı auf den Spuren Layards. S. 197-207), 1924 (Krüger Bei und der »Vater der Fünfthundert«. S. 90-104), 1925 (Schrittmesser und Landkarten. S. 154-65), 1932 (Winnetou und Rayon Brülant. S. 484-93), 1933 (Karl May und Gabriel Ferry. S. 191-98).
- ⁹ Vgl. Schmiedt: Materialien S. 366f.; darin auch andere Beiträge zur Quellenforschung (Nr. 6)
- ¹⁰ Karl May: Der Geist des Llano estakado. Stuttgart 1984, hg. von Bernhard Kosciuszko
- ¹¹ In: Schmiedt: Materialien S. 310-35
- ¹² Vgl. zur ideologischen Polemik der 30er und 40er Jahre: Gunter Scholdt: Hitler, Karl May und die Emigranten. In: Jb-KMG 1984 S. 60-91; zu neueren ideologiekritischen Ansätzen Schmiedt: Materialien S. 371f. (Nr. 10)
- ¹³ s.Anm. 2
- ^{13a} So sind Solveig Ockenfuß z. B. (Tarzan für kleine Mädchen. In: Klaus Bergmann/ Solveig Ockenfuß, Hg.: Neue Horizonte. Reinbek 1984 S. 265) Erinnerungen an frühere Karl-May-Lektüre »peinlich, weil mir inzwischen klargeworden ist daß die Abenteueri des Karl May eindeutig auf Männer zugeschnitten ist, und weil ich fürchte, daß Reste von Karl Mays patriarchalischem Indianermythos in meinem Kopf herumspuken.« Als Beispiel einer gelasseneren Betrachtung ist soeben erschienen: Barbara Sichtermann: Die Mayschen Reiseerzählungen als Jugendlektüre. In: Harald Eggebrecht, Hg.: Karl May der sächsische Phantast. Frankfurt a. M. 1987 S. 63-72.

14 Vgl. z. B. Erwin Koppen: Karl May und China. In: Jb-KMG 1986 z. B. S. 74f., 78f.
15 Vgl. zur Problematik die Bibliographie von Johannes Hoffmann: Stereotypen, Vorurteile, Völkerbilder in Ost und West in Wissenschaft und Unterricht. Wiesbaden 1986
16 Vgl. die dpa-Meldung »Koloniale Demütigung«. In: FAZ 4. 4. 1986
17 Als - zweifellos vorwissenschaftliche - Annäherung an die Problematik empfiehlt sich eine Art Ratespiel, wer denn nun tatsächlich als May-Anhänger zu klassifizieren sei, wobei ich persönlich dabei bislang wenig Überraschungen erlebte. Bei Hesse hatte ich es erwartet, bei Bergengruen, Fallada oder Albert Schweitzer regelrecht vorausgesagt. Eine Zustimmung Thomas Manns hingegen, die über wohlwollende Gesten hinausging, hätte mich doch sehr überrascht, wie es zunächst die Einschätzung Brochs getan hat. Nachdem ich nun dieses Wissen auf die Werkbetrachtung - nicht zuletzt des »Bergromans« - rückbezogen habe, erscheint mir Brochs Vorliebe mittlerweile begreiflicher als die Motive, die mich zunächst an ihr zweifeln ließen, und so

//293//

könnte es sein, daß solche Überlegungen auch meinem Broch-Verständnis zugute gekommen sind.
18 Ulf Abraham: Die Angst vor der Entdeckung und die Entdeckung der Angst. Ein Motiv bei Franz Kafka und Karl May. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 59/1985 H. 2 S. 313-40
19 Vgl. Schmiedt: Materialien. Nr. 5 S. 365f.
20 Zuletzt wohl von Helmut Schmiedt: Karl Mays »Mein Leben und Streben« als poetisches Werk. In: Jb-KMG 1985 S. 99
21 Gerhard Linkemeyer: Was heute noch möglich ist. In: M-KMG 66/1985 S. 3-26
22 Bernhard Kosciuszko/Christoph F. Lorenz: Die alten Jahrbücher. Ubstadt 1984
23 Vgl. Schmiedt: Materialien. Nr. 9 S. 369-71
24 Vgl. z. B. die jährlich erweiterten Deutungen zum Giölgeda-padishanün-Zyklus vom Jb-KMG 1982 bis heute
25 Dieter Ohlmeier: Karl May: Psychoanalytische Bemerkungen über kollektive Phantasietätigkeit. In: Materialien zur Psychoanalyse und analytisch orientierten Psychotherapie 4/1978 S. 337 - 60; Hans Wollschläger: »Die sogenannte Spaltung des menschlichen Innern, ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt.« Materialien zu einer Charakteranalyse Karl Mays. In: Jb-KMG 1972/73 S. 11 - 92
26 Gert Ueding: Thesen über den gegenwärtigen Stand der Methodendiskussion in der Literaturwissenschaft. In: M-KMG 40/1979 S. 4
27 Ebd.S.5
28 Claus Roxin: Ein Wort zum Thema »Karl-May-Forschung und Psychoanalyse«. In: M-KMG 40/1979 S. 8
29 Ebd. S. 9
30 Dem unbenommen sind biographische Nachforschungen, die von Textpassagen im Sinne der Thesenbildung indiziert oder angeregt werden.
31 Hier stimme ich mit Stolte (Stellungnahme zum Thema Literatur und Psychoanalyse. In: M-KMG 40/1979 S. 4) unbedingt überein.
32 Rolf Vollmann: Einmal Winnetou und zurück. In: Die Zeit 14. 3. 75 S. 29
33 Wollschläger wie Anm. 25 S. 69
34 Vgl. Annette Deeken: »Seine Majestät das Ich«. Zum Abenteuerourismus Karl Mays. Bonn 1983
35 Claus Roxin: Karl May zwischen Ardistan und Dschinnistan. In: Eggebrecht: Phantast S. 15
36 Vgl. Heinz Stolte: Der Fiedler auf dem Dach. Gehalt und Gestalt des Romans »Weihnacht!«. In: Jb-KMG 1986 S. 26 - 28
37 Die genaue Gegenposition vertrete ich in Teil II dieser Abhandlung, wo entsprechende Versuche mit der Schärfe eines advocatus diaboli zurückgewiesen werden. Ihr massiv vertretener Anspruch konnte dennoch die Notwendigkeit einer ernsthaften Überprüfung und vielleicht sogar großzügigeren wie angemesseneren Festlegung ästhetischer Normen begründen.
38 Dazu gehören detektivische Entwirrungen wie topographische Glanzlichter, auch Träume (etwa »Am Jenseits« oder »Silberlöwe IV«) und Anfänge (z. B. »Der Scout«, Durch Wüste und Harem«). Vgl. dazu meinen Beitrag in dem für 1987 angekündigten Band von »text und kritik«.
39 Karl May, Freiburger Erstausgaben Bd. 28 Bamberg 1984 S. 534f.
40 Vgl. Claus Roxin: Politische Wirkungen Karl Mays. In: M-KMG 64/1985 S. 28f. Einem May-versierten Spruchkammer-Vorsitzenden wäre vielleicht eingefallen, z.B. aus dem »Wilden Kurdistan« (Freiburger Erstausgaben Bd. 2 1982) zu zitieren, etwa S. 461 oder 504 (im Zusammenhang mit Wertungen über die Nestorianer auf S.460f., 471, 530), aber man wird natürlich anderweitig ebenso leicht fündig. Mit Karl May ist es offensichtlich wie mit der Bibel, die sich auch schon für manch tagespolitisches Anliegen ge- oder mißbrauchen ließ.
41 Als im gewissen Sinne symptomatisch erscheint daher der Versuch eines - sonst eher skeptischen - Kenners wie Helmut Schmiedt (wie Anm. 20 S. 99), Arno Schmidts Kritik an May als mentale Reserve gegenüber allzugroßer Bewunderung zu interpretieren. Gibt es wirklich für das Naheliegende und übrigen auch klar Formulierte kei-

//294//

ne weniger aufwendige Erklärung? Plausibilität scheint mir auch eine Folge von Deutungs-Ökonomie zu sein.
42 Peter Panter: Nette Bücher. In: Weltbühne 14/1918 II. S. 196
43 Günter Scholdt: »Angler im Zeitschriften-Strom«. In: M-KMG 63/1985 S. 40
44 Vgl. Heinz Stolte (Wertung im Widerspruch. Ein Literaturbericht. In: Jb-KMG 1978 S. 278), der sich mit Schulte-Sasses oben formulierter These auseinandersetzt.
45 Auch hier ließe sich wohl noch manche Legende zerstören, wenn die Suche nach May-kritischen Stellungnahmen mit dem gleichen Nachdruck betrieben würde wie das Fahnden nach positiven Rezeptionszeugnissen. Daß übrigens nicht aller Zulauf in ergriffener Anhängerschaft seine Begründung findet, sei mit einem kurzen Hinweis auf Friedells Brief angedeutet (Scholdt: »Angler im Zeitschriften-Strom« II. In: M-KMG 71/1987 S. 39). Ganz so ernst und weihvoll, wie Reaktionen und Motive der 3000 Jubelnden im Wiener Sophiensaal zuweilen beschrieben werden, ging es wohl nur in der Perspektive des May-Clans zu.
46 Als jüngstes Beispiel einer Studie, deren Kompliziertheit und Anspruch sich weitgehend auf Kompliziertheit und Aufwand der psychoanalytischen wie textsemiotischen Terminologie reduzieren, dient: Johanna Bossinade: Das zweite Geschlecht des Roten. Zur Inszenierung von Androgynität in der »Winnetou«-Trilogie Karl Mays. In: Jb-KMG 1986 S. 241 - 67
47 Hansotto Hatzig: Mammoth gegen May. Der Angriff der »Frankfurter Zeitung«. In: Jb-KMG 1974 S. 115

[48](#) Stolte wie Anm. 36 S. 30

[49](#) Hatzig wie Anm. 47 S. 122 - 24

[50](#) Heinz Stolte: Mein Name sei Wadenbach. Zum Identitätsproblem bei Karl May. In: Jb-KMG 1978 S. 48

[51](#) Man mißverstehe mich nicht. Es geht mir nicht um eine Aufwertung oder Rehabilitierung von Lebius, Pöllmann oder anderer, sondern um Generalisierungen bei der Biographie.

[52](#) Man denke nur an Vorwürfe des Kalibers, Lebius habe eine Syphilisbroschüre veröffentlicht, mit der May seinen Prozeßgegner moralisch zu diskreditieren trachtete, während er selbst bei Münchmeyer am ›Buch der Liebe‹ mitgearbeitet hatte (Gernot Kunze: »Das Buch der Liebe«. In: M-KMG 71/1987 S. 47f.), an anonyme Traktate, die anderen zugeschrieben wurden, an Zitatfälschungen, Datenvertauschungen etc.

[53](#) Ich habe seinerzeit im Aufsatz ›Hitler, Karl May und die Emigranten‹ (Jb-KMG 1984 S. 60ff.) May gegen unberechtigte und überspitzte Vorwürfe in Schutz genommen, die sein Werk ideologiekritisch versimpeln, und ich mochte in dieser Hinsicht auch heute keine Abstriche machen. Etwas verkürzt dargestellt war jedoch eine gewisse charakterliche Parallelität: ein geradezu pathologischer Hang zur Rechthaberei und (geistigen) Dominanz, der sich in fast jedem dritten Old-Shatterhand-Dialog widerspiegelt.

[54](#) Hier scheint mir wirklich Skepsis nach allen Seiten angebracht, und eben deshalb könnte weitere nüchterne biographische Forschung sich als so wichtig erweisen. Es mag ja tatsächlich sein - wer wollte es von vornherein ausschließen -, daß etwa Staberow der »Sittenlose«, Münchmeyer der ewig nur Bettelnde oder Emma der häusliche »Drache« war. Man wüßte eben gerne vieles genauer. Auch das mit den »5 %« z. B. Wohler als ein wenn auch verhaltenes Argumentieren mit solchen Kolportagetext-Fremdanteilen wäre mir das beherzigte Eingeständnis, daß wir in dieser Sache noch nicht entscheidend weitergekommen sind: »In dubio pro reo« kann nicht als methodisches Prinzip gelten.

[55](#) Linkemeyerwie Anm. 21 S. 13

[56](#) Hans Wollschläger in seiner Einführung zu Karl May: Briefe an Karl Pustet und Otto Denk. In: Jb-KMG 1985 S. 17, Hervorhebung durch G. S.

[57](#) Ebd. S. 15

[58](#) Ebd. S. 18

[59](#) Heinz Stolte: »Frau Pollmer - eine psychologische Studie«. Dokument aus dem Leben eines Gemarterten. In: Jb-KMG 1984 S. 20

[60](#) So erfährt man z. B. bei Erich Heinemann (Über Karl May. Ubstadt 1980 S.92f.) un-

//295//

ter dem Stichwort »Remarque« zwar von zwölfjährigen May-Begeisterten; die Tatsache aber, daß der Autor die Lektüre für bereits Fünfzehnjährige als »leicht lächerlich« einzustufen scheint, wird dem Leser vorenthalten.

[61](#) Zur Abwechslung mal ein Beispiel aus eigener Produktion: In meiner Kommentierung von Viertels Glosse (M-KMG 34/1977 S. 20) findet sich ein gerüttelt Maß militanter KMG-Gesinnung, aber der angeschnittenen Problematik wurde ich dadurch auch nicht gerechter. Wenn damals z. B. von Authentizitätsansprüchen der May-Kritiker als »rückständiger poetologischer Fixierung« die Rede war, klingt dies zwar forsch, übergangen wird aber zumindest die Tatsache, daß solche Ansprüche schließlich von May höchstpersönlich ausgegangen waren, der sie ja selbst bis ans Lebensende nie völlig aufgab, sondern höchstens modifizierte.

[62](#) Als geradezu idealtypisches Beispiel bietet sich stellvertretend Walther Ilmers Einführung zum KMG-Reprint ›Die Felsenburg‹ an (Regensburg 1980 S. 3): »Das 4. ›Hausschatz‹-Kapitel ›Unter der Erde‹ erstreckt sich über (. . .) 325 Seiten Buchtext (. . .). Da die Handlung nur auf etwa 20 Druckseiten wirklich ›unter der Erde‹ spielt, ist die Überschrift nicht sehr glücklich gewählt. Mit dieser boshaften Bemerkung erschöpft sich aber auch schon die Mäkelei. ›Die Felsenburg‹ bietet ein so durchgehendes Lesevergnügen und ist von so gediegener Arbeit, daß einmal mehr Hochachtung am Platze ist vor Karl Mays quirligem Können und Leistungsvermögen.«

[63](#) Stolte wie Anm. 44 S. 289f.

Inhaltsverzeichnis

Alle Jahrbücher

Titelseite KMG

HELMUT SCHMIEDT

Literaturbericht*

Zu den nennenswerten Neuerscheinungen im Berichtszeitraum (Ende 1984 - Mitte 1986) gehören eine Dissertation, die speziell Karl May gilt, je eine Dissertation und Habilitationsschrift, in denen er eine Hauptrolle spielt, und mehrere kleinere Arbeiten, vom Lexikonartikel bis zum Zeitschriftenbeitrag. Rein quantitativ entspricht das etwa den Verhältnissen, die von den Literaturberichten unserer Jahrbücher in den achtziger Jahren regelmäßig registriert werden konnten. Wie aber steht es mit dem sachlichen Ertrag dieser neuen Publikationen zu Karl May?

Die ausschließlich ihm geltende Dissertation ist in Bochum entstanden, ihr Autor heißt Reinhold Frigge.¹ Nachdem wir in zahlreichen Studien letzthin vor allem über die psychologischen, geistesgeschichtlichen, ideologischen, pädagogischen u. a. Implikationen des Mayschen Werkes sowie über das Ab- und Hintergründige des Meisters selbst informiert worden sind, ist es das Verdienst von Frigges Untersuchung, den Blick wieder einmal auf die ungeheure Popularität der May-Bücher zu lenken: Es geht ihm primär um den ›Erfolgsschriftsteller‹ Karl May, um den Verantwortlichen für »die Lektürebiographie von mehr als fünf Lesergenerationen«, der »Leitfiguren einer millionenzählenden Lesergemeinde« (1) geschaffen hat; der ›Literat‹ May, der ›Künstler‹ May, seine komplizierte Persönlichkeit und die entsprechenden Elemente seines Werkes interessieren Frigge nur insoweit, als sie für das Verständnis dieser gewaltigen Beliebtheit von Gewicht sind.

Um sich von älteren Bemühungen hinreichend abzugrenzen, die gleichfalls dem ›Problem der Massenwirkung Karl Mays‹ gelten (Emanuel Kainz, 1949) und dem ›Geheimnis seines Erfolges‹ nachgehen (Viktor Böhm, 1955, ²1979), stellt Frigge zunächst auf weit über hundert Seiten theoretische Vorüberlegungen an. Er rekapituliert neuere Entwicklungen im Bereich der Trivialliteratur- und Rezeptionsforschung und will dabei das aus ihnen herausfiltern, was seinem Projekt besonders dienlich ist. Sein Leitgedanke kreist um das Anliegen, »textuell erschließbare Komponenten systematisch mit der Position realer Leser zu verbinden« (2); er will also weder nur ästhetisch-werkimmanent argumentieren noch ausschließlich Leserforschung treiben,

* Probleme bei der Darstellung von diakritischen Zeichen wurden zunächst dadurch gelöst, daß sie vor den Buchstaben gesetzt wurden, sofern es nicht anders möglich war. Außerdem wurden dann beide Zeichen fett und in [] gesetzt. Wenn also ein Sonderzeichen und ein Buchstabe in [] und fett gesetzt sind, sind sie als ein Zeichen zu lesen. Nicht fett gesetzte Zeichen in [] wurden vom jeweiligen Autor in die entsprechenden Klammern gesetzt; die Internet-Redaktion

//297//

sondern beides miteinander verknüpfen. Frigge reflektiert - ich zitiere einige Kapitelüberschriften - über so weitreichende und anspruchsvolle Probleme wie »die literarischen Interessen des Lesers als rezeptionsrelevante Konstituenten im Erwartungshorizont«, über »Bedürfnis und Interesse«, »Ebenen des literarischen Interesses« und »gesellschaftliche Erfahrung und Bedürfnisstruktur«; zu Wort kommen diverse Koryphäen von Roman Ingarden bis Hans Robert Jauß und eine kaum überschaubare Vielzahl anderer Autoren, die sich zu den anstehenden Grundfragen geäußert haben. Angesichts dieses komplexen Ausgriffs - der auch über die in derartigen Arbeiten üblichen wissenschaftlichen Rituale weit hinausgeht, mit denen die Verfasser ihre Kompetenz unter Beweis zu stellen versuchen - wirkt das schlichte Fazit dann um so überraschender: es seien »textuelle Eindeutigkeits- und Erwartbarkeitsmerkmale« für die Massenrezeption der Schriften Mays verantwortlich, da sie dem »literarischen Interesse einer Mehrzahl der Leser« (142) entsprächen. Ein geradezu grotesker Widerspruch ergibt sich: Da war über Dutzende von Seiten und viele Kapitel hinweg von so subtilen Dingen wie einer »sozialhistorisch differenzierten Leserforschung« (63), von »interessegeleitete[n] Entscheidung[en] über bestimmte Präferenzen« (83) und von »genretypologischen ästhetischen Aspekten der massenrezipierten Texte« (100) die Rede - und dann folgt die (wie sich zeigen wird: auch noch aus älterer Forschungsliteratur ohne weiteres zu beziehende) These, May finde so viele Leser, weil in seinen Büchern alles klar und überschaubar zugeht und der Leser zudem weiß, was ihm begegnen wird. Mit geringer Böswilligkeit kann man dazu sagen, perfekter habe noch selten jemand gewisse neuere Verfahrensweisen der Literaturwissenschaft ad absurdum geführt; und mit viel gutem Willen kann man sagen, immerhin komme es am Ende darauf an, was Frigge aus seiner Einsicht macht. Doch auch darum ist es schlecht bestellt.

Zunächst einmal bemerkt man, daß die Verbindung des ersten Teils zum zweiten, in dem es nun speziell um Mays Texte geht, sich tatsächlich nur über jene These von den Eindeutigkeits- und Erwartbarkeitsmerkmalen vollzieht; die zahlreichen und z.T. komplizierten Überlegungen, die dem Resümee vorausgingen, spielen keine Rolle mehr. Frigge untersucht die May-Bücher, von ihrem Titelbild über die Personenkonstellation bis zur Sprache, auf die vermuteten Merkmale hin und wird natürlich stets fündig: Das Titelbild »macht spezifische Struktur- und Handlungsmomente erwartbar« (204), der Leser erhält mancherlei »Lesehilfen« (224), die hierarchische Organisation der Reisegruppen verdeutlicht das »geordnete Weltmodell Mays« (267), und

//298//

auch Mays Sprache dient in verschiedenster Hinsicht dem Zweck, »Dinge, Personen oder Sachverhalte eindeutig [zu] erklären.« (314) Zum Schluß greift Frigge dann noch einmal weiter aus: Zwar will er Ernst Blochs Thesen über die Aufsässigkeit in der Kolportageliteratur »nicht grundsätzlich in Zweifel [ziehen]« (340), aber letztlich erscheint ihm doch recht fragwürdig, was bei der Lektüre der May-Bücher geschieht: »Der Text versöhnt den Leser affirmativ mit der von ihm erfahrenen Welt, aus der Forderungen nach Eindeutigkeit und Erwartbarkeit gerade durch ihre fehlende gesellschaftliche Repräsentanz zum kompensatorischen Wunschbild erwachsen.« (344)

Vermutlich ist kaum eine der Friggeschen Detailbeobachtungen, für sich betrachtet, als falsch einzustufen; daß Mays Texte weder ihrem Inhalt und ihrer Form noch ihrer Präsentation in den Büchern

nach Vexierrätseln gleichen, wie sie die Literatur häufig bietet, wird durch jede Lektüre bestätigt (wenn man vom Spätwerk absieht, aber für Frigge sind verständlicherweise die populären Old-Shatterhand- und Kara-Ben-Nemsi-Geschichten vorrangig von Interesse). Fraglich ist indessen, ob die von Frigge herangezogenen Merkmale ausreichen, die besonderen Umstände der Beliebtheit gerade der May-Bücher zu erklären. Die *differentia specifica* etwa zur Jerry-Cotton-Heftserie, zu den Romanen von Johannes Mario Simmel oder auch - um ein Beispiel aus der Vergangenheit zu nehmen - zu denen der Marlitt läßt sich mit den Kategorien der Eindeutigkeit und Erwartbarkeit allein wohl kaum fassen; da nutzt es auch wenig, wenn Frigge im einzelnen herausarbeitet, wie es speziell im Falle Mays um diese Faktoren bestellt ist. Anders gesagt: wer Mays gewaltigem Publikumserfolg in einer möglichst komplexen Analyse auf die Spur kommen will, wird die genannten Elemente nicht ignorieren können, er wird sich jedoch auch nicht auf sie beschränken dürfen.

Vor allem aber ist der Arbeit ein weiteres Bedenken entgegenzuhalten: Vieles von dem, was Frigge mit dem Anspruch der Originalität und Innovation zu den May-Büchern sagt, ist von der Forschung längst gesehen worden. Als Vorgänger in diesem Sinne müssen insbesondere die schon erwähnten Dissertationen von Kainz und Böhm gelten, über die Frigge also keineswegs so weit hinausgegangt, wie er anstrebt. Kainz notiert z. B., bereits die Deckelbilder der May-Bücher lenkten »die Phantasie des Betrachters zwar in eine bestimmte, vom Verfasser gewünschte Richtung, lassen aber der Einbildungskraft in dieser weitherzigen Begrenzung freien Spielraum« (146); Frigge spricht - in freilich abweichender Terminologie - weitgehend analog von »Vorausinformationen« (202) auf den Buchdeckeln und davon, deren »einfache

//299//

Gestaltungsform« lasse »Rückschlüsse bezüglich der Dekodierbarkeit des folgenden Textes zu« (204). Böhm schreibt über die Mitspieler des Helden: »Der Schriftsteller nimmt den Vorteil wahr, Typen zu benützen, die in der Volksliteratur schon gut eingeführt sind und die unter verschiedenen Umkleidungen immer wieder erscheinen« (²1979: 126); sie sind also, mit Frigge zu reden, erwartbar und eindeutig. Ich selbst habe in meiner Dissertation (1979) ein Kapitel über das »Prinzip Eindeutigkeit« in Mays Exotik stehen, in dem von Ereignissen die Rede ist, mit denen der Leser »rasch [. . .] vertraut wird« (171), von einer »auf die Spitze getriebene[n] Durchsichtigkeit der Wildnis« und von Mays Verfahren, »alles eindeutig erscheinen [zu lassen]« (176).

Zweifellos setzt Frigge in einigen Einzelheiten, etwa in seinen Bemerkungen über Mays Sprache, eigene Akzente, und er bewertet das Beobachtete meistens auch anders, als es in den genannten Arbeiten geschieht. Aber im wesentlichen gilt eben doch, daß er sich in seit langem bekannten Bahnen bewegt und der May-Forschung kaum neue Erkenntnisse oder auch nur größere Anregungen vermittelt. Das ist um so ärgerlicher, als er ganz andere Erwartungen weckt: Wer einleitend fundamentale Mängel der bisherigen literaturwissenschaftlichen »Untersuchung massenphänomenologischer Erscheinungen« beklagt und sich dann anschickt, mit einem »eigene[n], Text und Leser integrierende[n] Methodenplan [. . .] die Untersuchung literarischer Massenphänomene« (2) neu zu begründen, der sollte schon erheblich mehr bieten als alten Wein in neuen Schläuchen. Manchmal steht Frigge kurz vor der Erschließung weiterführender Einsichten: etwa wenn er das »Konfrontationsmotiv ›belauschen‹« als »artverwandt zur Kategorie der Binnenerzählung« identifiziert, weil damit »eine Komplementärperspektive zur einseitig

ausgerichten Heldenhandlung aufgebaut wird« (219), wenn er also auf Grundfragen der Mayschen Erzähltechnik stößt, die noch keineswegs hinreichend diskutiert worden sind aber dann schlägt er unbarmherzig wieder mit der Keule seiner Standardkategorien zu, und der gute Ansatz bleibt folgenlos.

Auf die Beziehung zwischen Werk und Leser geht gleichfalls - wenn auch unter völlig anderem Aspekt - die Osnabrücker Habilitationsschrift des Anglisten Hartmut Lutz ein.² Das thematische Spannungsfeld, mit dem sich der Autor befaßt, wird bereits in den zwei Substantiven des Titels umrissen: Unter ›Native Americans‹ versteht Lutz »die Menschen verschiedenster Kulturen [. . .], welche Nordamerika seit Jahrtausenden bewohnen« (2), während sich auf den ›Indianer‹ die »Klischeevorstellung« konzentriert, »die sich Europäer und Euroamerikaner von Native Americans machten und die sich zwischen den

//300//

Extremen ›blutrünstige Rothaut‹ und ›bronzeener edler Wilder‹ bewegen« (2f.). Diese in zahllosen Texten verbreitete Klischeevorstellung in ihrer Geschichte und Beschaffenheit näher zu ergründen, zu analysieren und zu kritisieren: das ist das zentrale Anliegen der Untersuchung, die sich speziell der amerikanischen und deutschen Literatur widmet. Sie verfolgt also - freilich in einem viel größeren, über Karl May weit hinausreichenden Rahmen - ähnliche Absichten wie die Dissertation von Ferozan Gündo[ʻ]lar (vgl. Jb-KMG 1985, 376ff.), bei der es um nationale und rassische Klischees und Vorurteile in Mays Orient Erzählungen ging.

Lutz bietet zunächst einen historischen Abriß der Beziehungen zwischen den Eingeborenen Nordamerikas und den weißen Eroberern. Es ist, wie jeder weiß, der die Materie auch nur ein wenig kennt, eine Geschichte der Gewalt und des Betrugs, der skrupellosen Ausbeutung und Unterdrückung; wir lesen von furchtbaren Massakern, die ungesühnt blieben und von der Legende sogar verklärt wurden, von immer neuen Rechtsbrüchen bis ins 20. Jahrhundert hinein, und Lutz stellt in bezug auf unsere Zeit fest, die Native Americans seien »nach wie vor die ärmste, am schlechtesten ausgebildete, gesundheitlich am dürtigsten versorgte, gerichtlich am meisten verfolgte Bevölkerungsgruppe der USA« (121). Er arbeitet ferner heraus, daß die Literatur über die Eingeborenen, handle es sich nun um Reiseberichte, Romane oder Schriften anderer Art, im wesentlichen der ideologischen Sanktionierung dieses gewaltigen Unterdrückungsprozesses gedient hat: durch die schon in den Zeiten von Kolumbus beginnende Entwicklung von Stereotypen, von Klischeevorstellungen über d e n Indianer, die bis in die Gegenwart weitergegeben werden und sich dabei zunehmend verfestigen. Diese Klischees sind keineswegs in jedem Fall von vornherein mit einer abwertenden Beurteilung verbunden: Es gibt zwar, so berichtet Lutz, in den USA »das Klischee vom ›dumb and drunken Indian‹«, aber viele Stereotype haben in der Meinung derer, die sie verwenden, einen durchaus positiven Klang: »Indianer gelten als tapfer, wild und fleißig«, sie »werden überwiegend im Kontext von Krieg und Kampf (zumeist gegen Weiße) gesehen« (7). Auch bei einer solchen Betrachtungsweise werde jedoch die Realität verfehlt; die Vielfalt, die Originalität des kulturellen und sozialen Lebens der Native Americans werde ignoriert, diese selbst würden damit degradiert, und insofern füge sich das verbreitete Indianerbild passend zu der gräßlichen Behandlung der Betroffenen in der historischen Wirklichkeit. In Lutz' Tour d'horizon tauchen bekannteste Namen auf: Cooper - der sich zunächst »an die Quellen hielt, die derzeit als die besten angesehen werden konnten,

//301//

[. . .] sich aber immer weiter von ihnen entfernte und zu immer stärker romantisierten oder dämonisierten Stereotypen kam« (155) -, Walt Whitman, Catlin, aus dem deutschen Bereich S. Wörishöffer, Fritz Steuben, Frederik Hetmann. Hetmanns Bücher stehen repräsentativ für die immerhin festzustellende »Tendenz, die heutigen Indianer als entrechtete Minderheit ernst zu nehmen« (427), aber im übrigen gebe es auch gegenwärtig noch eine schlimme ›Indianertümelei‹, und die Gesamtbilanz sei, wie gesagt, erschreckend.

Lutz' historische und literaturhistorische Einsichten sind in ihrem Kern vermutlich zutreffend, und sie gewinnen insofern noch an Gewicht, als der Autor eine überwältigende Fülle von Materialien ausbreitet. Freilich hätte man sich, da Lutz immer wieder die Differenz zwischen der empirischen Realität der Native Americans und dem Indianerbild in der Literatur hervorhebt, eine nähere Erläuterung zu dem gewünscht, was er denn eigentlich erwartet: Der Sinn insbesondere von Romanen kann ja letztlich nicht darin liegen, ein ethnologisch korrektes, wissenschaftlich exaktes Bild von den Native Americans zu liefern, wie dies von Reiseberichten und dergleichen zu erwarten ist; Fiktionen haben ihre eigenen Gesetze, und man wird ihnen nicht gerecht, wenn man immer nur wieder feststellt, daß sie die ›Tatsachen‹ nicht adäquat wiedergeben und dabei bestimmten Tendenzen folgen. Das soll keine Rechtfertigung der von Lutz herausgearbeiteten Klischees sein, aber eine Relativierung ihrer von ihm formulierten Beurteilung; das Klischee des ›edlen Wilden‹ z. B. wäre noch unter ganz anderen Aspekten zu prüfen als dem der Nicht-Übereinstimmung mit den wirklichen Eingeborenen Nordamerikas.

Und Karl May? Die meisten May-Leser werden wohl spontan vermuten, er müsse in dieser Arbeit als eine mehr oder weniger leuchtende Ausnahme von der tristen Regel erscheinen, da er doch ständig seine tiefe Sympathie zu den Indianern - so heißen sie bei ihm nun einmal zum Ausdruck gebracht, z. B. gleich in der Einleitung zum ersten ›Winnetou‹-Band das Unrecht ihrer Verfolgung beklagt und sein Ziel erläutert habe, ihnen in der Gestalt Winnetous ein Denkmal zu setzen. Weit gefehlt: May fügt sich völlig ein in die von Lutz kritisierten Tendenzen der Indianerdarstellung, leistet in dieser Hinsicht sogar besonders Schlimmes, und das erscheint um so folgenreicher, als er bei jugendlichen Leser(inne)n noch immer der verbreitetste Autor« (320) einschlägiger Texte ist. Wenn also ein Native American heute die Bundesrepublik bereist und dann »bestürzt [ist] über den Mangel an Sensibilität und Respekt ihm gegenüber als Angehörigem einer fremden Ethnie« (7), so läßt sich dies im wesentlichen auf Karl May zurückführen.

//302//

Gerade auch May muß sich vorhalten lassen, an den wirklichen Lebensverhältnissen der Indianer kaum interessiert zu sein; Lutz erläutert das anhand des von ihm exemplarisch herangezogenen ›Winnetou I‹ und speziell mit dem Hinweis auf Mays irreführende Schilderung des Lebens der Mescaleros. May habe die Indianer und den ›Wilden Westen‹ lediglich als Projektionsfläche für eigene Bedürfnisse psychischer und politischer Art mißbraucht; Lutz nennt, unter Berufung auf Arno Schmidts ›Sitara‹, latente homosexuelle Anliegen sowie einiges, was sich als nationalistische und rassistische Anmaßung rubrizieren läßt. Daß ›Winnetou I‹ von einer nur vordergründig platonischen Liebschaft zwischen Old Shatterhand und Winnetou getragen wird, aber auch generell von »Männerliebe« (332), steht für Lutz

außer Zweifel: Das Buch »appelliert an die verdrängte, polymorphe Sexualität zumindest der männlichen Leserschaft und wendet sich an das homosexuelle Potential, welches die Mehrzahl aller Männer hierzulande auf dem Weg zum leistungsbewußten starken Mann unwiderruflich verschüttet haben dürfte« (332f.). Der Schlußteil des Satzes macht bereits auf die ideologiekritischen Implikationen in Lutz' Argumentation aufmerksam, und in diesem Punkt finden sich nun erst recht drastische Urteile, die darauf zielen, May biete für »die bürgerlichen Leser« (325) einen auf die zeitgenössischen Verhältnisse genau abgestimmten »faschistoiden nationalen Chauvinismus« (346): Wenn er bei der Beschreibung der schönen Nscho-tshi hervorhebe, ihre Haartracht sei der des Bruders ähnlich und sie sehe europäisch aus, so demonstriere er »eine ebenso frauenfeindliche wie eurozentrisch-rassistische Sichtweise« (334); mit der Gestalt Klekih-petras, der die Revolution von 1848 verrate, propagiere er stures Obrigkeitsdenken; der omnipotente Old Shatterhand sei ein »rechter Herrenmensch, wie geschaffen, ein Kolonialreich zu verwalten« (349); Winnetou sei der Realität der Native Americans längst entfremdet, »ein kolonialisierter Renegat, der für seine Leute keine Zukunft kennt und der die Rassenhierarchien der Unterdrücker bereits internalisiert hat« (351); May predige »Anpassung an Obrigkeitliches sowie ein geradezu missionarisches Deutschtum. Seine deutschen Supermänner verweisen ideologisch schon dorthin, wo Deutsche mit Hitler ankamen« (356) - eine Schlußpointe zu all diesen Überlegungen, die Lutz mit dem Rückgriff auf Klaus Manns Wort vom Dritten Reich als »Karl May's ultimate triumph« erfolgreich abrundet.

Niemand sollte sich durch die Heftigkeit dieser Anwürfe sogleich zu dem Urteil verleiten lassen, Lutz habe völlig und in jeglicher Hinsicht unrecht. Daß Nscho-tshi ein wenig »männlich« und »europäisch« aus-

//303//

sieht, daß Winnetou ganz anders, ebenfalls »europäischer« auftritt, als es einem Native American entspräche, daß Klekih-petra sich von seiner politischen Vergangenheit kraß distanziert: das alles ist ja schlechterdings nicht zu bestreiten, und so sieht denn Mays Romanwelt bei einer ideologiekritischen Analyse in der Tat erheblich zwiespältiger aus, als May selbst in der Einleitung glauben macht. Lutz freilich begeht den Fehler, seinerseits mit ausgesprochen eindimensionalen Analyserastern zu operieren und der kruden Begeisterung naiver May-Fans damit ein ebenfalls wenig erkenntnisträchtiges Gegenmodell in den Weg zu stellen. Die Fragwürdigkeit seiner Darlegungen zeigt sich vor allem in drei Punkten.

Zunächst einmal wirken sie schon im Kern ihrer Argumentation wenig überzeugend. Lutz verfolgt nach eigenem Bekunden das Ziel, »Gründe für die unvergleichliche Faszinationskraft gerade der Winnetou-Romane zu suchen, um so der Antwort näher zu kommen, weshalb gerade Winnetou als Prototyp deutscher Indianergestalten so omnipräsent und unverrückbar unsere Vorstellungswelt beherrscht« (321f.). Da Lutz nun, neben der homosexuellen Komponente, vor allem eine Tendenz zu faschistischen, rassistischen, nationalsozialistischen Gedanken herausarbeitet, müßten also die begeisterten May-Leser zumindest in ihrer großen Mehrheit von entsprechenden Bedürfnissen erfüllt sein; das hätte für Mays Zeitgenossen genauso zu gelten wie für die späteren Leser bis in unsere Zeit, für ältere genauso wie für die jugendlichen. Mays Leserscharen als eine Gemeinde verkappter Faschisten oder zumindest als eine riesige Gruppe von Menschen, deren Bedürfnisse - mit Lutz zu sprechen - »ideologisch schon dorthin [verweisen], wo Deutsche mit Hitler ankamen«?

Zum zweiten geht Lutz nicht sorgfältig genug mit Mays Text um. Ich habe bei der Vorstellung der gedanklichen Grundzüge des Buches darauf hingewiesen, daß der Autor z. B. bei der Kommentierung des ›edlen Wilden‹ jene Aspekte schlicht ausblendet oder vernachlässigt, die seine Argumentation behindern könnten. Ähnliches gilt für seine ›Winnetou‹-Analyse, und hier kommt noch hinzu, daß er - in Umkehrung dieses Verfahrens - Dinge in den Text hineinliest, die er gar nicht enthält; ich will das, um es besonders deutlich zu machen, an einem Beispiel näher erläutern. Bekanntlich verliebt sich im Lager der Mescaleros Winnetous Schwester in Old Shatterhand und möchte ihn heiraten. Winnetou jedoch ist skeptisch, ob sein Blutsbruder sich dazu bereitfinden mag; er werde allenfalls eine Weiße heiraten. Auf Nscho-tschis Frage, ob sie denn nicht unter den Frauen das sei, was Old Shatterhand unter den Männern ist, antwortet Winnetou: »Unter den roten

//304//

Mädchen, ja. Da steht meine schöne Schwester über allen. Hier aber gilt es den Vergleich mit den Töchtern der weißen Rasse. Was hast du gesehen und gehört? Was hast du gelernt? Du kennst das Frauenleben der roten Völker, aber nichts von dem, was eine weiße Squaw gelernt haben und wissen muß« (zit.351). Der leitende Gesichtspunkt des Vergleichs, den Winnetou anstellt, ist bei vorurteilsfreier Betrachtung die kulturelle und soziale Differenz: Da Weiße anders leben, andere Neigungen und Erfahrungen haben als Indianer, werde Old Shatterhand unter den gegebenen Umständen nicht bereit sein, sich mit einer Indianerin zu verbinden; von Andersartigkeit, nicht aber - oder zumindest nicht primär - von einer Superiorität der Weißen ist die Rede. Bei Lutz lautet der Kommentar zu diesem Zitat hingegen so: »Die von Winnetou internalisierte rassistische Argumentationsweise geht [. . .] vordergründig und unkritisch davon aus, daß Europäerinnen den Indianerinnen überlegen sind« (352). Dieses krasse Mißverhältnis zwischen dem Text und seiner Deutung legt die Vermutung nahe, daß Lutz' Analysekategorien irgendwann einmal zu Schablonen geworden sind, die ihm - hier und an anderen Stellen - nur noch das zu sehen erlauben, was er zu finden erwartet.

Das dritte Bedenken ließe sich als eines von philologischer Art im engeren Sinne bezeichnen. Erst einmal ist da die Vielzahl der Fehler in Zeichensetzung und Rechtschreibung zu beanstanden, die das Buch durchzieht. Auch wenn man, wie der Berichterstatter, aus eigener trüber Erfahrung weiß, daß man vollständige Makellosigkeit in dieser Hinsicht oft selbst bei größtem Bemühen kaum zu erreichen vermag, ist das im vorliegenden Fall doch ein besonders unerfreulicher Punkt: Das Buch wirkt da geradezu rekordverdächtig, und ich habe bei den wenigen Zitaten, die ich anführe, schon ein halbes Dutzend derartiger Stellen stillschweigend korrigieren müssen. Wichtiger ist Lutz' merkwürdiger Umgang mit der Karl-May-Literatur, und zwar im Hinblick sowohl auf den herangezogenen Text v o n May, eben ›Winnetou I‹, als auch auf Arbeiten ü b e r May, also die Forschungsliteratur. Lutz zitiert den Roman nach der Ausgabe des Wiener Tosa-Verlags, die die Bamberger Version bringt; er tut dies, weil sein Interesse »dem gilt, was bei uns (noch) heute am erreichbarsten, gängigsten und verbreitetsten ist« (322): ein akzeptables Argument. Nun weist freilich, wie auch Lutz' Gewährsmann Arno Schmidt ausführlich dargelegt hat, die Bamberger Ausgabe ganz erhebliche Veränderungen gegenüber dem zu Mays Lebzeiten erschienenen Text auf, und dies hätte Lutz unbedingt berücksichtigen müssen: Seine Analyse geht ja wesentlich aus vom Autor Karl May und von der Wirkung des Textes im damaligen histori-

//305//

schen Umfeld, und da läßt sich nicht ignorieren, daß May ganz andere Texte geschrieben hat, die damaligen Leser ganz anderes gelesen haben, als es heute in der Bamberger Version zu finden ist. Daß diese Abweichungen keineswegs nur Nebensächlichkeiten betreffen, wissen wir, was den ›Winnetou‹ betrifft, spätestens seit der Entdeckung, daß z. B. die »Ideen der Aufklärung«, über deren Aneignung Klekih-petra im Rückblick bitter klagt, eine Zutat der Bamberger Bearbeiter sind (vgl. Claus Roxin: Vernunft und Aufklärung bei Karl May. Zur Deutung der Klekih-petra-Episode im ›Winnetou‹. In: M-KMG 28/1976, 25 - 30); daß hingegen Lutz sich in diese Problematik auch nicht im Ansatz eingearbeitet hat - trotz ausdrücklichen Bezugs auf Schmidts einschlägige Darlegungen (322) - , erhellt aus dem Umstand, daß er im Zusammenhang mit der Editions-geschichte des ›Winnetou‹ vom Münchmeyer-Verlag spricht und im Literaturverzeichnis die Originalausgabe »Radebeul, 1876-1893« (508) erscheinen läßt: eine Fehlinformation, die ihren Ursprung vermutlich in der Angabe des ›Winnetou‹-Artikels in ›Kindlers Literatur Lexikon‹ hat.

Lutz verweist an einer Stelle darauf, daß er ein »Nicht-Germanist« (304) ist, und wenn man dies berücksichtigt und auch noch die Fülle des gesamten von ihm studierten Materials betrachtet, dann wird man es ihm nachsehen, daß er die mittlerweile höchst umfangreiche Forschungsliteratur zu May nicht bis ins einzelne durchgearbeitet hat. Andererseits ist May für ihn zu Recht eine Schlüsselfigur zum Verständnis des deutschen Indianerbildes, und so dürfte man zumindest erwarten, daß er solch fundamentale Fehlleistungen, wie die gerade genannten, vermeidet, zumal sie eben durchaus von substantieller Bedeutung für die Plausibilität seiner Überlegungen sind. Drastischer noch zeigt sich Lutz' oberflächliche Beschäftigung mit May, wenn er jene Arbeiten kommentiert, die er nach eigenem Bekunden ausgewertet hat. Da findet sich z. B., als unzweideutiger Hinweis auf die KMG, die Bemerkung, die seit 1969 erscheinenden Vierteljahreshefte seien in bestimmter Weise »aufschlußreich« (320); für Lutz reicht dieser Aufschluß nicht einmal so weit, daß er die KMG eindeutig identifizieren und vom Karl-May-Verlag abgrenzen kann: Er spricht von einer »Bamberger Gesellschaft« (320). Lutz lehnt sich, wie schon erwähnt, an »Arno Schmidts ebenso hervorragende wie erbauliche« (320) ›Sitara‹-Studie an; von der vielfältigen Diskussion um diese Arbeit weiß er offenbar nichts. Lutz lobt Wollschlägers Biographie als »die zuverlässigste, kritische Darstellung von Mays Leben und Werk« (321); daß Wollschläger den ›Winnetou I‹ »hervorragend« nennt - in Abgrenzung von den Folgebänden -, hat Lutz entweder nicht bemerkt, oder es ist ihm gleich-

//306//

gültig erschienen. Pauschale Zustimmung finden die Arbeiten von Bernd Steinbrink, ›Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts in Deutschland‹ (304), und Gert Ueding, ›Glanzvolles Elend‹ (321, 355), die freilich, wenn man sie genauer liest, völlig andere Akzente in der May-Deutung setzen als Lutz; das stört diesen jedoch nicht, er ordnet beide Studien mit großer Selbstverständlichkeit in den Gang der eigenen Argumentation ein. Wie gesagt: daß Lutz beim Rückgriff auf die May-Literatur selektiv vorgeht, wird man ihm nicht verübeln können; daß ihm aber bei der Beschäftigung mit dem, was er heranzieht, so fundamentale Irrtümer und Versäumnisse unterlaufen, diskreditiert erneut weite Bereiche seiner

Argumentation zum ›Winnetou‹. Es ist ein wenig kurios, daß sich in diesen philologischen Defiziten ein zweites Mal eine Verbindung zu der Arbeit von Feruzan Gündo[˘g]ar ergibt.

Man kann zu dem Urteil gelangen, Lutz biete, von seinen Bemerkungen zur realen Historie der Mescaleros abgesehen, wenig mehr als eine auf den eigenen Kontext zugeschnittene Aufarbeitung der Thesen von Arno Schmidt und Klaus Mann; und man mag sich dann zu erheblichen Zweifeln im Hinblick auf die Dignität der übrigen Teile des Buches genötigt fühlen, die in diesem Rahmen allerdings nicht untersucht werden können. Bedauerlich ist auf jeden Fall, daß eine Arbeit, die in ihrem zentralen Anliegen so viel Beifall verdient, im Hinblick auf Karl May so wenig haltbare Erkenntnisse einträgt. Karl May wären zu seinen Lebzeiten, da er sich mit geschickten Kontrahenten, wie Hermann Cardauns, auseinandersetzen mußte, kompetentere publizistische Helfer zu wünschen gewesen, als es die Wagner, Dittrich usw. waren; heute möchte man ihm unter denen, die seine Schriften nach wie vor ablehnend betrachten, umsichtigere Kommentatoren gönnen.

Harald Eggebrecht räumt gleich im ersten Satz seines Buches ›Sinnlichkeit und Abenteuer‹ ein, daß er in einer bestimmten Deutungstradition steht.³ Aber hier geht es nicht um eine Konstellation, die ich oben mit dem Wort vom alten Wein in neuen Schläuchen umrissen habe, und auch nicht um die Einpassung alter Thesen in einen neuen Kontext; hier geht es um die gründliche Ausarbeitung einer Kolportagetheorie, deren Urheber nur Umrisse und Grundlinien gezeichnet hat: Eggebrecht »versucht die skizzenhaften Thesen und Aphorismen Ernst Blochs zu entfalten anhand von vier prominenten Beispielen des Abenteuerromans im 19. Jahrhundert« (7), bei denen es sich um Cooper, Gerstäcker, Sealsfield und May handelt. Er greift auf Blochs vielzitierte Worte vom revolutionären Impetus der Abenteuerliteratur, von ihrem Oppositions- und Aufsässigkeitsgeist zurück und reflektiert darüber mit einem ganz bestimmten Akzent: Er thematisiert »das Aben-

//307//

teuer als ›philosophische‹ Praxis, als Gesellschaftskritik, als phantastische Utopie, dargestellt« - und nun folgt der Leitgedanke - »am zentralen Aspekt der fünf Sinne, von denen ich meine, daß ihre Anwendung, ihre entfaltete ›Sinnlichkeit‹ das Abenteuer der Lederstrumpf, Old Shatterhand oder Assowaum konstituieren. Hat man erst einmal sein Augenmerk auf die Seh-, Hör-, Tast-, Geruchs- und Geschmacksaktionen gerichtet, entdeckt man ihre die ganzen Romane bestimmende Kraft und Wichtigkeit« (7). In diesem elementaren Punkt will Eggebrecht Blochs Thesen weiterdenken: Die fünf Sinne »sind recht eigentlich Konstitution und Gegenstand der sogenannten Abenteuerliteratur, denn allein sinnliche Wahrnehmung auf allen Ebenen der Sinne garantiert Sicherheit und Freiheit« (12); und in dieser Sicherheit und Freiheit für die in der Wildnis sich bewährenden Protagonisten konkretisierte sich der Traum vom Ausbruch aus den Zwängen des gesellschaftlichen Status quo: »Ahnungsvoll erzählt der Abenteuerroman von einem Reich der Nichtentfremdung, manchmal von einem Reich der Freiheit, das sich in atemberaubender physischer Aktion oder phantastischer Wunscherfüllung erstellt« (15).

Bevor Eggebrecht seine Gedanken in textanalytischen Kommentaren zu den genannten Romanciers ausführt, schaltet er weitere grundsätzliche, der präzisen Bestimmung seiner Kategorien dienende Überlegungen ein. Dabei treibt er einigen Aufwand: Er greift zurück auf Feuerbachs Überlegungen zu

einer ›emanzipatorischen Sinnlichkeit‹; er reflektiert mit Marx und Herbert Marcuse über »die Trennung des Menschen von seinen sinnlichen Fähigkeiten [. . .] in der kapitalistischen Sozialstruktur« (23) und macht so deutlich, daß eine Literatur, die diese Trennung aufhebt, einem konkreten historisch-gesellschaftlichen Ort zugehört; er grenzt das Abenteuer in der Literatur des 19. Jahrhunderts von dem in älteren Texten ab, wie den mittelalterlichen Epen um die Helden Erec und Iwein, denen es nicht um einen fundamentalen Ausbruch, sondern um die Bestätigung der sozialen Verhältnisse gegangen sei; er stellt heraus, daß der Abenteurer eine stabile und zufriedenstellende Ich-Identität über die psychophysische Einheit der Lebensverhältnisse in der Wildnis findet.

Es folgen die Ausführungen zu den vier Autoren der Abenteuerromane, wobei Eggebrecht jeweils konkrete Beobachtungen zu einzelnen Texten und Textstellen mit generalisierenden Bemerkungen mischt; auf diese Weise ergeben sich, gleichsam nebenbei, Bausteine zu einer Geschichte des Abenteuerromans im 19. Jahrhundert. Zunächst geht es um Cooper: Sein Held zeige »die wahren Möglichkeiten eines freien, befreiten Menschen als realisiert vor« (81f.), doch erfahre

//308//

er auch die Gefahr der Isolation als Preis für sein mobiles, selbständig verantwortetes Leben, und Cooper deute zudem das Ende der »historische[n] Möglichkeit [an], Natur als außerzivilisatorisches Remedium zu nehmen« (90). Gerstäckers Berichte in seinen ›Streif- und Jagdzügen‹ wie auch seine Romane seien zu lesen als »Psychogramme einer Fluchtbewegung, die in der eigenen physischen Aktion so etwas wie Ruhe oder Glück erlebt und zum Ende gelangt« (109). Bei Sealsfield indessen werde das Abenteuer in erheblichem Maße problematisiert; es erscheine zwiespältig, denn es sei »nahezu immer Leiden, nämlich Verlust erleiden, Verlust an ›Identität‹,« - hier kehrt sich das oben Erwähnte nahezu um - und »zugleich Raum der Erneuerung, des Sich-Findens, das fast stets in politischem Tun aufgeht« (160). Man sieht: Eggebrecht bestätigt nicht einfach mit Hilfe der herangezogenen Werke seine Grundgedanken, sondern präzisiert und modifiziert sie jeweils durch die Ergebnisse seiner Textanalysen.

Karl May erscheint in diesem Zusammenhang geradezu als ein Extremist des Abenteuers: Hat Eggebrecht zuvor mit einschränkenden Etikettierungen gearbeitet und das Cooper-Kapitel »Abenteuer als historischer Auftrag« überschrieben, das Gerstäcker-Kapitel »Fragmentierung des Abenteuers« und das Sealsfield-Kapitel »Abenteuer im Zwischenraum«, so notiert er zu May, er gestalte »das totale Abenteuer«. Um dies zu verdeutlichen, legt Eggebrecht zunächst dar, daß sich bei May auch im Leben Reales und Phantasie unauflöslich miteinander verschränken und daß diese Verknüpfung im Werk radikale Konsequenzen hat: »Die Substanz Sinnlichkeit wird emphatisch einem Traum-Ich zugeschlagen, das als Wunschidentität solche Intensität erhält, daß es ihren Autor in diese Wunschidentität leibhaftig treibt« (169); der völlige »Mangel an Distanz zwischen Autor und Phantasie, zwischen Realität und Phantasie« (172) erkläre denn auch die suggestive Wirkungskraft der May-Bücher und die Erfahrung der Leser, die bei diesen Texten das Lesen »als reine Lust« (173) genießen.

Die Werke, die Eggebrecht sodann näher untersucht, sind ›Das Waldröschen‹ - der mittlerweile wohl am ausführlichsten kommentierte May-Text überhaupt - , ›Winnetou I‹ und ›Satan und Ischariot‹. Am ›Waldröschen‹, speziell an den Ereignissen um die Pyramide des Sonnengottes, beobachtet Eggebrecht, wie hier die Welt durch das Abenteuer überhaupt erst ›ganz‹ wird, Totalität erhält; es handle sich »um die

Eskalierung, die Stauung des Prinzips Abenteuer, all seiner Möglichkeiten auf jenen Moment hin: Durchbruch, Ausbruch, Triumph« (193). Im ›Winnetou‹ dagegen werde radikal die Union des Autors mit seinem Traum-Ich wirksam, so daß sich eine neue Konstel-

//309//

lation ergibt: »Die Schaffung der Welt als totales Abenteuer wird ersetzt durch das totale Ich des Abenteurers«; May phantasiere jetzt »Wunscherfüllung direkt und über die Grenze der Fiktion hinaus, die Phantasie produziert nicht nur Old Shatterhand, sondern schließlich auch Karl May«, und so rette May die »letzthin revolutionäre Traumkraft« (196) des Abenteuerromans noch am Ende des 19. Jahrhunderts. In ›Satan und Ischariot‹ schließlich versuche May, die Konzeption von ›Waldröschen‹ und ›Winnetou‹ miteinander zu verbinden: »In den atemberaubenden sinnlich-körperlichen Aktionen Old Shatterhands wirken Meltons Intrigen wie überlebte Schachzüge aus der Kolportage; die Ichkonzeption zeigt ihre Progressivität angesichts solcher Schuffereien, die einer anderen, älteren Konzeption entstammen« (218). Auf der letzten Seite seiner Arbeit hebt Eggebrecht noch einmal hervor, May greife zwar einerseits »auf Cooper, Gerstäcker u. a. zurück«, andererseits aber gewinne er dem Abenteuerroman »in der durch reale Abenteuererfahrung ungestörten Phantasie die Dimension der Totalität hinzu, für jeden Leser neu und allumfassend. Konsequenter als alle vor und nach ihm traut er der eigenen Traumkraft mehr zu als dem realen Abenteuer. Darin vollendet er die Botschaft von der Substanz Sinnlichkeit, dem Terrain Abenteuer und dem Ziel psychophysische Einheit« (222).

Mag es auch in dieser knappen Zusammenfassung der Eggebrechtschen Textanalysen nicht immer hinreichend deutlich geworden sein: der Autor verliert seine Grundgedanken von der ubiquitären Macht der ›Substanz Sinnlichkeit‹ nie aus den Augen, und so gewinnen sie zunehmend an Evidenz. Fraglich erscheint allerdings, ob er sie nicht manchmal gar zu gewalttätig verfolgt und verabsolutiert, um ihnen immer neue Überzeugungskraft zu verschaffen. Z. B. nutzt er den Umstand, daß Reflexionen in der Regel nun einmal mit Sinneseindrücken zu tun haben, dazu aus, einseitig den Primat dieser gegenüber jenen zu betonen; als sei Old Shatterhand nicht auch - pragmatisch im Hinblick auf die Erfordernisse des wildwestlichen Lebens gesehen - ein ›Denker‹, der sich auf gründliche ›Vorbildung‹ stützt. Der Satz: »All seine Beobachtungen, Kundschaftereien sind Aktionen der Substanz Sinnlichkeit, nicht aber bedächtig-wägende Betrachtungen eines ethnographisch-geographisch interessierten Reisenden« (218) unterschlägt durch eine falsche Oppositionsbildung, daß Shatterhand z. B. vor seinen Reisen ethnographisch-geographische Studien treibt und daß ihm diese in den Details seiner Erlebnisse immer wieder zugute kommen.

Das zentrale Bedenken gegen Eggebrechts Studie muß freilich an anderer Stelle liegen: Er ist, gerade in seinen Beobachtungen zu May,

//310//

gar zu euphorisch-einseitig in seiner Fixierung auf die revolutionären Tendenzen des Werkes; schließlich hat doch schon sein Gewährsmann Bloch - mit einer weniger häufig zitierten Anmerkung - von der

politischen »Kehrseite« der Kolportage gesprochen und davon, daß Old Shatterhand »einen sehr deutschen Bart« trage und daß seine Faust »imperialistisch« herabschmettere. Lutz hat sich in seinem ›Winnetou‹-Kommentar allein an diese Kehrseite gehalten und ihr damit überdimensionales Gewicht verliehen; Eggebrecht nun hält sich mit ähnlicher Ausschließlichkeit an die andere, und auch das trifft die Verhältnisse in Mays Werk nicht genau. Seine These, »daß die Maysche Antiwelt [. . .] keinesfalls und nirgendwo das Bestehende verdoppelt« (173), daß sie der »Realitätspartikel« (196) gänzlich entbehre, erkennt, wie viel an Ideologiesegmenten aus der deutschen Heimat des Autors in die Konstruktion der Wildnis eingebracht wird, wie sehr sich Mays Werk gerade aus der Dialektik von Rebellion - oder auch Revolution - und Affirmation entwickelt. Wie steht es denn mit der Überwindung der Entfremdungsmechanismen bei den Figuren, die unterhalb der Schwelle des leitenden Helden agieren; erfahren sie nicht täglich, daß sie sich vor allem an Old Shatterhands Weisungen halten sollen und daß dies, wenn sie es tun, objektiv dem Wohle aller dient? Wie steht es mit dem ständigen Protzen um Shatterhands deutsche Herkunft, wie - vielleicht weniger in den hier besprochenen Texten als etwa im ›Mahdi‹ - mit Mays penetrantem Herbeifabulieren von Szenen, in denen der Held mitteilt und auf das schlagendste beweist, daß er als Christ und gebildeter Europäer exotischen Nichtsnutzen in jeder Hinsicht überlegen ist? Gewiß: man kann zu alldem Stellen anführen, die diese Tendenzen deutlich relativieren; man kann darauf verweisen, daß andere Autoren, z.B. Retcliffe, es viel schlimmer treiben; man kann sagen, daß sich dies zeitgenössischen Konstanten des Denkens verdankt, denen man bei einer Charakterisierung des Werkes nicht zu viel Gewicht beimessen darf. Dennoch ist schlechterdings nicht zu bestreiten, daß auch diese Seite - gerade unter den von Eggebrecht gewählten Perspektiven - für Mays Werke konstitutiv ist, und wer sie, wie unser Autor, a priori übersieht, kann der Komplexität der Mayschen Texte nicht gerecht werden: ihrer Mischung von - aus jener ›linken‹ politischen Sicht, auf die die Argumentation mit Marx und Marcuse verweist - extrem progressiven und extrem reaktionären Zügen.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß Eggebrecht in seinen Textanalysen und den Schlußfolgerungen daraus einer selbst vorgegebenen Leitidee zum Opfer fällt; ähnlich ist es, bei ganz anderer Orientierung in der Sache, Lutz ergangen. Ebensowenig kann freilich ein Zweifel dar-

//311//

an bestehen, daß der May betreffende Ertrag der Eggebrechtschen Arbeit gegenüber dem bei Lutz wie auch bei Frigge unvergleichlich viel größer ist: Was man bei ihm liest, erschließt in manchen Punkten neue Einsichten und damit neue Anregungen für künftige May-Lektüre und May-Analyse. Was er über die Rolle der sinnlichen Wahrnehmung im Abenteuerroman generell und ihre Zuspitzung bei May speziell sagt, ist ja grundsätzlich ebenso originell wie überzeugend (wenn auch manchmal etwas lang geraten); nur hat er eben nicht bedacht, daß es eine andere Seite, vielleicht auch mehrere andere Seiten gibt. Fraglich bleibt - dies ist nun nicht mehr ein Problem der vorliegenden Arbeit -, warum - und ob tatsächlich - die Dominanz der Sinnlichkeit ausgerechnet vor dem Thema haltmacht, das vermutlich am häufigsten mit diesem Begriff assoziiert wird: vor der Erotik; eine Antwort, die nur auf Publikationsrücksichten und kommerzielle Zwänge verwiese, würde wohl zu kurz greifen.

Unter den kleineren Arbeiten, die hier zu besprechen sind, verdient zunächst einmal Ulf Abrahams Aufsatz über Franz Kafka und May Aufmerksamkeit.⁴ Abraham selbst faßt seine Gedanken zur

überraschenden Gegenüberstellung dieser Autoren so zusammen: »Kafka, der ›seriöse‹ Romanschriftsteller, und May, der notorische Geschichten- und Selbsterfinder, haben ein Motiv gemeinsam: die Angst vor dem Entlarvtwerden - sowohl in den Werken beider wie auch als Motiv dafür, überhaupt zu schreiben. Aber während May aus der Lüge Literatur, Lebensform und Methode gemacht und sich dabei immer wieder verraten hat, gelang es Kafka, sich hinter einem Gestus der Geständnisse verborgen zu halten« (313). Man sieht: Abraham versucht nicht etwa gewaltsam, die großen Differenzen zwischen den Autoren zu verwischen; es geht ihm vielmehr darum, an einem bestimmten Punkt identische Ausgangskonstellationen und geradezu diametral entgegengesetzte Entwicklungen daraus zu verfolgen. »Es geht um die Frage, wie zwei Männer, die einander in nichts so ähnlich sind wie in ihrer Angst und die beide offenbar auf dieselbe Weise traumatisiert sind, sich ihr Leben lang auf (bekanntlich) sehr produktive Weise daran abarbeiten« (314).

Abraham - der mittlerweile auch ein Buch über Kafka publiziert hat, ›Der verhörte Held‹, - wendet sich zunächst Kafkas ›Amerika‹ und dessen Protagonisten Karl Roßmann zu. Er stellt fest, »daß Kafka den ganzen Roman hindurch ein Ritual der Entlarvung und Stigmatisierung wiederholt«, in dem Roßmann als »verdächtig, unzuverlässig, untauglich, unbrauchbar [. . .] entlarvt [wird]«; Abraham erklärt sich dieses Phänomen aus der Psyche des Autors: mit dem Bedürfnis, »im-

//312//

mer wieder das auszusprechen, was der Verfasser selber am meisten auf der Welt fürchtet: eben das Entlarvtwerden«. Der Fall sei exemplarisch, denn generell gelte: »Entdeckungen sind allemal Entlarvungen für Kafka« (315), man habe sie stets zu fürchten, und Kafkas Gesamtwerk weise denn auch zahlreiche Beispiele auf für das »Motiv der Angst vor der Entdeckung« (316); den autobiographischen Hintergrund dazu findet Abraham vor allem in Kafkas jüdischer Herkunft, die später mit der »Übernahme aller Rollen und Regeln und Verhaltensweisen« (318) einer ganz andersartigen Umwelt zwar kaschiert worden, als mögliches Objekt der Entdeckung und Entlarvung jedoch stets präsent geblieben sei. Letztlich handle es sich um das Problem einer vom Schein nachhaltig geprägten Identitätsfindung, die permanent vom Zusammenbruch, vom Scheitern bedroht werde.

Daß auch May - sogar in einer Weise, die auf den ersten Blick noch eher einleuchtet - unter diesem Problem zu leiden hatte, braucht hier nicht näher erläutert zu werden: Von den Bemühungen des Vaters, aus dem Proletarierkind etwas ›Besseres‹ zu machen, über die kriminellen Hochstapeleien bis zur späten Old-Shatterhand-Legende reicht die Spanne der einschlägigen Ereignisse; Abraham legt es, unter Verweis auf die relevanten Arbeiten aus der KMG, ausführlich dar. Entscheidend im Vergleich zu Kafka sei aber nun, daß May auf diese Ausgangssituation literarisch mit einer völlig anderen Variante des Schein-Sein-Konflikts reagiert habe: Er arbeite zwar gleichfalls mit dem Thema der Entdeckung, rücke aber an die Stelle des Angsttraums einen Wunschtraum. Bei Mays literarischem Rollen-Ich würden nicht vermeintliche oder wirkliche Schwächen und Inkompetenzen entlarvt, sondern immer neue überragende Fähigkeiten entdeckt. Immer wieder konstruiere May Szenen, in denen der Held zu seinem Vorteil enttarnt wird: Er spielt seine Leistungen herunter - und wird der gigantischen Verdienste überführt, die er sich tatsächlich um andere erworben hat; er präsentiert sich als argloses Greenhorn - und wird als omnipotenter Old Shatterhand entlarvt. »Der Held, der selber nichts ist als eine Rolle, liebt das Rollenspiel, den lustbesetzten Wechsel von Verstellung und Enttarnung« (330). Der pointierte Vergleich

zwischen ›Amerika‹ und ›Winnetou‹ lehrt, was dabei herauskommt: »Während Kafkas Karl die soziale Stufenleiter immerzu abwärts fällt, weil man ihn (angeblich) nirgends brauchen kann, fällt Mays Held hinauf und kann's genauso wenig verhindern« (327). Daß auch diesen auftrumpfend daherkommenden Konstellationen letztlich noch »die Angst vor der Entdeckung« (334) der Vergangenheit des Autors zugrunde liegt, zeigt Abraham anhand einiger Textstellen in ›Mein Leben und Streben‹.

//313//

Auf den Schlußseiten behandelt er die Vergleichbarkeit von May und Kafka noch einmal unter leicht verändertem Aspekt: Er fragt danach, was die beiden Autoren selbst über ihre Verfahrensweisen gewußt bzw. welche Erkenntnisse diese ihnen eingetragen haben. Karl May wird dabei ein wenig schmeichelhaftes Urteil gesprochen: »Die Verstellung [. . .] verstellt ihm zugleich auch den Blick auf den wahren Sachverhalt, und aus bewußter Hochstapelei wird allmählich und unmerklich Lebenslüge«; May hat demnach nicht gesehen, wie es um das zentrale Agens und Motiv seiner Arbeit bestellt war. Kafka hingegen habe schließlich ein höheres Reflexionsniveau erreicht: »Kafkas späte Texte [. . .] sind nichts Geringeres als die Entdeckung der Angst. Was bei früheren Helden (Georg Bendemann im ›Urteil‹, Josef K. im ›Prozeß‹) noch ›Schuld‹ genannt wurde, wird jetzt erkannt als Angst vor dem Erkenntnis- und Ausgestoßenwerden« (338).

Nicht in allen Punkten wirken diese Beobachtungen und Reflexionen vollständig überzeugend. Ob Kafkas jüdische Herkunft tatsächlich die hier beschriebene Funktion besaß, mag man mit einigem Recht bezweifeln; aus den Selbstzeugnissen des Autors ließen sich vermutlich auch andere wichtige Beweggründe der ›Angst vor der Entdeckung‹ erschließen. Im Falle Mays ist zu bedauern, daß Abraham das Spätwerk, von der Autobiographie einmal abgesehen, außer acht gelassen hat: Ihm wäre zu entnehmen, daß May am Ende doch sehr viel mehr über die Antriebe und Mechanismen seines Schreibens gewußt hat, als Abraham ihm zugestehen will. Von solchen Details abgesehen, erscheint die Arbeit jedoch sehr plausibel, und dies gilt um so mehr, als der Autor den Vergleich ja nicht auf irgendwelche abseitigen oder spektakulären Aspekte stützt; es geht um Dinge, die von beträchtlichem Gewicht für das Verständnis der beiden Autoren sind und auch schon von anderen Kommentatoren gründlich und zuverlässig behandelt wurden. Das Verfahren, May vergleichend neben andere Schriftsteller zu rücken, hat eine längere teils erfreuliche, teils unerfreuliche Tradition: eine erfreuliche insofern, als solche Konfrontationen der genaueren Bestimmung von Mays literaturgeschichtlichem Ort dienlich sein können, eine unerfreuliche, weil dabei oft allzu sorglos und mit der wenig durchdachten Absicht verfahren wurde, May auf Umwegen höhere Reputation zu verschaffen. Abraham legt überzeugend dar, welche Möglichkeiten es hier gibt, indem er eine Konstellation wählt, die auf den ersten Blick geradezu absurd anmutet. Daß er seinen Text in einer der renommiertesten Fachzeitschriften der deutschen Literaturwissenschaft hat publizieren können und mit einem Minimum an Vorbeugungsmaßnahmen gegenüber skeptischen Fachkollegen auskommt -

//314//

»Franz Kafka und Karl May? Der Germanist stutzt« (313), heißt es zu Beginn -, sagt einiges aus über den

Erfolg der neueren Karl-May-Forschung.

Wie ernst May jetzt auch da genommen wird, wo man es nicht unbedingt vermuten möchte, erhellt ebenfalls aus dem ihm geltenden Artikel in der neuesten Ausgabe des ›Deutschen Literatur-Lexikons‹⁵: Erich Heinemanns Beitrag füllt vierzehn Spalten, und das ist nicht weniger Raum, als auch unseren größten literarischen Koryphäen, etwa Luther, zur Verfügung gestellt wurde. Der Artikel bietet zunächst über zwei Spalten einen stichwortartigen Abriß zu Mays Leben und Wirkung und läßt dann eine Bibliographie von wahrhaft furchteinflößenden Ausmaßen folgen. Sie beginnt mit einer Vorstellung der Schriften Mays nach ihrer Erstveröffentlichung in Buchform (was z.B. den merkwürdigen Effekt hat, daß man das ›Waldröschen‹ unter den Jahren 1902/03 findet), registriert dann die diversen größeren Ausgaben von der Freiburger Edition über die Fischer-Ausgabe und die Bamberger Reihe bis zu den neueren Reprints und bringt schließlich ein nach Themen gegliedertes Verzeichnis der Forschungsliteratur, das die letzten neun Spalten des Beitrags füllt.

Eine kurze Überblicksdarstellung zur Karl-May-Rezeption in der DDR vermittelt Margy Gerber.⁶ Sie berichtet über die langjährige Verfemung dieses Autors, die sich vor allem auf weltanschauliche Einwände gestützt habe, und über seine zu Beginn der 80er Jahre mächtig einsetzende Rehabilitierung, die kurioserweise die alten Argumente einfach umdrehe: Aus dem Prä-Faschisten sei ein Opfer des Kapitalismus und - jedenfalls beinahe - ein Wegbereiter der Arbeiterbewegung geworden. Die Autorin hält dieses neue Verständnis für »as forced and contrived as the old one« (245), und damit hat sie vermutlich recht. Bei der Suche nach Erklärungen für die sensationelle Wende stößt sie auf zwei Aspekte: auf das Bemühen maßgeblicher DDR-Stellen, durch die Zulassung neuer Formen von Unterhaltung die Jugend zu gewinnen; und auf die generellen Tendenzen, ein neues Geschichtsbild zu erarbeiten, das z. B. auch schon zur Annäherung an Luther und Bismarck geführt hat. Gerbers Ausführungen sagen dem Kenner nichts Neues, fassen aber pointiert und verläßlich eine Entwicklung zusammen, an die man vor einem Jahrzehnt noch nicht zu denken gewagt hätte.

In einem neuen ›Abenteuer-Almanach‹, der sich einer ganzen Reihe von Themen aus dem Bereich der Unterhaltungsliteratur auf überwiegend populärwissenschaftliche Art annimmt, finden sich zwei Beiträge über Karl May. Siegfried Augustin⁷ behandelt die publizistische Auseinandersetzung, die 1910 zwischen May und John Ojiatekha Brant-

//315//

Sero ausgetragen wurde, einem Mohawk-Indianer, der mit Rudolf Lebius verbündet war und als vermeintlicher Experte gegen Mays »indianische Schauerliteratur« (zit. 53) vom Leder zog. Der Beitrag bietet - ohne große Kommentierung - die wichtigsten Dokumente dieses Streits, darunter auch Mays Flugblatt mit dem ergötzlichen Titel ›Herr Rudolf Lebius, sein Syphilisblatt und sein Indianer‹. Gerhard Klußmeiers Arbeit⁸ beginnt mit den von diesem Autor nun schon seit Jahren regelmäßig wiederholten Attacken gegen die angeblichen psychoanalytischen Irrwege der May-Forschung und stellt dann, in ihrem ertragreicheren Teil, eine bisher übersehene Quelle zum ›Winnetou‹-Roman vor: W. F. A. Zimmermann, Malerische Länder und Völkerkunde, Berlin 1863. Die wiedergegebenen Auszüge lassen vermuten, daß May in der Tat manche Einzelheiten seiner Darstellungen auf diese Arbeit gestützt hat, doch handelt es

sich wohl nicht, wie Klußmeier nahelegt, um » d a s Quellenwerk [Hervorhebung H. S.]« (78) schlechthin, sondern um eines von mehreren (vgl. Jb-KMG 1985, 348ff.).

Zu einem denkwürdigen Sachverhalt der neueren May-Forschung dringen wir in und mit den nächsten Absätzen dieses Berichts vor. Bekanntlich tituliert man Forschungsarbeiten über literarische Werke gelegentlich - zur Unterscheidung von diesen selbst: der ›Primärliteratur‹ - als ›Sekundärliteratur‹. Überblicke und Kommentare zur Sekundärliteratur verdienen sich dementsprechend das Etikett ›Tertiärliteratur‹. Mit den folgenden Seiten nun erreichen wir noch eine weitere Stufe, die rare Spezies der ›Quartärliteratur‹. Dergleichen hat es in der May-Forschung bisher höchst selten gegeben: einen Text, der einen Text vorstellt, in dem über Texte gehandelt wird, die May-Texte kommentieren.

Erwähnenswert ist da erst einmal eine Studie von Rudi Schweikert.⁹ Der Autor hat ein ganzes Buch über literaturwissenschaftliche Arbeiten publiziert, die nach seiner Meinung in vieler oder in jeder Hinsicht unsinnig sind und die Schriftsteller, mit denen sie sich befassen, gar als bedauernswerte ›Opfer‹ erscheinen lassen: Arno Schmidt, Kurd Laßwitz, Karl May. Um May geht es en passant im Kommentar zu einer Arno-Schmidt-Studie, in erster Linie aber in Schweikerts Attacke gegen Christoph F. Lorenz, die unter dem anspielungsreichen Titel ›Ein Schmetterling entpuppt sich als Made‹ steht (83ff.). Schweikert hält Lorenz vor, er sei zu vergleichen mit »einem Maurer, der seinen Mörtel nicht anzumachen versteht [. . .] der mit seinem Werkzeug nicht umgehen kann«; er sei ein Philologe, »der einfachste wissenschaftliche Grundregeln [. . .] nicht beherrscht, der fahrlässigen Umgang mit wertenden, meist abwertenden Worten pflegt und sich nachweislich nicht

//316//

darüber klar ist, was er mit zahlreichen seiner Sätze sagt« (84): das ist starker Tobak, der sogleich deutlich macht, daß wir es mit der altehrwürdigen Gattung der polemischen Streitschrift zu tun haben. Die Attacke stützt sich im wesentlichen auf Lorenz ›Silberlöwe‹-Aufsatz (Jb-KMG 1984, 139ff.), bezieht aber auch einige andere seiner Arbeiten ein. Es würde zu weit führen, den Fall an dieser Stelle ausführlich zu kommentieren, denn man hätte sich dabei in eine Vielzahl von Details zu vertiefen, deren Ausleuchtung zwar manches über die Einsichten der Herren Schweikert und Lorenz, aber relativ wenig über Karl May zu erkennen gäbe; im übrigen ist die hier thematisierte Auseinandersetzung in anderer Form auch schon in den ›Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft‹ ausgetragen worden (vgl. M-KMG 62/1984, 44ff.; 63/1985, 41ff.; 64/1985, 40ff.; 65/1985, 44), so daß sich die meisten Leser dieses Berichts ohne große Mühe aus erster Hand informieren können. Von Belang für die May-Forschung im engeren Sinne ist vor allem Schweikerts in einem abschließenden Exkurs ausgeführte Überlegung, Mays ›Hiob‹-Gedicht sei »ein durch ›Prometheus‹ gekonterter ›Ganymed‹ Goethes« (116).

Geht es hier vor allem um angebliche oder wirkliche individuelle Fehlleistungen einzelner Kommentatoren, so befaßt sich die nächste Arbeit, die zur Diskussion steht,¹⁰ mit einem grundlegenden Problem literaturwissenschaftlicher und -geschichtlicher Forschung; sie soll deshalb ausführlicher vorgestellt werden. Der in Fribourg tätige Germanist Harald Fricke hat schon seit längerem darüber geklagt, »daß sich Literaturwissenschaftler in der Alternative zwischen literarischem oder aber wissenschaftlichem Schreiben mit mehr oder weniger Erfolg für eine Art Sekundärpoesie zu entscheiden pflegen« (138). Er hat in seiner Dissertation, ›Die Sprache der Literaturwissenschaft‹ (1977), dargelegt,

daß die Diktion in germanistischen Interpretationen und Analysen »nicht nur dem allgemeinen Objektbereich ›Poesie‹ angenähert [wird], sondern nach Gattung, Stilregister und autorspezifischen Merkmalen auch dem speziell untersuchten literarischen Gegenstand: man redet über das Komische witzig, über das Tragische pathetisch, über das Dramatische dialogisierend, über das Lyrische rhythmisierend, über Thomas Mann ironisch, über Brentano klangspielerisch und über Trakl in syntaktischen Ellipsen«. Das erscheine vor allem deshalb bedenklich, weil es der Eindeutigkeit und Überprüfbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse abträglich sei: »Argumentation wird durch Suggestion ersetzt, Sachadäquatheit durch Stiladäquatheit vorgetäuscht« (139). Mit einem Wort: zu viele Literaturwissenschaftler schreiben eher poetisch oder pseudo-poetisch als wissenschaftlich-präzise, und das ist von Übel.

//317//

Der letztgenannte Gedanke kulminiert in der These, daß auch der Grad der Zustimmung, den literaturwissenschaftliche Publikationen bei ihren Lesern finden, eher von solchen ›Poetisierungen‹ abhängig ist als von der Argumentation selbst. Um diese These - die ja nun in der Tat ins Zentrum der Beschäftigung mit Literatur zielt - prüfen zu können, hat der Autor ein Experiment unternommen: Er hat »einen literaturwissenschaftlichen Aufsatz in zwei alternativen Fassungen veröffentlicht, die zwar zu Tarnungszwecken unterschiedliche Titel, Einleitung und Schluß erhalten mußten, die sich sonst aber im wesentlichen nur in Hinsicht auf den Grad ihrer sprachlichen Poetisierung radikal voneinander unterschieden«; Gegenstand dieser Arbeit(en) ist Karl Mays ›Old Surehand‹. Jene Fassung des Aufsatzes, die »von allen Elementen sprachlicher Poetisierung freigehalten [wurde]«, erschien im Jb-KMG 1981 unter dem Titel ›Karl May und die literarische Romantik‹; die andere, die »durchgehend den bewährten suggestiven Leserstrategien germanistischer Interpretationen angeglichen [ist]« (140) und bis in Eigentümlichkeiten des Stils und der im Aufsatz selbst »beschriebene[n] typische[n] Ablaufstruktur eines May-Romans« (141) dem Duktus des besprochenen Werkes folgt, erschien 1984 (Wie trivial sind Wiederholungen? Probleme der Gattungszuordnung von Karl Mays Reiseerzählungen. In: Erzählgattungen der Trivialliteratur, hg. v. Zdenko [´S]kreb und Uwe Baur, Innsbruck 1984, 125ff.; vgl. Jb-KMG 1980, 203ff., und Jb-KMG 1984, 267). Die Reaktionen auf diese beiden Fassungen »lassen nun an Eindeutigkeit leider nicht zu wünschen übrig« (141): Erstens seien die Poetisierungen in der 1984 veröffentlichten Version kaum jemandem aufgefallen; zweitens habe diese schon rein quantitativ erheblich mehr Reaktionen hervorgerufen als die andere, von Leserbriefen bis zu Einladungen zu Vorträgen; und drittens - dies ist wohl der gewichtigste Aspekt - habe die ›poetisierte Fassung‹ überwiegend Zustimmung gefunden, während die andere durchweg Skepsis und Ablehnung hervorrief und dem Verfasser sogar »mehrere massive Attacken mit persönlichen Angriffen« (144) eintrug. Frickses Fazit geht dahin, daß sich die oben erwähnte These über die ungebührliche Rezeption poetisierter Literaturwissenschaft ganz und gar bestätigt hat und daß es also im Interesse des wissenschaftlichen Fortschritts um so wichtiger ist, die »Wissenschaftsliteratur« nicht länger »als ein[en] Zweig von Literatur« zu pflegen und statt dessen - da sie »dem Ideal der Wahrheit verpflichtet ist« - für eine »schrittweise vorgehende Präzisierung der eingeführten Redeweisen über Literatur« (146) zu sorgen.

Frickses grundlegende Thesen werden nicht unwidersprochen blei-

//318//

ben: Man wird darauf verweisen, daß sein Exaktheitsideal vor vielen Objekten naturwissenschaftlicher Erkenntnis adäquat erscheinen mag, im Hinblick auf ästhetische Werke aber - die sich nach weitverbreitetem Urteil durch Offenheit und Vieldeutigkeit auszeichnen - zumindest in der hier geforderten Strenge verfehlt sei; daß Fricke über die Form des Essays nichts sagt, der geradezu per definitionem ›poetisiert‹ ist und dennoch erkenntnisträchtige Überlegungen zur Literatur formulieren kann; daß er überhaupt mit einer unangemessenen Alternativkonstellation operiert. Das Grundanliegen freilich, vor einer schwammigen und unsinnig stilisierten Terminologie zu warnen, sollte überwiegend Beifall finden: Die Fachliteratur umfaßt eine Unzahl von Arbeiten, denen man mit diesem Postulat entgegentreten könnte.

Indessen konzentriere ich mich auf zwei Aspekte, die in engerer Beziehung zu Fricke's May-Kommentar stehen. Der Autor deutet zwar in seinen einleitenden Überlegungen an, eine poetisierte Schreibweise schade der Stringenz der Argumentation; im Hinblick auf seine Texte zu May aber bleibt er den Beleg dafür schuldig, und die vergleichende Lektüre der beiden Versionen läßt denn auch keineswegs erkennen, daß der 1984er Fassung weniger Argumentationskraft innewohnt als der anderen. Ob Fricke nun »derselbe/dieselbe/dasselbe« schreibt (1984), wie May, oder die heute üblichen Wortformen benutzt (1981), ob er von »Wiederholungen, Wiederholungen und nochmals Wiederholungen« spricht (1984) oder einfach nur von Wiederholungen (1981), ob er den Gang seiner Überlegungen »als abenteuerliche Enträtselung eines Geheimniskomplexes« (141) à la ›Surehand‹ anlegt (1984) oder nicht (1981): für den Erkenntnisertrag der Arbeit(en) spielt es am Ende keine Rolle. Ist diese Beobachtung zutreffend, so erscheint zumindest im vorliegenden Fall Fricke's Feststellung fragwürdig, die poetische Formulierung literaturwissenschaftlicher Texte spiele einen »›Tiefsinn‹ vieler germanistischer Arbeiten« (139) nur vor und sei generell für allerlei Unfug in der Germanistik verantwortlich; wenn sie aber das sachliche Ergebnis der Analyse nicht beeinträchtigt, dann bleiben die Differenzen der Sprache allein im Hinblick auf die Leserreaktionen von Belang. Was aber ist eigentlich gegen eine Sprechweise zu sagen, die im wesentlichen die gleichen Einsichten artikuliert wie ihr Pendant und die dabei noch den Erfolg hat, mehr Zustimmung zu ernten als jene? Anders gesagt: Fricke müßte schon präzise darlegen, inwiefern ›Wie trivial sind Wiederholungen?‹ der Jahrbuch-Fassung inhaltlich unterlegen ist, um seine schweren Bedenken gegen eine sich poetisch gerierende Darstellungsweise der Literaturwissenschaft auch in diesem Fall überzeugend begründen zu können.

//319//

In e i n e m Punkt allerdings gibt es einen gravierenden inhaltlichen Unterschied, der die abweichenden Reaktionen erklären dürfte - doch er hat nichts mit der Frage der Poetisierung zu tun. Fricke spricht selbst von der »etwas unterschiedlich akzentuierten Schlußthese der beiden Fassungen« (144) und meint damit, daß er »Karl Mays im Haupttext beschriebene Gattungsmischung einmal als ›nichttrivial‹ [1984], einmal als ›in der Nachfolge der Romantik stehend‹ [1981]« (144) bezeichnet hat. Diese Wendung relativiert ganz erheblich die tatsächlich vorhandene Differenz zwischen den Schlußüberlegungen: Während es in der 84er Version mit der Feststellung der ›Nichttrivialität‹

weitgehend sein Bewenden hat, konstatiert Fricke in der 81er expressis verbis, May habe mit ›Old Surehand‹ jenen romantischen Roman verfaßt, den die Romantiker selbst »nur b e s c h r e i b e n, aber nicht s c h r e i b e n [konnten]« (Jb-KMG 1981, 33) - die Formulierung, er habe Mays »Gattungsmischung [. . .] als ›in der Nachfolge der Romantik stehend‹ bezeichnet«, ist da viel zu schwach. Ich vermute, daß ein großer Teil der skeptischen Reaktionen auf die nicht-poetisierte Fassung primär dieser Schlußpointe zu verdanken ist; einige der von Fricke mitgeteilten Kommentare - »gewagte These [. . .] These nicht ernst zu nehmen [. . .] geradezu aberwitzig« (143f.) - scheinen eindeutig in diese Richtung zu verweisen. Nicht überzeugend ist demgegenüber Frickes Hinweis, er habe die Romantik-These seinerzeit ja auch bei der Mitgliederversammlung der KMG vorgetragen und dennoch gewaltigen Beifall geerntet, sie könne also nicht für die negativen Kommentare verantwortlich sein: Spontane Reaktionen auf derartige Vorträge sind kein verlässlicher Gradmesser für die spätere fundierte Bewertung des Gehörten, und wer die Mitgliederversammlungen der KMG regelmäßig besucht und sich ihre Atmosphäre in Erinnerung ruft, der weiß - mit allem Respekt sei's gesagt - , daß dort auch die weniger gelungenen Vorträge stets eine zumindest freundliche Aufnahme finden. Um es zu wiederholen: die im Vergleich abwertenden Antworten auf die Jahrbuch-Fassung dürften eher mit der These von der Verwirklichung romantischer Konzepte durch Karl May zusammenhängen als mit dem Verzicht auf einen poetischen Duktus. Frickes weit ausgreifende Überlegungen finden also, so sehr man sein Anliegen im Grundsätzlichen für wichtig halten mag, in dem skizzierten Experiment wenig Bestätigung.

Zur Abrundung der Berichterstattung gehört auch in diesem Jahr der Hinweis auf Texte, über denen Mays Name als der des Autors steht: mit mehr oder weniger Berechtigung, wie aus gegebenem Anlaß hinzuzufügen ist.

//320//

- Die Karl-May-Gesellschaft hat die Reihe ihrer Reprints mit den Bänden ›Der Krumir‹ und ›Unter den Werbern‹[11](#) fortgesetzt. Sie enthalten kürzere Erzählungen, die einst in diversen entlegenen Publikationen erstmals erschienen sind, z. B. in Kalendern und wenig verbreiteten Zeitschriften, und die deshalb in den bisherigen Reprintserien unberücksichtigt blieben oder auch bleiben mußten, weil sie erst jüngst von eifrigen Fahndern wiederentdeckt wurden. ›Der Krumir‹ bietet Texte, deren Handlung auf exotische Schauplätze führt, wie wir sie aus Mays berühmtesten Werken kennen, während ›Unter den Werbern‹ Humoresken, Dorfgeschichten und Erzählungen um den ›Alten Dessauer‹ umfaßt. Beide Bände sind drucktechnisch hervorragend gelungen. Instruktive Vorworte verschiedener Autoren stellen jeweils die Publikationsgeschichte der einzelnen Texte vor und geben erste Hinweise zur Interpretation und Analyse, wobei leider gar zu oft, vor allem im ›Werber‹-Band, dem anscheinend unausrottbaren Vorurteil gehuldigt wird, ein literarisches Werk sei schon ob der puren Existenz autobiographischer Implikationen zu loben.
- Bernhard Kosciuszko erwarb sich bereits mit seiner bei Reclam publizierten Studienausgabe des ›Geist des Llano estakado‹ editorische Verdienste (vgl. Jb-KMG 1985, 382f.). In der Reihe der ›Hamburger Lesehefte‹ hat er nun - als ›Heftbearbeiter‹ - Mays ›Im wilden Westen‹[12](#) erscheinen lassen, die frühe Fassung der Erzählung von Winnetous Tod. Die ›Hamburger Lesehefte‹ dienen, wie ›Reclams Universalbibliothek‹, Zwecken des Unterrichts in Schule und Universität, und so sind denn auch die beiden Bände in mancher Hinsicht ähnlich konzipiert. Allerdings fallen die Erläuterungen und Kommentare der ›Lesehefte‹ - vermutlich aufgrund der Vorgaben des Verlags - erheblich kürzer

aus als die zum ›Geist‹.

- Der Bamberger Karl-May-Verlag hat seine ›Gesammelten Werke‹ um den seit langem angekündigten 74. Band ergänzt: ›Der Verlorene Sohn‹¹³, den nach ›Das Buschgespenst‹ und ›Der Fremde aus Indien‹ dritten Text, der auf Mays großen Kolportageroman gleichen Titels (1883-85) zurückgeht. Über Sinn und Unsinn der bearbeiteten Ausgaben des Karl-May-Verlags ist bekanntlich viel gestritten worden, und gerade die Münchmeyer-Romane sind ja von den Textveränderungen in besonders hohem Maße betroffen. Über diesen neuen Band im einzelnen zu urteilen, setzte deshalb voraus, die grundsätzliche Diskussion noch einmal aufzurollen und dabei einen ausführlich begründeten Standpunkt einzunehmen; das kann hier nicht geschehen. Alles in allem fügt sich ›Der Verlorene Sohn‹ wohl

//321//

- und das kann man nun so oder so verstehen - würdig in die Reihe seiner Vorgänger ein. Wer von der Bamberger Editionsstrategie grundsätzlich nichts hält, mag sich immerhin dadurch besänftigt fühlen, daß Lothar Schmid's ›Geleitwort‹ und Christoph F. Lorenz' ›Nachwort‹ zu erkennen geben, daß und unter welchen Aspekten diesmal in Mays Text eingegriffen wurde; das war in solcher Eindringlichkeit sonst nicht der Fall. Überhaupt scheint mir die Hinzufügung derartiger kurzer Erläuterungen, wie wir sie hier vor allem in Lorenz' Ausführungen finden, ein verdienstvolles Verfahren zu sein, das auch bei Neuauflagen der übrigen Bände Schule machen sollte: Es würde dem Charakter der an ein möglichst großes Publikum adressierten Leseausgabe nichts nehmen und dem Interessierten doch zugleich wertvolle Aufschlüsse im Hinblick auf ein weiterführendes Textverständnis vermitteln.

¹ Reinhold Frigge: Das erwartbare Abenteuer. Massenrezeption und literarisches Interesse am Beispiel der Reiseerzählungen von Karl May. Bonn 1984

² Hartmut Lutz: ›Indianer‹ und ›Native Americans‹. Zur sozial- und literarhistorischen Vermittlung eines Stereotyps. Hildesheim-Zürich-New York 1985

³ Harald Eggebrecht: Sinnlichkeit und Abenteuer. Die Entstehung des Abenteuerromans im 19. Jahrhundert. Berlin-Marburg 1985

⁴ Ulf Abraham: Die Angst vor der Entdeckung und die Entdeckung der Angst. Ein Motiv bei Franz Kafka und Karl May. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 59/2, 1985 S. 313-340

⁵ Erich Heinemann: May, Karl. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch. Bd. 10, hg. v. Heinz Rupp und Carl Ludwig Lang. Bern ³1986 Sp. 614-628

⁶ Margy Gerber: Old Shatterhand Rides Again! The Rehabilitation of Karl May in the GDR. In: Studies in GDR Culture and Society. Bd. 5. Lanham-London 1985 S. 237-250

⁷ Siegfried Augustin: Old Shatterhands Kampf mit der ›Brennenden Blume‹. Dokumentation eines Zweikampfs. In: Vom Old Shatterhand zum Sherlock Holmes. Ein Abenteuer-Almanach, hg. v. Siegfried Augustin und Walter Henle. München 1986 S. 47-69

⁸ Gerhard Klußmeier: Karl May, Schriftsteller - kein Psychopath. In: ebd. S. 71-112

⁹ Rudi Schweikert: Germanistisches Elend. Wider die Pseudo-Wissenschaftlichkeit. Mit den ›Opfern‹ Arno Schmidt, Kurd Laßwitz und Karl May. Frankfurt a. M. 1985

¹⁰ Harald Fricke: Suggestion statt Argumentation. Beobachtungen zur Wirkung literaturwissenschaftlicher Prosa. In: Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Kontroversen, alte und neue, hg. v. Albrecht Schöne. Bd. 10, hg. v. Wilhelm Vosskamp und Eberhard Lammert Tübingen 1986 S. 138 - 147

¹¹ Karl May: Seltene Originaltexte. Bd. 1: Der Krumir. Bd. 2: Unter den Werbern, hg. v. Herbert Meier im Auftrag der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg o. J. (1985/1986)

¹² Ders.: Im Wilden Westen (Hamburger Lesehefte. Nr. 169). Husum o. J. (1986)

¹³ Ders.: Der Verlorene Sohn (Gesammelte Werke. Bd. 74), hg. v. Lothar Schmid. Bamberg 1985

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//322//

ERICH HEINEMANN

Arbeit, Pläne, Perspektiven

Karl-May-Gesellschaft 1985/1986

Auch im Berichtsjahr 1985/86, im 18. Jahr ihres Bestehens, ist die KMG auf den verschiedenen Feldern ihres Wirkens wieder erfolgreich vorangeschritten. Sie hat den Kreis ihrer Mitglieder ausdehnen können. Sie hat Titel und Umfang ihrer Publikationen vermehrt. Sie hat neue Forschungsprojekte in Angriff genommen und neue Kontakte geknüpft. Sie hat - schließlich - auch ihren administrativen Bereich modernisiert und sich hier neue Verarbeitungsformen zunutze gemacht, ohne die es bei der Größe der Gesellschaft und der Vielfalt ihrer Aufgaben schlechterdings nicht geht.

I

Die Aktivitäten in der Mitgliederwerbung brachten Erfolge. Geschäftsführer Erwin Müller registrierte in den ersten 30 Monaten seiner Tätigkeit (1. 1. 1984 bis 30. 6. 1986) einen Zuwachs von rund 250 Mitgliedern, so daß die KMG nunmehr auf die Zahl 1200 zuschreitet. Zu diesem Ergebnis trugen auch einzelne Mitglieder persönlich bei; ihnen wird am Ende dieses Berichts mit Namensnennung gedankt.

Nach langer Vorbereitung, die durch das Datenschutzrecht bedingt war, ist im Frühjahr 1986 endlich das immer wieder gewünschte Mitgliederverzeichnis erschienen, das jedoch unvollständig bleiben mußte, da nicht alle Mitglieder die Karte mit ihren Personaldaten zurückschickten.

II

Einen breiten Raum in der Arbeit der KMG nehmen traditionell die Publikationen ein, als Hauptorgan das Jahrbuch (bis zu 390 S., Ln.), daneben die vierteljährlich erscheinenden Mitteilungen (über 50 S., brosch.) mit der Beilage INFORM und der Geschäftsführerbrief (16 S.), ferner die Monographienreihe der Sonderhefte, die Bände ›Materialien zur Karl-May-Forschung‹ und die Reprintreihen früher Zeitschriftendrucke mit May-Erzählungen.

//323//

Jährlich werden jetzt nahezu 8000 regelmäßig anfallende Sendungen verschickt, hinzu kommt die Auslieferung der Einzelbestellungen aus dem Angebot an Publikationen. Diese Zahlen mögen veranschaulichen, welch einen Umfang allein der Geschäftsbetrieb mittlerweile angenommen hat, mit Adressendienst, Versand, Rechnungsverkehr, Kalkulation neuer Projekte, Finanzierung und Lagerhaltung. Und was erst haben Autoren und Redaktion zu bewältigen - einschließlich Layout und Aufbereitung der Skripte für die Produktion. Im Berichtszeitraum sind erschienen:

Sonderhefte

56

Uwe Neßler: Register zu Karl Mays Prozeßschriften.
1985, 40 S.

Eine wertvolle Ergänzung zu folgenden Veröffentlichungen des Karl-May-Verlages:

1. Frau Pollmer, eine psychologische Studie
2. Ein Schundverlag I/II
3. An die 4. Strafkammer

57

Hartmut Schmidt: »Die Naturkraft ist ihm unterthan«. Technische Fragen im Werk Karl Mays. Mit Beiträgen von Bernhard Kosciuszko und Ingmar Winter.
1985, 52 S.

58

Alfred Schneider: Mein Leben mit Karl May.
1985, 50 S., Fotos, Faksimiles.

Der Verfasser, Mitbegründer und langjähriger Geschäftsführer der KMG, schildert, wie er 1916 zu Karl May fand und ihm seitdem treu verbunden blieb.

Gleichzeitig ein Stück Geschichte der KMG in ihren ersten 15 Jahren.

59

Günter Henkel/Ingmar Winter: Gesicht und Maske. Beiträge zu Physiognomie und Rollenspiel bei Karl May.
1985, 56 S.

60

Hedwig Pauler: Deutscher Herzen Liederkranz. Lieder und Gedichte Karl Mays aus den Reiseerzählungen und dem Früh- und Spätwerk.
Teil II. 1985, 96 S.

61

Peter Richter/Uwe Neßler: Bilder aus Ardistan. Karl-May-Stätten in Sachsen.
1986, 240 S., über 300 Abb., Frontispiz und einige Zeichnungen von Carl-Heinz Dömken.

63

Die umfangreiche Bilddokumentation umfaßt:

1. Hohenstein-Ernstthal
2. Waldenburg, Plauen, Glauchau
3. Chemnitz
4. Von Rochlitz bis Stollberg
5. Zwickau - Schloß Osterstein
6. Waldheim
7. Dresden
8. Radebeul

//324//

64

Hansotto Hatzig: Karl-May-Register. Frühwerke und Dorfgeschichten.
1986, 52 S.

Diesem 15. Registerheft, ausgestattet mit Anmerkungen und Konkordanzverweisen, folgt noch ein letztes; damit ist dann Mays Gesamtwerk registerlich erschlossen.

65

Bettina Müller: Zur Darstellung der Frau und der Beziehung der Geschlechter in Karl Mays »Waldröschen«.
1986, 52 S.

Seit Erscheinen des Olms-Nachdruckes (1969 - 71) hat dieser Roman immer neue Diskussionen ausgelöst. Die Verfasserin kommt zu dem Ergebnis, daß im »Waldröschen« das »bürgerliche Rollenverständnis von Mann und Frau« im 19. Jahrhundert umfassend entwickelt und dargestellt wird.

Auch ein lesenswerter Beitrag zur Trivalliteraturforschung.

Bd. 9	Udo Kittler: Karl May auf der Couch? Die Suche nach der Seele des Menschen. Eine literaturpsychologische Studie zur Rezeption der »Lehre vom Unbewußten« im Spätwerk Karl Mays. 1985, 200 S., Zeichn. Carl-Heinz Dömken Der Verfasser kommt in seiner Studie zu dem Ergebnis: »Wer Karl Mays Spätwerk liest und versteht, findet Zugang zu psychologischen Fragen.«
Bd. 10	Beruhard Kosciuszko: Im Zentrum der May-Hetze. Die Kölnische Volkszeitung. Mit einer Vita Cardauns von Dr. Christoph F. Lorenz. 1985, 249 S. (Großformat), Abb., Zeichn. Carl-Heinz Dömken. Eine Dokumentation des Karl-May-Streites von 1899 bis 1912 in der deutschen Presse. Mit noch unbekannten Beiträgen von Karl May.

Gelsenkirchener Reprints

	Seltene Originaltexte von Karl May
Bd. 1	Der Krumir, 1985, 303 S.
Bd. 2	Unter den Werbern, 1986, 324 S. Einführungen zu den Bänden: Herbert Meier.
	Beide Bände sind reich mit Vignetten, Bildern und Dokumenten ausgestattet. Jeder May-Text wird ausführlich und sachkundig kommentiert. Mitarbeiter sind Siegfried Augustin, Engelbert Botschen, Gerhard Klußmeier, Ekkehard Koch, Hartmut Kühne, Christoph F. Lorenz, Sigrid Seltmann, Wilhelm Vinzenz und Jürgen Wehnert. In diesen Bänden werden Originaltexte Mays zum ersten Male der Forschung zugänglich gemacht und gleichzeitig für die Nachwelt gesichert.

Aus dem Archiv der KMG

Hermann Wiedenroth und Ekkehard Bartsch betreuen gemeinsam das Archiv der KMG. Sie geben in sporadischen Abständen die ›Archiv-Nachrichten‹ heraus.

Erschienen ist ferner:

Hermann Wiedenroth: Karl May in der zeitgenössischen Presse. Ein Bestandsverzeichnis. 189 S.

Diese Bibliographie erfaßt mit genauen Daten alle im Archiv der KMG vorhandenen Veröffentlichungen zum Karl-May-Streit, Polemiken des Für und Wider, ferner zahlreiche Rezensionen seiner Bücher.

//325//

III

Nach der erfolgreichen Tagung in Königswinter am Rhein (1985) soll der nächste Karl-May-Kongreß 1987, im 75. Todesjahr Karl Mays, vom 18. bis 22. November in Wien stattfinden - und damit erstmals außerhalb der Bundesrepublik. Die KMG, der schon heute Mitglieder in 14 verschiedenen Ländern angehören, will sich international weiter öffnen. Das stärkste Kontingent außerhalb der Bundesrepublik stellt Österreich; schon dies Grund genug, der österreichischen Hauptstadt eine Reverenz zu erweisen. Zudem liebte Karl May Österreich. In Wien hielt er am 22. März 1912, wenige Tage vor seinem Tode, seine denkwürdige ›Friedensrede‹ und feierte den größten, zugleich auch letzten Triumph seines Lebens.

Schon zu Lebzeiten besaß Karl May in Österreich zahlreiche Freunde und Anhänger; hier nahm auch die erste seriöse Karl-May-Forschung ihren Anfang. In ihren Annalen stehen die Namen Viktor Böhm, Franz Cornaro, Otto Forst-Battaglia, Anton Haider, Amand von Ozoróczy, Ludwig Patsch. Von ihnen wird Prof. Viktor Böhm in Wien einen Vortrag halten, zugleich soll im Rahmen der Tagung dem Nestor der Karl-May-Forschung, dem hochbetagten Dr. Franz Cornaro, eine besondere Ehrung zuteil werden.

Über Gestaltung und Ablauf dieser Tagung, die satzungsgemäß nach vier Jahren wieder die Wahl eines

neuen Vorstandes vorsieht, berieten Vorstand und Mitarbeiter am 5./6. April in Arolsen (Hessen) und 1./2. November 1986 in Hannover.

Zum 75. Todestag Karl Mays am 30. März 1987 bringt die Deutsche Bundespost eine Sonderbriefmarke (80 Pfennige) heraus. Dies ist nicht zuletzt das Ergebnis der Bemühungen von Mitgliedern der KMG, allen voran Dr. Walter Laue, Ministerialdirektor im Bundespostministerium. Es beweist, welche Wertschätzung Karl May heute in der breiten Öffentlichkeit genießt. Sicher haben die Forschungsbemühungen der KMG auch zu diesem neuen Bild Karl Mays beigetragen. Ausgabetag der Sonderbriefmarke: 12. Februar 1987.

Die KMG ist Mitglied der ›Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften‹. Am 29./30. Mai 1986 fand im Literarischen Colloquium Berlin die Gründungsversammlung statt, an der für die KMG Geschäftsführer Erwin Müller teilnahm. Die angeschlossenen Gesellschaften wollen zum gegenseitigen Nutzen zusammenarbeiten. Sie versprechen sich eine größere Breitenwirkung und rechnen auch mit der Möglichkeit, daß ihre Arbeit vom Staat aus kulturpolitischer Sicht mit finanziellen Mitteln gefördert wird.

//326//

Auch zu anderen Institutionen unterhält die KMG Beziehungen. Verbindungen bestehen mit Forschern und Forschungsstätten in der DDR. Das neue Kulturabkommen zwischen der Bundesrepublik und der DDR eröffnet hier hoffentlich noch weiterreichende Möglichkeiten.

Karl May im Deutschen Literatur-Lexikon. In dem bekannten, von Wilhelm Kosch 1928 begründeten, inzwischen in der dritten Auflage - Band 10, ausgeliefert Februar 1986 - vorliegenden Biographisch-Bibliographischen Handbuch wird Leben, Werk und Wirkung Karl Mays ein umfangreicher Artikel gewidmet. Während die zweite Auflage (1949- 1958) ihm nur 1 1/2 Spalten einräumte, sind es nun 14 Spalten; damit gehört die Abhandlung zu den »Großartikeln« des Lexikons. Die Artikel sind gegliedert in: Vita, Schriften, Ausgaben, Periodica, Bibliographie, Textgeschichte, Literatur. Nach den Redaktionsrichtlinien waren die Schriften in chronologischer Reihenfolge nach ihrer ersten selbständigen Buchveröffentlichung aufzuführen. Der Francke Verlag, Bern und München, bei dem das DLL erscheint, wandte sich an die KMG; die Ausarbeitung des Lexikon-Artikels übernahm der Verfasser dieses Berichtes.

Unser Mitglied Dr. Rudolf Beissel, der Mitherausgeber der ersten Karl-May-Jahrbücher (1918 - 1920), verstarb im hohen Alter von 92 Jahren. Er gehörte der frühen Generation der Karl-May-Forscher an. In unserem ersten Jahrbuch berichtete er über den letzten Prozeß Karl Mays in Moabit am 18.12.1911, den er als Augenzeuge miterlebte (»Und ich halte Karl May für einen Dichter . . .« In: Jb-KMG 1970 S.11 - 46).

IV

Die Verfasser des ›Karl-May-Handbuches‹, das Prof. Dr. Gert Ueding im Kröner-Verlag Stuttgart

herausgibt, stammen zum großen Teil aus den Reihen der KMG. Dieses Handbuch verspricht zu einem Nachschlagewerk par excellence zu werden. Nach der Verlagsplanung soll es im Herbst 1987 in einem Umfang von 750 Seiten erscheinen.

›Das Buch der Liebe‹, das um 1875 der Verlag Münchmeyer, Dresden, herausbrachte, dürfte nach heutigen Erkenntnissen zu großen Teilen (etwa 280 S.) von Karl May stammen. Nachdem es unserem Mitglied Gernot Kunze, Berlin, gelungen ist, ein - wenngleich noch unvollständiges - Exemplar dieses lange verschollenen Buches aufzutreiben, will die KMG einen reprographischen Nachdruck veranstalten, der die Teile, die Karl May zugeschrieben werden, umfaßt. Das Projekt ist in Arbeit.

//327//

Bislang liegt ein Register zu den Jahrbüchern der KMG vor und ist noch erhältlich, das bis 1975 reicht. Das Register 1976 bis 1980 ist druckreif, und das Register für die Jahrbücher 1981 bis 1985 ist in Arbeit.

In der Reihe der ›Regensburger Reprints‹ wird als nächster Band der ›Kamerad‹-Erzählungen in Kürze Karl Mays ›Schatz im Silbersee‹ mit einer Einführung von Dr. Christoph F. Lorenz erscheinen.

In der weiteren Planung ist der nächste Materialien-Band dem Thema Hitler und May gewidmet, ferner ist ein ›Personen-Lexikon‹ vorgesehen, das detailliert Auskunft gibt über alle bei Karl May namentlich auftretenden Personen (mit ausführlicher Beschreibung und Angabe der Fundstellen).

In Königswinter haben Mitglieder über ihre »Leseerfahrungen mit Karl May« gesprochen. Diese Texte sind auf Tonband mitgeschnitten und sollen als Sonderheft der KMG veröffentlicht werden.

Ferner wird daran gedacht, alle Mitglieder mittels eines Fragebogens dazu aufzurufen, über ihre individuellen Leseerfahrungen mit Karl May zu berichten. Das zu veröffentlichende Ergebnis dieser Aktion könnte ein repräsentatives Bild zur Rezeptionsgeschichte liefern, da innerhalb der KMG alle Altersschichten und nahezu alle Berufe vertreten sind.

Die KMG wird weiterhin Fakten und Details zur Biographie Karl Mays zusammentragen und aufbereiten. Sie wird ihr Reprintprogramm mit Erstdrucken Mays fortsetzen, bis dieses Projekt vollständig abgeschlossen ist. Sie wird neben Werkinterpretationen, neben der Entschlüsselung und Deutung des beziehungsreichen Alterswerks ihr Augenmerk der Erforschung von Quellen, Vorbildern und literarischen Verwandtschaften bei Karl May widmen und sich dem Gebiet der Wirkungsgeschichte verstärkt zuwenden.

Karl May wird der Forschung noch lange Zeit Stoff liefern.

V

Die wissenschaftliche Arbeit der KMG haben im Jahre 1986 durch eine namhafte Spende (100 DM und

mehr) folgende Mitglieder gefördert:

Bernd Arlinghaus (Mailand/Italien), Josef Baur (Sarmenstorf/Schweiz), Hans Georg Belzer von Albertis (Hilden), Erich Berchem (St. Ingbert), Joachim Biermann (Lingen), Linny Claudius (Hamburg), Rolf Cromm (Kürten), Klaus Eggert (Stuttgart), Volker Eschen (Bonn), Walter K. Fassmann (Salt Lake City/USA), Paul Fila (Wien/Österreich), Max Fischer (Großaitingen), Ruprecht Gammiller (Bonn), Horst Gesche (Berlin), Bernhard Giering (Berlin), Herbert V. Geisler (Hermeskeil), Gerhard Greiner (Ludwigsburg-Oßweil), Hanswil-

//328//

helm Haefs (Bonn), Hansotto Hatzig (Oftersheim), Erich Heinemann (Hildesheim), Heinz-Dieter Heuer (Neuenhaus), Hans Höber (Solingen), Volker Huber (Offenbach), Walther Ilmer (Bonn), Ilpo Erkki J. Karonen (Orivesi/Finnland), Reinhard Köberle (Kempten), Hartmut Kühne (Hamburg), Karl-Heinz Laaser (Berlin), Kurt Langer (Regensburg), Renate Lederle (Vaterstetten), Heinz Lieber (Bergisch Gladbach), Günter Marquardt (Berlin), Heinz Mees (Rüsselsheim), Herbert Meier (Hemmingen), Jürgen Meiser (Hürth), Harald Mischnick (Kronberg), Mischa Mleinek (München), Horst Müggenburg (Mönchengladbach), Bernhard Müller (Lüdenscheid), Erwin Müller (Berlin), Harald Müller (Lorsch), Friedhelm Munzel (Dortmund), Annelotte Pielenz (Nassau), Ulrich Plath (Neustadt a. Rbge.), Werner Pramann (Berlin), Gertrud Reuthe (Wuppertal), Claus Roxin (Stockdorf), Hans-Georg Schauer (Kelkheim), Berndt Dietmar Scheer (Bonn-Röttgen), Robert A. Schlindwein (Karlsdorf), Alfred Schneider (Hamburg), Reiner Schneider (Berlin), Sigrid Seltmann (Berlin), Karl Serden (Ubstadt-Weiher), P. J. Simons (Swalmen/Holland), Harald Sturm (Ratingen), Clemens Themann (Visbek), Gert Ueding (Tübingen), Winfried Wolf (Celle), Udo Wolff (Karlsruhe), Heidi Wychlacz (Swisttal-Buschhoven).

Wir danken diesen wie auch allen übrigen, hier nicht genannten, Spendern. Unser Dank gilt ferner unseren Autoren, die für Jahrbuch, Mitteilungen, Sonderhefte, Materialienbände, Reprints und unsere sonstigen Publikationen schreiben - und nicht zuletzt den ungenannt bleibenden Mitarbeitern und Helfern.

Ein besonderer Dank gebührt denen, die auch 1986 der KMG neue Mitglieder zuführten:

Rainer Buck (Marbach), Erich Heinemann (Hildesheim), Hans-Christian Knüppel (Iserlohn), Hartmut Kühne (Hamburg), Ludwig Legge (Marburg), Heinz Mees (Rüsselsheim), Erwin Müller (Berlin), Richard Peter (Mödling/ Österreich), Claus Roxin (Stockdorf), Friedhelm Spürkel (Düsseldorf), Erhard Treude (Bamberg), Wilfried Unverricht (Mülheim), Hermann Wiedenroth (Langenhagen).

Allen, die dieses Jahrbuch lesen, Mitgliedern wie anderen, steht die KMG gern zur Verfügung.
Zuschriften bitte richten an den

Geschäftsführer der Karl-May-Gesellschaft
Erwin Müller
Maximiliankorso 45
D-1000 Berlin 28

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)

//329//

Die Autoren des Jahrbuchs

Heinemann, Erich (1929), Verwaltungsdirektor i. R., 3200 Hildesheim, Am Neuen Teiche 69 · *Ilmer, Walther*, (1926), Oberregierungsrat, 5300 Bonn 1, Letterhausstraße 4 · *Lorenz, Dr. Christoph F.* (1957), Professor an der Musikhochschule, 4000 Düsseldorf, Friedrichstraße 80 · *Neumann, Dr. Gerhard* (1934), o. Universitätsprofessor, 7808 Waldkirch, Hindenburgstraße 6 · *Schmid, Roland* (1930), Verleger, 8600 Bamberg-Bug, Bamberger Straße 8 · *Schmiedt, Dr. Helmut* (1950), Privatdozent, 5000 Köln 80, Ernststraße 24 · *Scholdt, Dr. Günter* (1946), Wissenschaftlicher Mitarbeiter, 6602 Saarbrücken-Dudweiler, Uhlandstraße 9 · *Seybold, Ernst* (1928), Pfarrer, 8531 Ergersheim, Haus 41 · *Stolte, Dr. Heinz* (1914), Universitätsprofessor, 2000 Hamburg 61, Vietinghoffweg 5 · *Vollmer, Dr. Hartmut M. A.* (1957), Literaturwissenschaftler, 4790 Paderborn, Tannenweg 3 · *Winter, Dr. Ingmar* (1942), Studiendirektor, 4440 Rheine 1, Quellenstraße 34 · Die vollständige Anschrift des Autors *Kunicki, Wojciech* (Jahrbuch 1986) ist: Wrocław, ul. Horbaczewskiego 71/13, VR Polen.

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Alle Jahrbücher](#)

[Titelseite KMG](#)